



Wissenschaftsmagazin der  
Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt am Main

# Forschung Frankfurt



**Vertrag über die Gründung einer Universität  
in Frankfurt am Main**

Sonderband zur  
Geschichte der Universität







# Editorial

**D**ie Goethe-Universität hat eine einzigartige Geschichte. Als Stiftungsuniversität verdankt sie ihre Existenz dem Mäzenatentum Frankfurter Bürger. Deren Ziel war es 1914, eine Stätte der Wissenschaft zu schaffen, die liberal, weltoffen und jedem zugänglich sein sollte. Die Mäzene scheinen ihrem Ziel nahe gekommen zu sein: Ein Indiz dafür ist, daß in der Zeit des Kaiserreichs Frankfurt die einzige deutsche Universität war, an der Juden Ordinarien werden konnten. Das hat allerdings nicht verhindert, daß auch die Goethe-Universität in der Zeit des Nationalsozialismus gleichgeschaltet wurde und ein Drittel ihrer Wissenschaftler vertrieben wurde.

Die Geschichte der Goethe-Universität selbst stand immer wieder im Zentrum historischer Forschung. Davon zeugen nicht zuletzt zwei hervorragende monographische Darstellungen. Paul Kluge hat 1972 einen ausführlichen Band über die Zeit von 1914 bis 1932 vorgelegt. 1989 folgte Notker Hammerstein mit dem ersten Band seines Werkes zur Universitätsgeschichte, der immerhin die Zeit bis 1950 abdeckt. Ergänzt werden diese beiden grundlegenden historischen Werke durch zahlreiche Aufsätze, von denen viele in FORSCHUNG FRANKFURT erschienen sind. Sie werden hier in einem geschlossenen Band erneut vorgelegt.

Wie Spotlights richten sie sich auf prägende Entwicklungen, auf wichtige Ereignisse, auf einzelne Fachgebiete, auf herausragende Persönlichkeiten. Die Themen reichen von der allgemeinen Frage nach



dem Verhältnis von Stadt und Wissenschaft im 19. Jahrhundert in Frankfurt am Main über die konkrete Frage nach der Namensgebung der Universität bis hin zur Geschichte der Chemie oder der Mathematik. Persönlichkeiten wie Martin Buber, Max Wertheimer, Leo Frobenius und viele andere kommen in den Blick – schließlich auch das Institut für Sozialforschung als der Ort kritischer Gesellschaftstheorie. Die verschiedenen Beiträge sind wie Mosaiksteine, die sich hier zu einem Gesamtbild fügen. Und darin liegt im wesentlichen das Verdienst der vorliegenden Ausgabe: die historischen Aufsätze aus FORSCHUNG FRANKFURT in einen neuen Kontext zu stellen und dem Interessierten leichter zugänglich zu machen.

Der Band erscheint zur rechten Zeit. Die Hochschulreform hat an Fahrt gewonnen. „Leistungsorientierte Mittelzuweisung“ und „Zielvereinbarung“ sind zu Schlagworten geworden, die schon bald ganz konkret in die Hochschulpolitik eingreifen werden. Die hessischen Hochschulen sind jetzt aufgefordert, über

sich selbst nachzudenken, für die Zukunft Schwerpunkte in Forschung und Lehre zu benennen. Ein Leitbild der Universität soll entwickelt werden, so die Vorstellung der hessischen Landesregierung, als eine Art Grundlage für weitere Überlegungen.

Es ist sicherlich kein Fehler, darüber nachzudenken, wo man Akzente setzen möchte und wie man das Profil der Universität schärfen kann. Über die Tradition sollte man dabei freilich nicht hinweggehen. Es lohnt sich, in die Geschichte zu schauen, auch und gerade wenn man die Zukunft im Auge hat. Und dafür bietet der vorliegende Band eine gute Grundlage.

Ich danke der Vereinigung von Freunden und Förderern unserer Universität für den großzügigen Zuschuß zur Drucklegung dieses Bandes. Hier zeigt sich die Bürgeruniversität in ihrer besten Tradition.

*W. Meißner*

Professor Dr. Werner Meißner  
Präsident der Goethe-Universität



## Campus-Universität



## Die Zukunft der Goethe-Universität

„Orte, Räume beeinflussen Haltungen.“ Der Präsident der Goethe-Universität *Werner Meißner* sieht in der Entwicklung einer Campus-Universität auf dem Gelände des Poelzig-Baus, ehemaliges I.G. Farben Haus, und auf dem sich anschließenden Nordgelände die einmalige Chance, in Frankfurt eine moderne universitäre Öffentlichkeit zu schaffen.

Um Bildungschancen zu optimieren und fächerübergreifende Zusammenhänge zu stiften, braucht es einen Rahmen, der die Rolle von Raum und Zeit angemessen berücksichtigt und der die Güte der Universität intern wie extern sichtbar werden läßt. Meißner ist sich sicher, daß der Westend-Campus diesen Rahmen schafft.

## Wissenschaftsstadt Frankfurt

„Frankfurt steht glänzend da...!“  
Stadt und Wissenschaft im 19. Jahrhundert

Das Image der Mainmetropole als Messe- und Handelsstadt sowie als Stadt der Kaiserkrönungen ist bereits im 17. Jahrhundert ausgeprägt und bestimmt bis heute, angereichert durch die Variante Bankstadt, das historische Bewußtsein. Dabei wird allzu gern unterschlagen, welche Bedeutung die Wissenschaften insbesondere im 19.

Jahrhundert in dieser Stadt gehabt haben. Davon zeugen sowohl die vielfältigen Museums- und Bibliotheksbauten, als auch die Gründung von zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen. Der Historiker *Jürgen Steen* zeichnet die Entwicklungslinie der Wissenschaftsstadt bis zur Gründung der Universität nach.

## Bürgerengagement für Wissenschaft



## Stiftungen zum Wohle von Stadt und Wissenschaft

Ohne das finanzielle Engagement der Frankfurter Stifter und die beharrlichen Bemühungen des Oberbürgermeisters Franz Adickes wäre auch der erneute Anlauf zur Gründung einer Universität in der Mainmetropole zum

Scheitern verurteilt gewesen. Über die frühe Phase der Stiftungsuniversität, einem Unikum in der deutschen Hochschullandschaft, aber auch über das weitere Engagement der Bürger für ihre Universität berichtet *Fred G. Rausch*.

## Blüte – Niedergang – Wiederaufbau

Von der hohen Schule des Geistes  
zur Hochschule der Gleichgeschalteten

Eine fortschrittliche und experimentierfreudige Universität ohne den Einfluß von Staat und Kirchen – so hatten sich die vorwiegend jüdischen Stifterfamilien ihre Hochschule vorgestellt. Die Nationalsozialisten zerstörten gleich nach der „Machtergreifung“ dieses Profil, ein Drittel der Professoren – vornehmlich Juden – werden entlassen, vertrieben und verfolgt. Die „gleichgeschaltete“ Universität, deren Professoren sich in der Mehrzahl eher in den Elfenbeinturm der Wissenschaft zurückzogen, funktionierte im Sinn der neuen Machthaber. Auch um Lehrstüh-

le und Institute für die „zeitgemäßen“ Fächer – wie die Rassenlehre – bemühten sich Rektor und Senat. Die Kriegsjahre beeinträchtigten den Studienbetrieb immer stärker: Junge Männer sollten sich nicht mit Büchern, sondern im Felde auszeichnen. Nach Kriegsende widersetzte sich zunächst die amerikanische Besatzungsmacht der Wiedereröffnung der Universität, gab aber im Februar 1946 dem Drängen einiger Professoren nach. *Notker Hammerstein* gibt einen Einblick in die Geschichte der Universität von der Gründung bis zu den fünfziger Jahren.

## Uni-Geschichte im Buch

## Alte Akten – Neue Funde

Über seine Arbeit an der 1989 veröffentlichten Universitätsgeschichte berichtet *Notker Hammerstein* im Gespräch mit *Ulrike Jaspers*.

Zwei Auszüge aus diesem Buch zur „Säuberung“ und „Rassenhygiene“ ergänzen das Kapitel.



## Studenten in der Zeit des Faschismus

50



## Im Namen „Goethe“

## Kein Nazi – kein Examen

Die Lebens- und Arbeitsverhältnisse an der Frankfurter Universität zwischen 1930 und 1945 und den Umgang zwischen Nazis und ihren Gegnern hat der *Arbeitskreis „Uni Frank-*

*furt im Faschismus“*, der zwischen 1985 und 1990 an der Katholischen Hochschulgemeinde der Johann Wolfgang Goethe-Universität bestand, erforscht.

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Wie die Universität zu ihrem Namen kam

54

Schon als die Frankfurter Universität 1914 gegründet wurde, war im Gespräch, sie nach dem großen Dichter der Stadt zu benennen. Doch das entsprach nicht den Etiketten, und die Räson der Frankfurter Bürger gegenüber dem preußischen Staat und dem Kaiser ließen diese Bestrebungen in den Hintergrund treten, wie der Historiker *Notker Hammerstein* berichtet. So hieß die Anstalt zunächst ab 1918 „Königliche Universität zu Frankfurt am Main“. Anfang der dreißiger Jahre, die hundertjährige

Wiederkehr von Goethes Todestag rückte näher, ergriffen Stadt und Universität erneut die Initiative und stießen beim Preußischen Kultusministerium auf deutliches Wohlwollen. Es gab keine langen Debatten, der Vorschlag war allgemein konsensfähig. Während eines öffentlichen akademischen Festakts verlieh der preußische Kultusminister am 25. Juni 1932 die Urkunde zur Namensgebung: Fortan hieß die Hochschule Johann Wolfgang Goethe-Universität.

## Wiedereröffnung nach 1945

60



## Verdeckte Aktivitäten zur Wiedereröffnung der Universität

Schon kurz nach Kriegsende, im Februar 1946, kam wieder akademisches Leben auf den Campus. Ohne den damaligen „Ersten Werkleiter der Stadtwerke“ und späteren Ehrenbürger der Universität, *Bernhard Heun*, wäre dieser schnelle Neuanfang nicht möglich gewesen. Für das Jahrbuch der Universität hatte Heun bereits 1964 seine hier nachgedruckten Erlebnisse zu Papier gebracht. Er schildert, wie er gegen das Verbot der amerikanischen

Militärregierung unter dem Deckmantel des Werkleiters der Stadtwerke schon bald nach Kriegsende die Wiedereröffnung der Universität vorbereitete. Gemeinsam mit dem neuen Rektor, dem Orthopäden Georg Hohmann und dem Prorektor, dem Physiker Max Seddig, verhandelte er unter konspirativen Umständen über Neuberufungen, besoldete Professoren heimlich aus der Stadtkasse und besorgte den Wissenschaftlern Wohnraum.

## Pioniere und Grenzgänger

64

Die Universität in Frankfurt am Main –  
Wirkungsstätte auch für Außenseiter

Das liberale Programm der Frankfurter Stiftungsuniversität, die in den Jahren nach ihrer Gründung 1914 hervorragende Gelehrte aller Disziplinen anzog, schuf auch Voraussetzungen für die Berufung von Grenzgängern, die an den etablierten Universitäten in Deutschland undenkbar war. Der Soziologe *Ludwig von Friedeburg* vom Institut für Sozialforschung schreibt ein Stück Universitätsgeschichte aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel: als Wirkungsstätte der Außenseiter. Er zeigt, wie die Pioniere ihres Fachs die Gunst der Stunde

nutzten: Friedrich Dessauer, der Wegbereiter der Strahlenbiophysik; Ludwig Edinger mit seiner ersten Professur für Neurologie; Franz Oppenheimer aus dem Gründerkreis der historischen Soziologie; Max Horkheimer, Initiator der Kritischen Gesellschaftstheorie; Hugo Sinzheimer, einer der Schöpfer des modernen Arbeitsrechts; sie sind nur einige der Persönlichkeiten, die die intellektuelle Glanzzeit Frankfurts prägten. Die meisten von ihnen wurden aus rassistischen und politischen Gründen von den Nazis 1933 vertrieben.

## Der Physikalische Verein

72



## Vorläufer und Begleiter der Universität

Einen tüchtigen Physiker brauche die Stadt, meinte Geheimrat Goethe – der Physikalische Verein war die Antwort. Er wurde für Frankfurt zu einer Art Patentamt, Technischem Überwachungsverein und wissenschaftlicher

Akademie in einem, bevor er schließlich sechs Institute in die Universität einbrachte. Der Vorsitzende *Gerd Sandstede* und *Ulrich Thimm* erzählen aus 170 Jahren Geschichte des Physikalischen Vereins.



## Chemie-Geschichte

Die Chemischen Institute der Frankfurter Universität:  
Vom Physikalischen Verein zum Fachbereich Chemie

84

Die wissenschaftliche Chemie in Frankfurt begann bereits 1834 mit der Gründung eines chemischen Laboratoriums durch den Physikalischen Verein. Vom Beginn bis heute zeigte man sich in Frankfurt aufgeschlossen, die neuen Entwicklungen des Fachs auch in Forschung und Lehre zu etablieren: So wurde beispielsweise vor der Gründung der Universität eine Professur für physikalische Chemie geschaffen und nach dem Zweiten Weltkrieg eine Abteilung für Biochemie eingerichtet. Die Chemiker *Martin Trömel* und *Walter Wetzel* berichten über die wechselvolle Geschichte der Chemie im Vorfeld der Universitätsgründung und im Rahmen der naturwissenschaftlichen Fakultät. Einer ersten Blütezeit folgte 1933 der

rasche Niedergang: hervorragende Wissenschaftler wurde gegen nationalsozialistisch ausgerichtete Dozenten ausgetauscht. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Chemische Institut schwer beschädigt, doch bereits 1949 war das abbruchreife Gebäude wieder aufgebaut. Schwieriger gestaltete sich der personelle Wiederaufbau. Er zog sich bis in die frühen fünfziger Jahre hin, da zum zweiten Mal innerhalb von dreißig Jahren das gesamte Leitungspersonal neu zusammengestellt werden mußte. Die räumliche und personelle Expansion gegen Ende der sechziger Jahre erforderte eine Neuorganisation: an die Stelle der Fakultäten traten die Fachbereiche, darunter der Fachbereich Chemie.

## Mathematik-Geschichte



## Die erste Blüte des Mathematischen Seminars

92

Experimentierfreudig und liberal, so wirken in der Rückschau die Gründerjahre der Frankfurter Universität. Mit dem Mathematischen Seminar fand auch die Mathematik erstmals eine Heimat in der Stadt Frankfurt. Obwohl die Ausgangslage miserabel war – zunächst ein

Weltkrieg, dann die Inflation – etablierte sich das Seminar schnell als eine erste Adresse der Mathematik. Der Wissenschaftsjournalist *Ulrich Thimm* spürt den Bedingungen für diese bemerkenswerte Blüte zwischen den Weltkriegen nach.

## Rechtsgeschichte



## Frankfurter Rechtsgeschichte – Von der ersten Germanistenversammlung 1846 zum Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte

102

An vier der sieben juristischen Lehrstühle an der Frankfurter Universität wurde 1914 Rechtsgeschichte gelehrt; „Historische Rechtswissenschaft“ sollte damals den Studierenden ein fundiertes Gesetzesverständnis vermitteln und ihnen helfen, auch aktuelle Rechtsnormen auszulegen. *Rainer Schulze*, Direktor der Institute für Rechtsgeschichte und für Internationales Wirtschaftsrecht an der Universität Münster, stellt die Frankfurter Rechtshistoriker seit der Universitätsgründung vor und be-

schreibt den Wandel hin zur „modernen Rechtsgeschichte“, die sich aus der direkten Mitgestaltung des zeitgenössischen Rechts zurückzieht und seit den zwanziger Jahren ihre neuen Freiheiten kreativ zu nutzen weiß. Der Frankfurter Rechtshistoriker *Michael Stolleis* porträtiert das Institut für Rechtsgeschichte in seiner heutigen Zusammensetzung und das 1964 gegründete Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte, dessen Direktor Stolleis ist.

## Frankfurter Strafrechtslehrer



## „Der Sinn der Strafe“ – Frankfurter Strafrechtslehrer und ihre Themen

108

Zwei Themenbereiche beherrschten die Fachdiskussion der Strafrechtslehrertagung, die 1985 an der Goethe-Universität ins Leben gerufen wurde und heute noch an wechselnden Orten im deutschsprachigen Raum stattfindet: General- und Spezialprävention sowie die Ausdehnung und Einschränkung des Strafrechts in der jeweils aktuellen Gesetzgebung. Die Rechtsanwältin und frühere Wissenschaft-

liche Mitarbeiterin am Institut für Kriminalwissenschaften, *Helga Müller*, findet diese Themen auch in den Arbeiten der Frankfurter Strafrechtler wieder, die an der Universität seit ihrer Neugründung 1914 lehrten: Unter anderen der Gründungsdekan der juristischen Fakultät, *Berthold Freudenthal*, der spätere Rektor der Universität, *Josef Heimberger*, und der Nestor der Jugendwohlfahrt, *Wilhelm Polligkeit*.



## Buber und die jüdische Theologie



„... für die schwierige Aufgabe die rechten Leute, Juden und Christen finden“ – Martin Buber erster Lehrer für jüdische Theologie an der Frankfurter Universität

112

Neun Jahre lang, von 1924 bis 1933, lehrte Martin Buber an der Frankfurter Universität, zunächst als Lehrbeauftragter für jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik, seit 1930 als Honorarprofessor für Religionswissenschaft. Der 1997 verstorbene evangelische Theologe Willy Schottroff hat unter anderem im Martin-

Buber-Archiv in Jerusalem nachgeforscht, warum der „Schriftsteller Dr. phil. Martin Buber“, der weder eine akademische Laufbahn angestrebt hatte, noch sich als orthodoxen Juden, sondern eher als „Ketzer“ sah, den ersten Lehrstuhl für jüdische Religionswissenschaft an einer deutschen Universität bekam.

## Wertheimer und die Gestaltpsychologie



Max Wertheimers Frankfurter Arbeiten zum Bewegungssehen – die experimentelle Begründung der Gestaltpsychologie

120

Mit seinen bahnbrechenden Experimenten zur Bewegungswahrnehmung begründete Max Wertheimer die Gestaltpsychologie. Diese geht im Gegensatz zur klassischen Elementenpsychologie von einer ganzheitlichen Betrachtung in der Psychologie aus, was sich im Prinzip der sogenannten „Übersummarität“ manifestiert: das Ganze ist mehr bzw. anders als die Summe seiner Teile. Der Psychologe Viktor Sarris, Inhaber der Max Wertheimer-Professur, beschreibt die experimentelle Begründung der Gestaltpsychologie, zu denen auch und gerade das von Wertheimer so

benannte „Phi“-Phänomen zählt. Mit der Habilitation über diese Scheinbewegung begann der damals 30-jährige Wertheimer 1912 seine Hochschullehrerlaufbahn in Frankfurt. Diese Frankfurter Schaffensperiode – durch seine Berliner Dozenten- und Professorenzeit von 1916 und 1929 unterbrochen – endete 1933 mit Berufsverbot und Emigration. In den USA setzte er seine Untersuchungen zur Gestalttheorie an der New School for Social Research in New York fort. 1943 starb Wertheimer im Alter von 63 Jahren in New Rochelle, USA.

## Afrikaforscher Frobenius



Zuhause in Frankfurt und Afrika

128

Leo Viktor Frobenius (1873-1938) gilt noch heute als einer der populärsten deutschsprachigen Erforscher afrikanischer Kulturen, auch wenn seine eigenwillige Persönlichkeit Freunde und Kritiker damals wie heute herausfordert. Der Publizist und Ethnologe Hans-Jürgen Heinrichs zeichnet einige seiner Lebensetappen und Wesenszüge nach. Frobenius, der Autodidakt ohne Abitur, kompensierte seine defizitären Gefühle zeitlebens mit Abenteuerlust und Forschereifer, mit geschickter Verhandlungsstrategie und Beharrlichkeit in der Durchsetzung der

einmal ins Auge gefaßten Projekte. Sein wichtigstes Ziel war es, ein einflußreiches und materiell abgesichertes Institut zu erlangen, was ihm dann schließlich – nach weniger erfolgreichen Zwischenschritten in Berlin und München – mit dem eigens für ihn geschaffenen Forschungsinstitut für Kulturmorphologie in Frankfurt gelang. Als Honorarprofessor an der Frankfurter Universität blieb er aber auch Außenseiter des bürgerlich-professoralen Gelehrtenbetriebs, zu dessen eigenwilligen Gründungsfiguren er ohne Zweifel gehörte.

## Neumark und die Nationalökonomie



Der Remigrant vom Bosphorus – Fritz Neumark und sein Einfluß auf die deutsche Finanzwissenschaft

138

Als Fritz Neumark Anfang der fünfziger Jahre aus dem Exil in Istanbul nach Frankfurt zurückkehrte, brachte er in das noch provinzielle Nachkriegsdeutschland das Flair einer freien Welt und jenes Bildungsideals mit, das viele unbewußt suchten, aber damals kaum antrafen. Der Remigrant vom Bosphorus, der dort seit der Flucht vor der nationalsozialistischen Verfolgung gelehrt hatte, brachte – inspiriert von Keynes Wirtschaftstheorie – in

die deutsche Finanzwissenschaft die moderne Fiskalpolitik ein. Neben seiner Tätigkeit als Hochschullehrer nahm er auch erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Finanzpolitik in der jungen Bundesrepublik, so war er u.a. im Wissenschaftlichen Beirat des Bundesfinanzministeriums. Ein Porträt dieses Wissenschaftlers zeichnet der damalige Nachfolger auf seinem Lehrstuhl, der Nationalökonom Karl Häuser.



## Ehrenbürger Adolph Lowe



„... so wurde ich fast unmerklich zu einem kritischen  
Weltbürger erzogen“ – Laudatio für Adolph Lowe

144

Im Dezember 1989 erhielt Professor Adolph Lowe die selten verliehene Ehrenbürgerwürde der Goethe-Universität. Der Volkswirt mußte 1933 – wie so viele andere auch – Frankfurt verlassen. Mit dieser Ehrung wurden für den 1995 verstor-

benen Lowe „viele der vor bald sechzig Jahren erlittenen Enttäuschungen ausgelöscht“. *Marion Gräfin Dönhoff*, Mitherausgeberin der Wochenzeitung „Die Zeit“ und ehemalige Studentin Adolph Lowes, schrieb die Laudatio.

## Edinger und die Hirnforschung



Ludwig Edinger und die Anfänge  
der Hirnforschung in Frankfurt

148

Auf einem alten Küchentisch in seinem Schlafzimmer begann Ludwig Edinger (1855-1918) mit seinen bahnbrechenden anatomischen Studien des Gehirns. Bedingungslose wissenschaftliche Neugier und ein ausgeprägter Sinn für das Machbare machten ihn zu einem international renommierten Hirnforscher. Edingers Untersuchungen über den Zusammenhang von Anatomie und Funktion des Gehirns werden heute in der modernen Neurobiologie fortgeführt. Das

Neurologische Institut, dessen Direktor Edinger lange Jahre war, gehörte zu den elf Gründungsinstituten der Frankfurter Universität. Über Edingers wissenschaftliche Leistungen, aber auch über seine charismatischen Fähigkeiten im Umgang mit Patienten und Mitarbeitern berichten der Mediziner *Wolfgang Schlote* und der Soziologe *Gerald Kreft*, die beide an dem von Edinger gestifteten Neurologischen Institut des Universitätsklinikums tätig sind.

## Tilly Edinger und die Paläoneurologie



„Ich bin also sozusagen ein auserwähltes Wesen...“

158

Die Lebensgeschichte Tilly Edingers, deren Geburtstag sich in diesem Jahr zum hundertsten Mal jährt, dokumentiert mehr als die Vita einer wissenschaftlich ambitionierten Tochter aus bestem Frankfurter Hause, die sich mit einem extravagantem Fach, der Paläoneurologie, beschäftigte und wegen ihrer jüdischen Herkunft 1939 emigrieren mußte. Ihre Biographie ist hervorragend geeignet, Auf und Ab des wissenschaftlichen

„Genius loci“ der liberalen Handels- und Finanzmetropole am Main darzustellen. Der Beitrag des Soziologen *Gerald Kreft* und des Paläontologen *Rolf Kohring* läßt außerdem erahnen, wie der Nationalsozialismus das wissenschaftliche Potential der Frankfurter Universität zerstört hat. Sie schreiben eine ebenso facettenreiche wie bewegende Geschichte über das Leben einer „auserwählten“ Außenseiterin.

## Goldstein und die Neuropsychologie



„... weil man es in Deutschland einfach verschwiegen hat ...“  
Kurt Goldstein (1878-1965): Begründer der Neuropsychologie  
in Frankfurt am Main

166

Die Lebensgeschichte Kurt Goldsteins dokumentiert nicht nur den Werdegang eines oberschlesischen Juden zwischen Psychiatrie und Neurologie, der zur Begründung der Neuropsychologie in Frankfurt führte. Seine Biographie macht deutlich, wie sehr diese Innovation auf eine einzigartige neurowissenschaftliche Infrastruktur in der jungen Universitätsstadt ver-

weist. Nach Goldsteins Emigration im Jahre 1933 wurde sein Lebenswerk in Deutschland weitgehend verschwiegen und vergessen, während er in den USA und Frankreich berühmt ist. Mit Blick auf die schöpferischen Impulse in Goldsteins interdisziplinärem Wirken skizziert der Beitrag des Soziologen *Gerald Kreft* die Umrisse dieses „intellektuellen Massivs“.



## Goethe-Bild bei Neurowissenschaftlern



## Ornament und Programm: Zur Ästhetik der Goethe-Zitation bei jüdischen Neurowissenschaftlern in Frankfurt am Main

178

Als der Hirnforscher und Nervenarzt Ludwig Edinger (1855-1918) im Oktober 1907 sein Neurologisches Institut neu eröffnete, ließ er dort ein Goethe-Zitat anbringen: Willst Du ins Unendliche schreiten, Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten. Noch 1948, im US-amerikanischen Exil, berief sich Edingers Schüler Kurt Goldstein (1878-1965) auf diesen Wahlspruch. Ausgehend von dieser Aneignung

Goethes skizziert der Beitrag des Soziologen *Gerald Kreft* vielfältige Goethe-Bezüge bei Frankfurter Neurowissenschaftlern deutsch-jüdischer Herkunft aus drei Generationen. Diese spiegeln sowohl Goethes Stellung in der Geschichte der deutschen Juden als auch die Bedeutung seiner Naturauffassung bzw. seiner morphologischen Studien für die modernen Neurowissenschaften.

## Institut für Sozialforschung



## Das Institut für Sozialforschung – ein Ort kritischer Gesellschaftstheorie

184

Was verbirgt sich hinter der Frankfurter Schule, der Kritischen Theorie und dem Institut für Sozialforschung? Der Soziologe *Alex Demirović* zeichnet in seinem Beitrag nach, was sich seit 1924 im linksintellektuellen Klima rund um das Institut für Sozialforschung entwickelt hat, wie die kritische Intelligenz zur Gesellschaft steht und welche Bedingungen für die Kritik der Gesellschaft herrschen. Das Institut wurde in den zwanziger Jahren als erste Forschungsstätte für den wissenschaftlichen Mar-

xismus an einer deutschen Universität eröffnet, von seinen Gründern konnte keiner ahnen, daß sich in der Geschichte des Instituts gleichsam die Geschichte Deutschlands und der sozialen Prozesse der fortgeschrittenen kapitalistischen Industriegesellschaft wie in einem Prisma bündelt und bricht. Die am Institut arbeitenden Intellektuellen waren bemüht, in einer Jahrzehnte währenden Arbeit empirisch und theoretisch zum kritischen Verständnis der gesellschaftlichen Dynamik beizutragen.

## Institut für Sozialforschung



## Von den großen Zeiten der Soziologie, „die verkündete, wo es lang geht“

200

Fast fünfzig Jahre hat *Ludwig von Friedeburg* die Entwicklung des Instituts für Sozialforschung miterlebt und über lange Phasen auch entscheidend geprägt; bis heute ist der Soziologe geschäftsführender Direktor des Instituts. In einem Gespräch mit *Ulrike Jaspers* berichtet der Zeitzeuge u.a. über seine ersten Eindrücke als Praktikant Anfang der fünfzi-

ger Jahre, über die inspirierenden Teamgespräche mit Adorno, die Hochphase der industriesoziologischen Forschung, das ambivalente Verhältnis der Väter der Kritischen Theorie gegenüber den Studentenprotesten der sechziger Jahre und über die Suche nach neuen Forschungsimpulsen in den achtziger und neunziger Jahren.

## Habermas und die Kritische Theorie



## Vernünftige Moral und kritische Gesellschaftstheorie – Zur Philosophie von Jürgen Habermas

208

Philosophie in Frankfurt ist untrennbar mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule verbunden. Kein zweiter Philosoph hat ihre gegenwärtige Gestalt so geprägt wie Habermas, der im vergangenen Jahr siebzig Jahre alt wurde. Habermas' Werk ist politische Theorie und Moralphilosophie zugleich, es ist getragen und getrieben von der Suche nach den normativen Grundlagen einer kritischen Theorie und einer vernünftigen

Moral, die auch unter den Bedingungen der modernen Welt als tragfähig gilt, wie der Habermas-Schüler *Thomas M. Schmidt* anschaulich erläutert. Habermas geht von der Annahme aus, daß in modernen, weltanschaulich pluralen Gesellschaften Religion als eine von allen geteilte Moral ausgedient hat. Die Begründung von Recht und Moral kann allein in den Verfahrensregeln argumentativer Rede verankert werden.

## Bildnachweis

215

## Impressum

216





## von Werner Meißner



**I**m Juni 1995 trafen sich die Gouverneure von 21 US-Bundesstaaten, um darüber zu sprechen, wie die neuen Medien im Bildungswesen eingesetzt werden sollten. Sie richteten eine Arbeitsgruppe ein, die ein Konzept für eine „virtuelle Universität“ und dessen Umsetzung zu erarbeiten hatte. Im Februar 1996 lagen die Papiere vor. Im Juni 1996 zogen sich die Gouverneure die neuen Sweatshirts der Western Governors University über, verabschiedeten einmütig den vorgelegten Plan und verpflichteten sich zur

Unterstützung des landesweiten Vorhabens. 1997 schlossen sie Kooperationsverträge mit den großen Fernuniversitäten in Großbritannien, Kanada, Japan und Mexiko. 1998 immatrikulierten sich die ersten Studenten an der „virtuellen Universität“.

Vor einigen Jahren ergab eine Erhebung in den USA, daß sich lediglich ein Sechstel aller Studenten ausschließlich aufs Studium konzentriert und auf dem Campus oder in dessen Nähe wohnt. Für die anderen fünf Sechstel gilt, was stell-





# Die Zukunft der Goethe-Universität



vertretend für sie ein amerikanischer Student sagt: „Was ich will, ist ein toller Service, angenehmes Arbeiten, Qualitätskontrolle, die Möglichkeit, 24 Stunden am Tag Unterricht zu bekommen, und, wenn möglich, einen Parkplatz in Klassenraumnähe.“

Und William Gibbs, der Präsident der University of Phoenix, einer Fernuniversität – von vielen als McDonald's-Universität belächelt – mit vielen Orten und Online-Angeboten für Berufstätige, ergänzt die gewandelte Bildungsauffassung in einem Artikel vom Oktober 1997: „Unsere

Studenten wollen keine Bildung. Sie wollen vor allem, was sie mit Bildung kriegen können – bessere Jobs.“

Nun haben das bekanntlich alle Bildungsreformen intendiert und versprochen. Und der alte Lateinerspruch „Non scholae, sed vitae discimus“ sagt letztlich auch nichts anderes. Nur die Frage bleibt: Wie schaffen wir es, denen, die wir ausbilden wollen, den bestmöglichen Weg in die Zukunft zu bauen?

## Amerika ist schneller

Oder anders: Wie spiegeln sich die amerikanischen Beispiele in unserer Wirklichkeit? Die Gründung der amerikanischen virtuellen Universität erinnert daran, daß zwischen einer Idee und ihrer Verwirklichung nicht notwendig Dezennien liegen müssen. Wir entschuldigen unsere Schwerfälligkeit gerne mit unserer föderalen Struktur und der Kulturhoheit der Länder. Nun sind die USA ohne Zweifel eine Demokratie mit einem System





sehr divergenter Bundesstaaten und schon deshalb mit den schwierigen und oft langwierigen Prozeduren der Konsensbildung vertraut. Dazu kommt eine hierzulande unbekannte Fülle von Sonderregelungen, die Diskriminierungen aller Art verhindern sollen. Dennoch sind schnelle Entscheidungen möglich und Gremienbeschlüsse nicht zwangsläufig der jeweils kleinste gemeinsame Nenner. Uns ist sichtlich etwas an Verantwortungsmut verlorengegangen, dessen wir uns schleunigst erinnern sollten.

Zweitens sind die amerikanischen Antworten auf bildungspolitische Fragen allem Anschein nach näher an der Wirklichkeit als unsere zaghaften Theorien für eine neue Bildungsreform. Wir müssen die Courage haben, die heutige Lebenswelt derer, die wir ausbilden wollen, zu akzeptieren und auf dieser Basis eine Bildungslandschaft zu gestalten. Dazu gehört, die neue Rolle von Raum und Zeit zu begreifen, die mit den neuen (Informations-)Technologien daherkommt.

Und drittens haben die Amerikaner schneller die Probleme erkannt, die mit den heutigen Universitäten verbunden sind, und sind sie entschlossener angegangen. Das betrifft die Sparmaßnahmen wie die Umorientierung der Forschung, die Zunahme der Studentenzahl, die Studiengebühren, die Professionalisierung der Hochschulleitungen, die Evaluierung von Forschung und Lehre wie schließlich die Mobilisierung des Selbsthilfepotentials. Gegen alle amerikanischen Antworten lassen sich Einwände formulieren, dennoch bleibt zu konstatieren, daß das amerikanische Hochschulsystem nach wie vor eine führende Rolle in der Welt einnimmt und kleine Privatuniversitäten



Skizze zum I.G. Farben-Bau von Hans Poelzig.

wie große staatliche Universitäten hervorragende Lehre und Spitzenforschung betreiben. Unsere ständigen Skrupel zu handeln hingegen drohen uns zu ersticken.

Dennoch und ohne Zweifel: Amerika ist nicht Europa und nicht Deutschland. Wir können und wollen unsere historischen Wurzeln nicht kappen. Auch diese zeigen uns mitunter präzise, wohin der bildungspolitische Weg gehen kann. Dies gilt gerade für die Goethe-Universität.

### Die veränderte Gesellschaft

Vor dem Weg entlang der Geschichte noch einige Überlegungen zum heutigen Bildungsauftrag. Denn die Frage nach der Zukunft einer Universität muß sich nicht nur den Blick zu den Wurzeln, sondern erst recht den Blick in die Gegenwart gefallen lassen. Ich meine in diesem Fall nicht überfüllte Hörsäle und schlechte Bibliotheksbedingungen – so brennend diese Fragen sind –, sondern den Blick auf die heutige gesellschaftliche Struktur, zu der sich ein Bildungssystem verhalten muß.



Professor Dr. Werner Meißner (63) ist seit Juni 1994 Präsident der Goethe-Universität. In seiner Amtszeit hat er sich unter anderem mit großem Engagement der baulichen Entwicklung der Goethe-Universität gewidmet. So hat er erheblich zum Erwerb des Poelzig-Baus, ehemaliges I.G. Farben-Haus, durch den Bund und das Land Hessen beigetragen. Den Geisteswissenschaften an der Goethe-Universität konnte er damit ganz neue Perspektiven eröffnen. Zum Sommersemester 2001 werden sie den Lehrbetrieb auf dem neuen Campus aufnehmen und damit den Naturwissenschaften gleichziehen, die bereits über einen modernen Campus in Niederursel verfügen. Bis zum Antritt des Präsidentenamtes hatte Meißner eine Professur für Wirtschaftliche Staatswissenschaften inne. Gastprofessuren nahm er an den Universitäten Stockholm (für Volkswirtschaftslehre, 1973/74), Göteborg (für Ökonometrie, 1974/75), Wien (für Wirtschaftspolitik 1978/79 und 1982) und Toronto (Chair for German and European Studies, 1990/91) wahr. Von Januar 1992 bis August 1994 war er auch Wissenschaftlicher Leiter des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) in Düsseldorf. Seine Amtszeit als Präsident der Goethe-Universität endet am 20. Juni 2000.



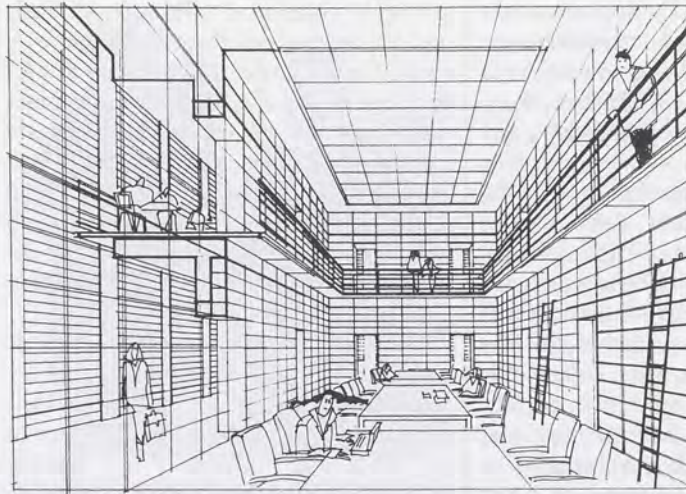
Ausblick aus dem Poelzig-Bau: Die Skyline und der grüne Campus Westend.



Den Menschen kommen zunehmend die Lebenszusammenhänge abhandeln. Das festeste Band im Leben des einzelnen war vor gar nicht langer Zeit der Beruf, vor etwas längerer Zeit ergänzt um den Familienverbund. Beides ist brüchig geworden. Man wurde ausgebildet, erhielt einen Arbeitsplatz, qualifizierte sich weiter und ging, wenn die Gesundheit es zuließ, möglichst spät in den Ruhestand. Heute beginnt es mit dem Kampf um den Ausbildungsplatz, dann um den Arbeitsplatz. Sind beide Hürden genommen, ist weder garantiert, am eingesessenen Ort noch in dem erlernten Beruf bleiben zu können. Der mehrmalige Wechsel von beidem gehört zur heutigen Normalität; der frühe Absprung in den Ruhestand ebenfalls. Gibt es eine Familie, so betrifft diese Wirklichkeit meist beide Erwachsene. Die Kinder lernen früh, sich an Kurzfristigkeit zu orientieren: zu Hause wie auch im Kindergarten und in den Schulen, wo gerade in den Städten aufgrund der geforderten Mobilität der Erwachsenen eben auch die Kinder immer wieder in neue Zusammenhänge gesteckt werden. Auch andere Bindungen haben bekanntlich nachgelassen: Die Kraft der Kirchen, der Gewerkschaften, der Parteien, der Vereine schwindet.

Normen und Werte entwickeln sich aus Überlieferungen und Erfahrungen. Zu dieser Entwicklung brauchen sie Zeit und Langfristigkeit: Zeit, um Erfahrungen zu machen. Langfristigkeit, um die Erfahrungen überprüfen zu können. Genau diese Langfristigkeit ist abhandeln gekommen. Das einzelne Leben ist in Scheiben zerlegt, die andauernde, kontinuierliche Wegstrecke ist selten geworden. Wenn man dann noch die Fülle der Informationen hinzudenkt, die mit Hilfe der heutigen Technologien unverbunden jeden einzelnen treffen, wird deutlich, daß die Herausbildung von Werten für den einzelnen wie für die Gesellschaft gefährdet ist.

Ich meine, ein Bildungssystem muß hierauf eine Antwort finden. Bildung muß das Rüstzeug liefern, das Orientierung gibt. Sie muß Zusammenhänge lehren, die dem einzelnen bei aller Kurzfristigkeit seiner Lebensabschnitte Grundmuster zeigen, an denen er seine Erfahrungen überprüfen kann. Sie muß Wahrnehmung schulen, die Informationen einordnen hilft. Sie muß Kriterien weiterreichen, also ermöglichen, unterscheiden zu lernen. All das war immer wichtig, ist aber in der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung lebensnotwendig geworden. Wenn ich Bildungssystem sage, gilt dies in herausragendem Maß für Kindergärten und vor allem Schulen, aber eben auch für die Hochschulen.



Modellzeichnung des zweigeschossigen Raums in der Poelzig-Bibliothek. Umbau: Freilegung des zweigeschossigen Raums in der Poelzig-Bibliothek.



Zusammenhänge lehren heißt, historische, jeweils fachspezifische wie fachübergreifende und soziale Zusammenhänge zu vermitteln. Die Goethe-Universität hat das Zeug dazu: aufgrund ihrer besonderen Geschichte, einer ausgeprägten aktuellen Kompetenz und aufgrund von räumlichen und damit sozialen Entwicklungsmöglichkeiten, die im heutigen Deutschland einmalig genannt werden dürfen.

### Geschichte zeigt den Weg

Die Geschichte der Frankfurter Universität ist eine andere als die aller sonstigen deutschen Universitäten: Die Goethe-Universität hat ein bürgerliches, nicht ein höfisches Fundament und ist letztlich nur im Kontext dieser eigenwilligen Stadt Frankfurt am Main zu begreifen. Für die Universitätsgründung ausschlaggebend waren die Senckenbergische Stiftung und die mit ihr verbundenen Institute, Museen, Vereine als naturwissenschaftliches Standbein; die Akademie für Handels-

und Sozialwissenschaften – von Wilhelm Merton gegründet – und die in Frankfurt am Main betriebene richtungweisende Volksbildungsarbeit. In diesen Bausteinen lagert bürgerlicher und republikanischer Gehalt, an den sich anknüpfen läßt.

Senckenberg und Merton stehen für die große bürgerliche Tradition der Stadt Frankfurt am Main. Mit bürgerlicher Tradition meine ich nicht so sehr eine ständische Kategorie, sondern, um Lothar Gall zu zitieren, „eine geistige, ja, eine moralische Dimension, vornehmlich im sozialmoralischen Sinne. Der Bürger in diesem Verständnis war das selbständig handelnde und entscheidende, autonome und dynamische Individuum, Herr seines Schicksals, mit anderen Gleichgesinnten in einer freien Gemeinschaft verbunden.“ Diese bürgerliche Tradition war mit dem Geist der Aufklärung verwoben und, in einer noch vormodernen Phase, mit dem Individuum als „selbstverantwortlichem Mitglied des Gemeinwesens“.

Wenn wir diese bürgerlichen Kategorien weiterhin für unseren Staat, für den



Zusammenhalt unseres Gemeinwesens als grundlegend erachten, dann müssen wir Orte und Räume und Zusammenhänge gegen den Trend der Zeit schaffen, die es ermöglichen, sich die bürgerlichen und republikanischen Werte anzueignen. Nur bei oberflächlichem Hinsehen mag es als vordergründig erscheinen, hier sofort an die Chancen zu denken, die mit der Entwicklung einer Campus-Universität auf dem Gelände vom Poelzig-Bau, dem früheren I.G. Farben-Haus, bis hin zur Mi-quelallee gegeben sind. Orte, Räume beeinflussen Haltungen. Wenn wir aus der zusammenhanglosen Vereinzelung, die durch die zahlreichen Bockenheimer Gebäude besteht, herauskommen in einen Komplex, der Zusammenhänge konstituieren wird, der Kommunikation als Lebensgefühl verspricht – ich denke an den schönen Park im Sommer, die Eingangshalle, in der man sich begegnen wird, Bi-

stro und Bookshop, die Terrasse am Casino, die langen, geschwungenen Flure –, einen Komplex, der Ideenaustausch fördert, der eine universitäre Öffentlichkeit ermöglicht, der ein Teil der Stadtidentität werden kann, dann sind wir ein großes Stück weiter mit dem Projekt, eine in die heutige Zeit transferierte Bürgerlichkeit mitgestalten zu helfen. Ich halte das für die nicht geringste Aufgabe universitärer Ausbildung.

Wie erwähnt war die große volksbildnerische Tradition Frankfurts einer der Gründungsbausteine der Frankfurter Universität. Die republikanischen Wurzeln der Stadt sind im Bereich der Bildung früh und sehr heftig zu spüren. Schon am Beginn des 19. Jahrhunderts war der „Erwerb von Bildung zum ständeüberwindenden Grundsatz schlechthin“ erklärt worden und entwickelte sich dynamisch weiter zu einem höchst ausdifferenzierten

Bildungsangebot. Wenn man dies betrachtet, kommt man ins Grübeln.

Unsere heutige Bildungslandschaft ist eher verwaschen als klar strukturiert. Die Grenzen zwischen Hochschulen und Fachhochschulen, selbst zwischen manchen universitären Angeboten und Volkshochschulen sind fließend. Jede Institution will alles können, das Angebot für die, die auszubilden sind, ist unkonturiert und erzwingt nach und nach eine Nivellierung nach unten.

### Kombinierbare Wissenschafts- und Bildungsmodule

Mein Traum von Bildung ist ein Markt, der jene Vielfalt von Angeboten zulässt, die jedem und jeder die Förderung der eigenen Qualitäten gestattet. Allemaal mit den heutigen Technologien ist es möglich, frei kombinierbare Module von

#### Buchtip

## Poelzig-Bau – Essays um Architektur, Geschichte und Zukunft des Bauwerks

Auf den ersten Blick ist der Bau, was er sein sollte: ein Fanal der Neuen Sachlichkeit. Norm und Form des inneren Stahlgerüsts bestimmen alles, von den endlosen Fensterrastern bis zur Höhe und Breite der Wandfelder, kein Dekor stört die zweckmäßige Aufteilung und Ausrichtung der Fronten, kein Pfeiler ist überflüssig oder bloßer Schmuck“. Die Hymne Dieter Bartetzkos gilt einem Gebäude, das ein Stück Architekturgeschichte ist und von vielen Kritikern zu ihren Meisterwerken gerechnet wird: die von dem Berliner Architekten Hans Poelzig entworfene, zwischen 1928 und 1931 errichtete Hauptverwaltung der I.G. Farbenindustrie AG.

Auf einer leichten Anhöhe, inmitten des Grüneburgparks gelegen, thront das monumentale Verwaltungsgebäude ein wenig über der Stadt Frankfurt. Als „Grüneburg“ wurde es nach seiner Fertigstellung von den Zeitgenossen bezeichnet. Die Lage ist zweifellos auch aus heutiger Sicht repräsentativ. Und dennoch war der Bau im Stadtbild faktisch lange Zeit nicht präsent. Das Gebäude lag im Verborgenen. Von der Öffentlichkeit wurde es kaum mehr wahrgenommen.

Das hat im wesentlichen zwei Gründe: Zum einen war der Poelzig-Bau nach 1945 militärische Einrichtung – er war Sitz amerikanischer Militärbehörden

und damit kein im engeren Sinne öffentlicher Raum, wenngleich öffentlich zugänglich. Seit das Gebäude jedoch Anfang der siebziger Jahre Ziel mehrerer Anschläge der RAF war, wurde es ganz abgeschirmt und erhielt festungsähnlichen Charakter. Zum anderen – und das wiegt weit schwerer – hatte das Dritte Reich seinen Schatten über das monumentale Verwaltungsgebäude geworfen. Und dieser Schatten ist lang – so lang, dass er bis in die Gegenwart reicht. Das hat mit der Rolle zu tun, die die I.G. Farben im Dritten Reich spielten. Auschwitz-Monowitz II und Zyklon B sind Schlagworte, die auf unrühmliche Weise mit dem mächtigsten Konzern seiner Zeit verbunden sind. Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts und dem Abzug der US-Streikräfte war der Weg geebnet, das Gebäude einer neuen Bestimmung zu übergeben. Es gab viele Pläne, darunter den, hier die Europäische Zentralbank anzusiedeln. Doch den Zuschlag erhielt letztlich die Goethe-Universität. Der damalige Hessische Ministerpräsident Hans Eichel sah darin die einmalige Chance, „das historische Kerngelände des ehemaligen I.G. Farben-Komplexes der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen und mit den Buchwissenschaften der Universität eine Nutzung sicherzustellen, die der ambivalenten Geschichte dieses Hauses gerecht wird und den



Werner Meißner, Dieter Rebentisch, Wilfried Wang (Hrsg.), *Der Poelzig-Bau, Vom I.G. Farben-Haus zur Goethe-Universität*, Verlag S. Fischer, 163 S., DM 58,-

Bürgern Frankfurts eine neue Begegnungsstätte und einen Kristallisationspunkt zur Verfügung stellt.“

All dies ist nachzulesen in dem kürzlich erschienenen, von Werner Meißner, Dieter Rebentisch und Wilfried Wang herausgegebenen Sammelband „Der Poelzig-Bau. Vom I.G. Farben-Haus zur Goethe-Universität.“ Reich illustriert, kreisen die kurzen wie anschaulichen Essays um Architektur, Geschichte und Zukunft des Bauwerks. Wilfried Wang etwa gibt mit seiner Studie über das Bürohaus des frühen zwanzigsten Jahrhunderts eine Vorgeschichte des Poelzig-Baus, Dieter Bartetzko handelt essayistisch vom Pathos der Architekturen Poelzigs. Dieter Rebentisch erzählt die Geschichte der chemischen Industrie in und nahe Frankfurts und der mächtigen I.G. Farben, Peter Hayes die des vielfach mit dem nationalsozialistischen Regime verwobenen Konzerns und Charles Kirkpatrick die der US-Periode. Eine Skizze für die Zukunft der Goethe-Universität entwirft Werner Meißner.

**Karin Schambach**



seiten aller Wissenschaftsinstitutionen zu liefern, die es jeder Begabung erlauben, den für sie adäquaten Bildungsweg zu finden. Dies gilt dann auch für die Höchstbegabten. Natürlich sind im Zuge einer solchen Entwicklung die Abschlüsse zu differenzieren, aber dafür gibt es ja im Ausland genügend Modelle.

Anders gesagt: Es geht um die Entwicklung institutionenübergreifender Wissenschafts- und Bildungsmodule mit Hilfe moderner Informationstechnologien. Das kann bis in den Bereich spezialisierter Graduiertenkollegs gehen, aber auch in die Praxis: So sind Simulationsprogramme und Fallstudien denkbar, die jedem, unabhängig von Zeit und Raum, seine individuellen Weiterbildungsmöglichkeiten bieten, ohne ein entsprechendes Betriebspraktikum aufsuchen zu müssen. Hier kann sich die reale Universität mit der virtuellen verbinden, hier kann die neue Rolle von Raum und Zeit zum Tragen kommen, hier können die Bildungschancen optimiert und fachübergreifende Zusammenhänge in bisher nicht realisierbaren Projekten hergestellt werden – also zusammengenommen: Hier zeigen sich Wege in die Zukunft der Goethe-Universität.

Zu dieser Zukunft gehört auch, am eigenen universitären Selbstbewußtsein zu arbeiten. Zu oft werden wir heute eine Massenuniversität genannt. Das ist jedem einzelnen Studenten, der sich hier seinen Lebensweg zu bauen versucht, gegenüber undemokratisch und außerdem schlicht falsch. Eine große Universität ist keine breiige Masse – auch hier lohnt ein Blick in die Vereinigten Staaten –, sondern ein hochdifferenzierter Betrieb mit sehr unterschiedlichen Anforderungen. Und deshalb erwarten wir von der Öffentlichkeit, die auf uns blickt, auch das nötige Differenzierungsvermögen: Eine große Universität braucht andere Rahmenbedingungen als eine kleine, wenn wir nicht in vordemokratische Strukturen verfallen wollen, die Masse mit Elend und Minderheit mit Elite gleichsetzen.

Der heutige Blick muß ein anderer sein. Eine große Menge von Wissen-



Nach der Unterzeichnung des Kaufvertrags zum Erwerb des Poelzig-Baus, ehemaliges I.G. Farben-Haus (1996): Der Präsident der Oberfinanzdirektion, Hans Peter Engelhardt, und der Präsident der Goethe-Universität, Professor Werner Meißner.

schaftlern und angehenden Akademikern ist eine enorme Chance gesellschaftlicher und intellektueller Kraft, wenn nicht jeder und jede einzelne in der scientific community ständig ums geistige und materielle Überleben kämpfen muß. Für die vielen sind Rahmenbedingungen zu schaffen, die ihnen hartes Lernen, beste Vermittlung von Fachwissen, Entfaltung, Kooperationsvarianten, interdisziplinäre Arbeit, soziale Kompetenz und auch Lebenslust ermöglichen. Für die Rhein-Main-Region muß die Goethe-Universität Hefe im Teig sein, nicht Unkraut im Garten. Zahlreiche, auch international anerkannte Wissenschaftler wie eine Vielzahl munterster Studenten sind ein Potential, das – wüßte man es zu nutzen – an Problemlösungskompetenz, auch für Stadt und Region, schwer zu überbieten wäre.

### Identität braucht Orte

Ich bin mir sicher, daß die Güte eines großen wissenschaftlichen Verbundes anders wahrgenommen und intern anders spürbar sein wird, wenn die Kraft auch räumlich sichtbar ist. Ein Campus ist et-

was anderes als eine in vielen, teils abgängigen Häusern untergebrachte Institution. Diese unterschiedlichen Gebäude assoziieren Vorläufigkeit – so als wäre die große Anzahl der Studenten irgendwann wieder eine kleine. So als wäre die Zukunft möglicherweise doch wieder die alte Ordinariuniversität. Dafür würden die nischen, kleinen Gebäudeeinheiten ausreichen. Das aber ist gesellschaftsferne Romantik. Die Wirklichkeit ist anders; dieser sollte sich langsam auch die Bildungsphilosophie anpassen.

Die vielen, die wir ausbilden wollen, brauchen Platz und Orte, an denen sie sich mit Kommilitonen und Lehrern auch anderer Disziplinen treffen können. Der Poelzig-Campus schafft diesen Rahmen, nördlich davon liegen große Entwicklungschancen. Und der Campus Niederursel als zukünftiger Komplex für die Naturwissenschaften schafft diesen Rahmen ebenfalls. Ist dies nicht eine andere Haltung, als ständig zu erdulden, an den Schandpfahl „Massenuniversität“ gebunden zu sein?

Dem Selbstbewußtsein hilft auch, an die klassische Verbindung zwischen Wirtschaft und Wissenschaft in Frankfurt am Main zu erinnern. Der Unternehmer Wilhelm Merton war in seinen Betrieben ein Organisator und Rationalisierer von hohen Graden, dem dabei bewußt war, daß sein eigener Erfolg abhängig war von der Leistungsfähigkeit, Zufriedenheit und dem Wohlbefinden seiner Arbeiter. Ein sozialer, ethischer und wohl auch materieller Antrieb hat ihn dazu gebracht, den Problemen seines Betriebes auf den Grund zu gehen. Instrument hierfür war ihm das selbstgegründete „Institut für Gemeinwohl“ – Max Weber sollte es leiten, zog es dann aber doch vor, einen Ruf nach Heidelberg anzunehmen –, später die schon genannte Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften. Merton hat in dieser Arbeit mit zu den Grundlagen moderner Betriebswirtschaftslehre beigetragen wie auch Kriterien für praktische Sozialpolitik entwickelt.

Merton als erster und später die zahlreichen Stifter, die logischerweise mit der Wirtschaft verflochten waren, gaben der Frankfurter Universität das finanzielle Gerüst, das sie, neben Berlin, zur bestausgestatteten Hochschule in Preußen machte. Stadt und Wirtschaft hatten dies, ohne irgendwelche staatlichen Zuschüsse, aus eigener Kraft geleistet.

### Ein Zukunftmodell für die Grundlagenforschung

Auch hier gibt es also eine Tradition in der Gründungszeit der Goethe-Univer-



Campus Westend – Vision zur Entwicklung der Goethe-Universität. Ausgewählte Studienarbeiten von Studenten der Harvard University Graduate School of Design, die 1998 unter Leitung von Professor Wilfried Wang, bis Mitte Mai 2000 Direktor des Deutschen Architektur-Museums, entstanden sind und in der Ausstellung „Maßstabssprung: Die Zukunft von Frankfurt“ im Winter 1998/99 im Architektur-Museum ausgestellt wurden.





Kommunikation und Campus in Niederursel.

sität, an die wir anknüpfen können und angeknüpft haben. Ein Joint-venture zwischen der Hoechst AG und der Goethe-Universität ist geschlossen. Die Hoechst AG gibt 11 Mio. DM, und unsere biowissenschaftliche Forschung arbeitet im Verbund mit dem Pharmakonzern an praktischen Lösungen. Das ist nicht des Teufels – im Gegenteil: Es ist ein Zukunftsmodell, das die Grundlagenforschung nicht aus den Universitäten vertreibt, sondern sie wieder stärkt. Und natürlich freut es, wenn auch der industrielle Partner hierin Zukunft sieht. Nach Abschluß der Umstrukturierung des früheren Chemiekonzerns weist die Firmenleitung auf die Kooperation mit der Goethe-Universität im Bereich der Biochemie als maßstabsetzendes Förderungsmodell hin.

Solche Modelle funktionieren, wenn die Voraussetzungen stimmen. Hieran in allen Fächern zu arbeiten, ist unsere ständige Aufgabe für die Zukunft der Universität. Als ein gutes Beispiel nehme ich die Biowissenschaften, die heute sogenannten Life Sciences.

Die Goethe-Universität und ihr Klinikum, das Georg-Speyer-Haus sowie die Max-Planck-Institute für Biophysik und

für Hirnforschung bilden im Verbund mit den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der chemischen und pharmazeutischen Industrie eine hervorragende Infrastruktur für die Biowissenschaften und leisten Grundlagenforschung mit internationalem Ansehen. Vier der neun Sonderforschungsbereiche unserer Universität sind aus dieser Infrastruktur entwickelt worden. Daß dies möglich wurde, verdanken wir einer gezielten Schwerpunktplanung:

- dem Ausbau der Frankfurter Biochemie in enger Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Biophysik;
- dem Aufbau einer modernen Zell- und Mikrobiologie im Fachbereich Biologie;
- der biowissenschaftlichen Orientierung des Fachbereichs Chemie in allen seinen Teildisziplinen;
- und schließlich der Zusammenführung dieser Forschungsgebiete in Niederursel durch den Bau des Biozentrums.

Die Spitzenforschung im Grundlagenbereich auf dem Gebiet der Life Sciences geht einher mit zahlreichen anerkannten Beispielen der angewandten Forschung in diesen Fächern, die wiederum die Basis für den Wissenstransfer in universitätsnahe Firmen wie auch in die Industrie liefert. Daß sich hieraus auch gute Entwicklungsmöglichkeiten für unseren wissenschaftlichen Nachwuchs ergeben, liegt auf der Hand. Daß in den Life Sciences zudem mit vier Graduiertenkollegs (von insgesamt neun an der Goethe-Universität) der wissenschaftliche Nachwuchs besonders gute Förderungsbedingungen erhält, will ich nur der Vollständigkeit halber erwähnen.

Der Campus Niederursel wird irgendwann die Naturwissenschaften insgesamt beherbergen, um hier ein inneres Gefüge wachsen zu lassen, das neue interdisziplinäre

näre, projektbezogene Arbeit fördert. Die Humanmedizin der Goethe-Universität hat mit dem Klinikum solch ein inneres Gefüge, das sicher an manchen Stellen weiter verbessert werden wird, jedoch heute schon den täglichen theoretischen wie praktischen Wissensaustausch und abteilungsübergreifende Kooperationen selbstverständlich macht.

Die Naturwissenschaften sind traditionell stark in Frankfurt am Main, für ihre Sozialwissenschaften ist die Stadt berühmt. Aus den gleichen Gründen, wie sie für die Naturwissenschaften und die Humanmedizin gelten, und dem schon erwähnten Streben nach universitärer Öffentlichkeit ist das Zusammenführen auch der Geistes- und Sozialwissenschaften im Poelzig-Bau und auf dem nach Norden anschließenden Areal ein langfristiges Ziel der Frankfurter Hochschulplanung.

Die Geisteswissenschaften (im Planerjargon auch Buchwissenschaften genannt) werden dieses Ziel schon im Jahre 2001 erreichen. Die Geschichtswissenschaften, die Philosophie, die Neueren Philologien und mit ihnen die beiden wissenschaftlichen Zentren: das Zentrum für Nordamerika-Forschung und das zur Erforschung der Frühen Neuzeit (Renaissance-Institut) werden dann in den Poelzig-Bau ziehen und dort ihren Ort finden. Auch dafür ist es ein gutes Signal, daß die Leistungsfähigkeit der Geisteswissenschaften gerade wieder bewiesen wurde. Als erster deutschen Universität wird der Goethe-Universität das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft neu eingerichtete Förderinstrument „Forschungskolleg“ zugesprochen; die Größenordnung entspricht der eines Sonderforschungsbereichs. Das Forschungskolleg „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“, angesiedelt bei unseren Historikern, wird in den nächsten Jahren mit fast drei Millionen Mark jährlich unterstützt werden – und befaßt sich auch mit der anfangs aufgeworfenen Frage nach den heutigen Bedingungen für einen Bildungsauftrag.

Dieses Kolleg, Ausläufer des Sonderforschungsbereichs „Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum westafrikanische Savanne“; die ohnehin interdisziplinäre Arbeit des Renaissance-Instituts, denkbare verstärkte Kooperationen zwischen den Philosophen und dem Institut für Sozialforschung, die theoretisch fundierte und fachübergreifende theaterpraktische Arbeit des Theater-Instituts – das sich das Casino und den schönen Park schon längst erobert hat –, die vermehrten komparatistischen Aktivitäten in den Neueren Philologien finden in absehbarer Zeit Arbeitsmöglichkeiten,





wie sie sonst klassischen amerikanischen Campus-Universitäten vorbehalten sind. Das diskussionsfreudige Frankfurt am Main erhält hier seinen akademischen Ort.

### Geschichte verpflichtet

Dazu kommt ein anderer Aspekt. Ich sprach wiederholt von den Traditionen, die mit der Frankfurter Universität verbunden sind. Diese aufgeklärt-weltoffene, von meist jüdischen Bürgern gegründete Stiftungsuniversität hat eine Geschichte, die sie verpflichtet. Darum ist es gut, daß gerade die Geisteswissenschaften in ein Gebäude ziehen, das in seinen Mauern ebenfalls Geschichte trägt. Wir wissen, das Gebäude gehörte der I.G. Farben, die mit einem Teil ihrer Hauptverwaltung dort bis 1945 residierte. Spätestens seit 1942 steht der Konzern im Zusammenhang mit Zwangsarbeit, mit Vernichtung durch Arbeit. Mit Vernichtung. Von 1945-1948 hatte die amerikanische Militärregierung dort ihren Sitz, von 1948-1995 befand sich in dem Gebäude das Hauptquartier des V. Korps der U.S.-Armee. Diese 50 Jahre stehen für die Gründung deutscher Länder, für die Frankfurter Dokumente und den deutschen Föderalismus, für die Luftbrücke und für den Aufbau von Demokratie und Freiheit in diesem Land.

Im Poelzig-Bau, dem ehemaligen I.G. Farben-Haus, wurde also ein großer Teil deutscher Geschichte des 20. Jahrhunderts geschrieben: einer Geschichte von Unterdrückung, Befreiung und heutiger demokratischer Stabilität. In vollem Bewußtsein dieses Erbes wird dort ab 2001 ein lebendiger Ort pluralistischer Wissenschaft in der Tradition von 1848 entstehen: als Teil einer freien Gesellschaft.

Das Wissen, daß die Geisteswissenschaften diesen Ort gestalten werden, daß die Historiker mit ihm umgehen, daß die Philosophen in dem Gebäude Ethik lehren, daß mit den Philologen viele Kulturen hier ihren Weg kreuzen werden, daß Rezeptionsforschung sich mit Ideologien auseinandersetzen muß, erzeugt ein gutes Gefühl: Hier wird verantwortlich mit den Lehren der Geschichte und mit der Zukunft unserer Kultur umgegangen werden.

Die Zukunft eines gemeinsamen Ortes für die Sozialwissenschaften ist noch ziemlich weit entfernt, doch gedanklich und planerisch ist der Platz gesichert, an dem diese für das Frankfurter Selbstverständnis so wichtigen Fächer ihren Zusammenhalt finden werden. Wie gesagt, schon in der Gründung der Frankfurter Universität haben die Sozialwissenschaften eine herausragende Rolle gespielt. Die

mit ihr verbundenen Namen vor der Nazi-Zeit und nach dem Zweiten Weltkrieg haben weltweit einen bedeutenden Ruf. Daß Professoren wie Walter Hallstein, Max Horkheimer, Fritz Neumark, Helmut Coing auch Rektoren der Goethe-Universität waren, zeigt ebenfalls, wie sehr die Sozialwissenschaften Innen- und Außenbild der Universität prägten.

An diese Tradition gilt es anzuknüpfen – mit den auch heute in vielen Bereichen exzellenten Leistungen, aber auch mit Hilfe der Möglichkeiten, die gezielte Schwerpunktplanung, ähnlich wie in den Life Sciences, eröffnen kann. Und dazu gehört, das von den Amerikanern freige-machte Gelände zwischen Miquelallee und Poelzig-Bau für die Sozialwissenschaften zu entwickeln und mit der Stadt zu verbinden.

Gerade die Sozialwissenschaften brauchen den Austausch untereinander und die Nähe zum Forschungsobjekt: zur Gesellschaft. Kaum sonst irgendwo gibt es die Chance, in einem innerstädtischen Bereich beides zu realisieren. Erste Architekturvorstellungen, die Studenten der Harvard University in Modellen und Zeichnungen ausgedrückt haben (sie wurden 1998/99 im Deutschen Architektur-museum ausgestellt), zeigen, welches Entwicklungspotential dieses Gelände für

die Universität bietet. Unsere Aufgabe muß es sein, dieses Potential nicht brach-liegen zu lassen, sondern mit Hilfe des Landes Hessen und der Planungskompe-tenz der Stadt Frankfurt am Main für die Goethe-Universität zu erschließen.

Alle Punkte zusammengenommen sind die Zukunft der Goethe-Universität. Eine Zukunft, die vielen Studenten mit unterschiedlichen Begabungen beste Aus-bildungsmöglichkeiten gibt. Die der Wis-senschaft neue Felder eröffnen hilft. Die fächerübergreifende Forschung in allen Bereichen möglich macht. Die die neuen Technologien zu Hilfe nimmt, um eine größtmögliche Vielfalt von Forschung und Lehre zu gewährleisten. Die Zusam-menhänge konstituiert, welche den einzel-nen Mitgliedern der Scientific community ein Grundmuster für ihr gesellschaftliches Leben mitgeben. Die mit Geschichte ver-antwortlich umgeht und ihre eigene Ge-schichte nutzt, einen selbstbewußten Weg zu finden. Vieles hiervon ist „in Arbeit“, vieles ist angelegt, manches muß noch an-gegangen werden. Wenn hierfür der Ver-antwortungsmut nicht abhanden kommt, dann hat die Goethe-Universität eine gute Zukunft vor sich.



Erstveröffentlichung dieses Beitrags in:  
Der Poelzig-Bau (s. Buchtip Seite 12)



Menschen und Räume  
– Biozentrum in  
Niederursel.



# „Frankfurt steht glänzend da ...!“

## Stadt und Wissenschaft im 19. Jahrhundert

von Jürgen Steen

Die Devise „Litteris, recuperata libertate, civitas“ am Portikus des 1825 eröffneten Neubaus der Stadtbibliothek, der die Zerstörung des Bibliotheksgebäudes im Zweiten Weltkrieg überdauerte, wurde in der heutigen Fassung erst 1939 angebracht. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, der 1833 Frankfurt als Wohn- und Lebensort gewählt hatte, geißelte die ursprüngliche Fassung „Studiis libertati reddita civitas“ öffentlich als „... Küchenlatein ...“, das zum Beispiel „... dem Cicero ...“ unverständlich gewesen wäre. Die Renovierung der Bibliothek im Dritten Reich trug dann den Anforderungen des klassischen Lateins Rechnung: „Die Bürgerschaft [weihet dieses Haus], nach Wiedererlangung der Freiheit, den Wissenschaften“. Der den Wissenschaften gewidmete Neubau, die erste große Investition der Stadt nach der napoleonischen Ära, war zugleich Denkmal der durch den Wiener Kongress sanktionierten Restitution Frankfurts 1815/16 als „Freier Stadt“ und, wenn auch verfassungsmäßig stark altstädtisch geprägter, „bürgerlicher Stadtrepublik“. Fraglich bleibt, ob der Wortwahl der zwanziger Jahre allein mit den Mitteln der klassischen Philologie beizukommen ist. „Studium“ meint die wissenschaftliche, auf Erkenntnis gerichtete und durch sie gerechtfertigte Anstrengung, „littera“ Wissenschaft als „Gelehrsamkeit“.

Die Stadtbibliothek, deren Wurzeln auf die Ende des 15. Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnte Ratsbibliothek und die 1529 säkularisierte Bibliothek des Barfüsserklosters zurückgehen, hatte sich seit 1690 zu einer Universalsammlung entwickelt, die Objekte der Kunst,

Geschichte und Natur vereinte. Solche öffentlichen Universalsammlungen, die auch als frühe Wissenszentren charakterisiert werden können, waren für bürgerliche Städte typisch und stellen eine eigene Entwicklung im Vergleich zu den fürstlichen Kunst- und Wunderkammern der Residenzstädte dar.

Der 1786 durch den Abriß des alten Klostergebäudes für die Errichtung der Paulskirche notwendig werdende Neubau der „Bibliotheca publica“ war in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in den Planungen steckengeblieben. Bereits 1814 begannen die Planungen erneut und der 1829 endgültig eingerichtete Neubau der Stadtbibliothek war als neuentstandenes öffentliches Wissenszentrum zugleich Ausdruck des Ranges von Wissenschaft im bürgerlichen Wertgefüge und Denkmal der wiedergewonnenen Selbständigkeit.

Arthur Schopenhauer (1788-1860) hat notiert, was ihm Frankfurt als Stadt und Lebenswelt, im Vergleich etwa zu Mannheim, das er ebenfalls „ausprobiert“ oder Berlin, das er fluchtartig verlassen hatte – trotz des „Küchenlateins“ am Portikus der Stadtbibliothek – gewogen machte: Gesundes Klima, schöne Gegend, Annehmlichkeiten großer Städte, besseres Lesezimmer, das Naturhistorische Museum, besseres Schauspiel, Oper, Konzerte, mehr Engländer, bessere Kaffeehäuser, kein schlechtes Wetter, die Senckenbergische Bibliothek, keine Überschwemmungen, ... das physikalische Kabinett.“ Schopenhauers Favoriten entstanden zeitgleich mit dem Neubau der Stadtbibliothek. Die Universalsammlung, die die Funktionen der Bibliothek, des Archivs und des Museums in sich vereinte und „exempla-

Die Fotografie von Friedrich August Doermer (1878) zeigt den ursprünglichen baulichen Zustand der Stadtbibliothek von 1825. Die korinthische Säulenordnung des Portikus stieß auf die Kritik des 1818 zum Gutachter bestellten großherzoglich-darmstädtischen Oberbaurats Georg Moller: „Gebrauchen wir die korinthische Ordnung an einer Bibliothek, welche Verzierung bleibt uns dann für Gebäude, welche mehr Anspruch auf Pracht und Reichtum haben?“ Gehör fand er damit nicht. Die den Wissenschaften als Denkmal der wiedergewonnenen Freiheit gewidmete Stadtbibliothek rechtfertigte in der bürgerlichen Stadt die höchste Säulenordnung und alle denkbare Pracht.

risch“ statt „systematisch“ angelegt war, galt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als wissenschaftlich antiquiert. Insofern paßt das Haus als Denkmal einer wiedergewonnenen Freiheit nahtlos zum Wissenschaftsverständnis, das sich in der Universalsammlung spiegelte.

### Das neue Wissenschaftsverständnis

Das von der 1817 gegründeten Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft neu errichtete „Naturhistorische Museum“ hatte die mineralogischen, paläontologischen und botanischen Samm-



Die Fotografie von Paul Wolff aus dem Jahre 1927 zeigt die Front der in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts erweiterten Bibliothek, in deren Zusammenhang der Figurenfries des Tympanon geschaffen wurde. Er stellt Athene als Göttin der Wissenschaft in Begleitung der Allegorien von Kunst und Wissenschaft dar. Bei den Eckfiguren handelt es sich um die Allegorien des Handels und der Industrie, ohne die, so die zeitgenössische Erläuterung, Kunst und Wissenschaft nicht bestehen könnten. Die alte Universalsammlung ist weitgehend aufgelöst. Vor allem das 1877 gegründete Historische Museum hat die musealen Sammlungen übernommen. Die Büste vor dem Eingang zeigt Lessing.



lungen der medizinisch-wissenschaftlichen Stiftung Johann Christian Senckenbergs (1763) zum Grundstock eines Naturmuseums gemacht. 1821 wurde östlich des Eschenheimer Turms auf dem Gelände der Senckenbergischen Stiftung der erste Museumsneubau der Frankfurter Geschichte eingeweiht. Das äußerliche Indiz der rasch erweiterten und wachsenden Sammlungen, die allen naturkundlichen Paradigmen folgten, ist der rasche Zeittakt umfänglicher Erweiterungsbauten 1830 und 1842. Auch die von Schopenhauer erwähnte Bibliothek erhielt mit und durch die „Naturforschende Gesellschaft“ die Entwicklungsdimensionen, die sie zu

Die Fotografie von Leonhard Kleemann (1944) läßt die 1939 angebrachte, von Arthur Schopenhauer geforderte, Fassung der Dedikation erkennen. Die Erweiterung der Stadtbibliothek war bereits von Böhmer gefordert worden. Die Pläne waren im Januar 1866, ein halbes Jahr vor dem Einmarsch der preussischen Truppen, fertig. Das Ende der „Freien Stadt“ führte zu einem über zwanzigjährigen Verzug.

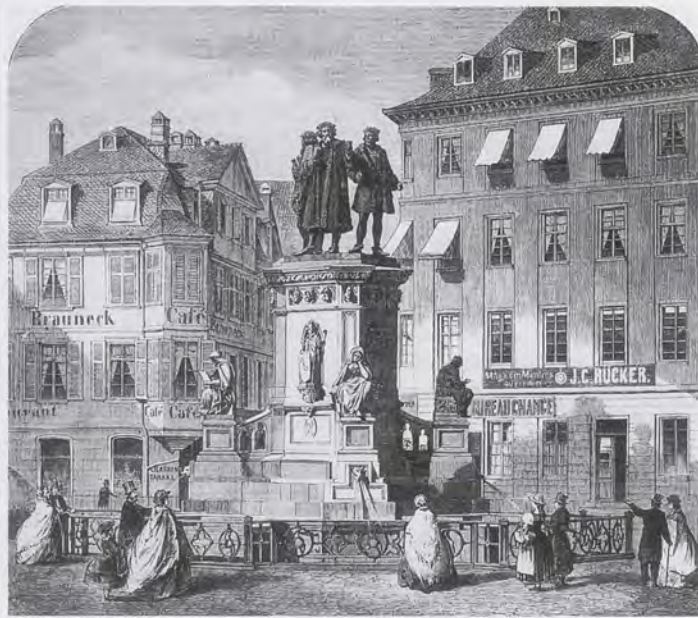




einer der bedeutendsten deutschen naturwissenschaftlichen Bibliotheken werden ließ.

Das von Schopenhauer erwähnte „Physikalische Kabinett“ war 1824 mit der Gründung des Physikalischen Vereins von Johann Valentin Albert (1774-1856) eingerichtet worden. Das Kabinett diente als Laboratorium und Hörsaal und bot Vereinsmitgliedern und Gästen die Möglichkeit zu eigenen Experimenten. Albert war in Frankfurt als „mechanicus“ tätig, der 1831 erstmals erschienene Katalog seiner Werkstatt ist der älteste bekannte Spezialkatalog für physikalische Instrumente im deutschsprachigen Raum. Der Arzt und Anatom Christian Ernst Neeff (1782-1849), 1824 der eigentliche Inaugurator des Physikalischen Vereins, war einer der ersten, der sich experimentell mit der neurophysiologischen Wirkung des „Galvanismus“ auseinandersetzte. 1835 stellte der Physikalische Verein Rudolf Boettger (1806-1881), einen Schüler von Schweigger und Döbereiner, als besoldeten Dozenten ein.

Die Gründer der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft waren 1817 vor allem Ärzte des Senckenbergischen Stiftes gewesen. Zu ihnen zählte auch Christian Ernst Neeff, der 1836 wiederum zu den Gründungsmitgliedern des Geographischen Vereins gehörte. Vergleichbare Vereine gab es zuvor nur in Paris, Berlin und London. Die Gründungsversammlung betonte den Charakter der Geographie als Naturwissenschaft und die Eigenständigkeit, die das Fach in den letzten Jahren gewonnen habe. Die Gründung des Physikalischen Vereins 1824 war or-



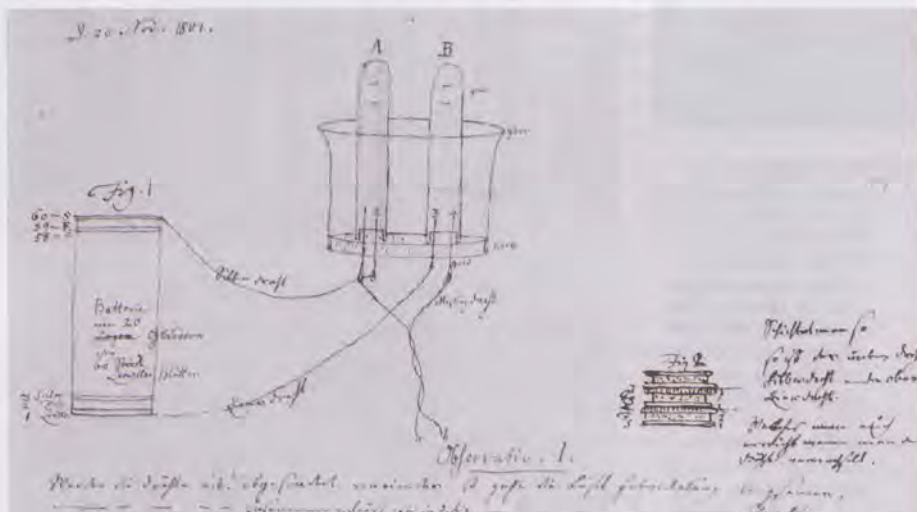
Der erste Dozent des Physikalischen Vereins Rudolf Boettger war ein Pionier der Galvanotechnik. Zeugnis davon legt bis heute das Gutenberg-Denkmal am Rossmarkt ab. Die drei Hauptfiguren sind galvanoplastisch abgeformt, Boettger entwickelte und beaufsichtigte zwischen 1846 und 1857 das Verfahren der ersten galvanoplastischen Abformungen in diesen Dimensionen überhaupt.

ganisatorisch vorbildlos. Sie reagierte auf das Neue, das mit der Voltaschen Säule 1800 in die Welt gekommen war, und vor allem auf die Entdeckung des Elektromagnetismus, die 1820 bekannt geworden war. Die Verbindung von Vorlesung und Experiment wurde im Frankfurter Physikalischen Verein bereits selbstverständlich, als die Experimentalvorlesung an deutschen Universitäten noch bis auf wenige Ausnahmen terra incognita war.

### Selbstorganisation und wissenschaftlicher Fortschritt

Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen

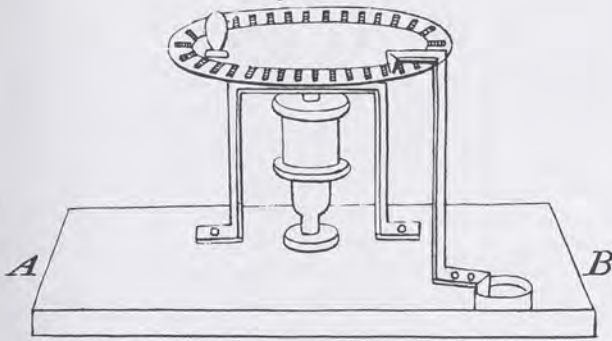
zeigen, daß die Interessen der Entwicklung des modernen, Spezialisierung, Autonomie und methodische Stringenz fordernden Wissenschaftsbegriffs folgten. Die damit verbundene Akzentverschiebung von „Gelehrsamkeit“ zu „Arbeit“ hat offensichtlich die Wortwahl der Devise am Portikus der Stadtbibliothek bestimmt. Erstes deutliches Indiz dafür ist die Gründung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft 1817. Die Stiftung, zu der außer Bibliothek und Sammlungen die Anatomie, der botanische Garten, ein chemisches Labor und das Bürgerhospital gehörten, band in dezidierte Weise wissenschaftliche Tätigkeit auf den medizinischen Zweck fest. Die Gründer der Gesellschaft, die als Dozenten und Ärzte am Stift tätig waren oder zur Administration gehörten, bewahrten die Stiftung in der vom Stifter in großer Strenge festgelegten Form und schufen zugleich die Voraussetzungen für selbstbestimmte wissenschaftliche Forschung. Nicht von ungefähr legte die Satzung der Naturforschenden Gesellschaft fest, daß die „arbeitenden Mitglieder“ das wissenschaftliche Programm bestimmten. Die ein Jahr zuvor gegründete Polytechnische Gesellschaft mag der letzte Anstoß für die eigene, naturforschende Gesellschaft gewesen sein. Als „Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften“ sprach sie – formal der Senckenbergischen Stiftung vergleichbar – Wissenschaft den eigenständigen Weltbezug und Weltzugang ab. Die „Abspaltung“ des Physikalischen Vereins von der Naturforschenden Gesellschaft war nicht weniger logisch. Sie folgte der Herausbildung der modernen Physik (und – im weiteren Ver-



Der älteste bekannte Frankfurter Beleg für Experimente mit der 1800 von Volta in London vorgestellten Batterie ist im Experimentierbuch von Samuel Thomas Soemmerring unter dem Datum des 20. November 1801 zu finden. Die protokollierte Elektrolyse des Wassers ist ein Beispiel für die tiefe Irritation tradierten Naturverständnisses: Ein „künstlicher“ (das heißt: von Menschenhand geschaffener) Apparat, nur neu komponiert aus bekannten Dingen (Soemmerring verwandte Silber- und Zinkelemente für seine Batterie) erzeugte „Kraft“ (Energie), die die klassischen „Elemente“, wie das Wasser, „spaltete“, und therapeutische Wirkung auf die lebendige Natur des Menschen hatte.



Fig. 236.



Das „Blitzrad“ von Christian Ernst Neeff „zerhackte“ den Gleichstrom der Batterie mechanisch in Impulse. Johann Philipp Wagner konstruierte 1836 einen elektromagnetischen Unterbrecher, der zum ersten Mal überhaupt den Elektromagneten als „automatischen“ Schalter des primären Stromkreises nutzte. Wagner gilt deshalb gelegentlich als Erfinder der elektrischen Klingel. Johann Valentin Albert, Mitbegründer des Physikalischen Vereins, stellte in seiner mechanischen Werkstatt seit Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts Funkenapparate her, die die 1830 von Faraday nachgewiesene Induktion zur Erzeugung von spannungsreichen elektrischen Funken nutzte.

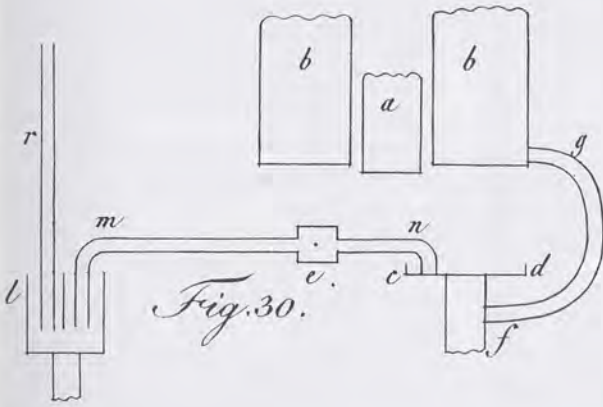
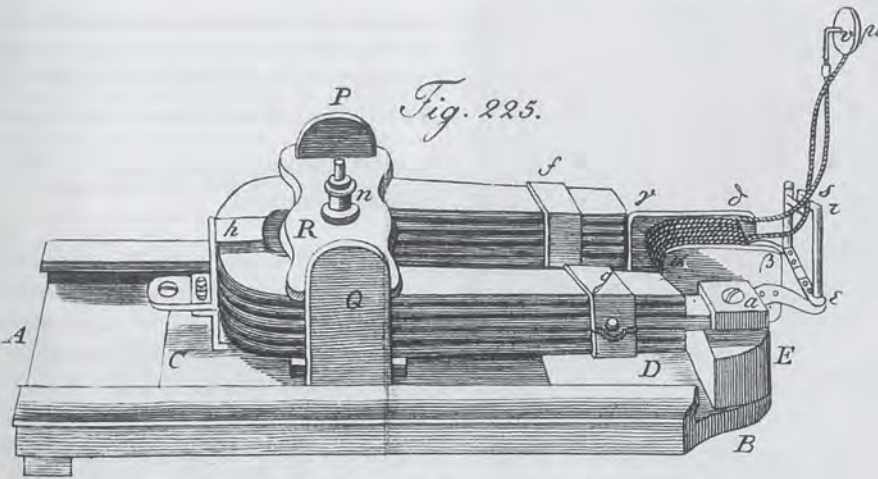


Fig. 30.

Fig. 225.



einsgeschehen – auch der modernen Chemie) als empirische Experimentalwissenschaft im Unterschied zu den systematisch-deskriptiven Naturwissenschaften. Die Beobachtungswissenschaften Meteorologie und Astronomie wurden wiederum dem Physikalischen Verein als neue Aufgaben inkorporiert.

Nach 1835 stellten Senckenbergische Stiftung und Naturforschende Gesellschaft dem Physikalischen Verein Räumlichkeiten zur Verfügung. Auch der Geographische Verein fand auf dem Stiftungslande sein Domizil und vereinigte sich

mit den anderen Einrichtungen zu einem Zentrum der Naturwissenschaften, dessen Anfänge im 18. Jahrhundert wurzeln und mit der Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine nach 1815 zur Blüte gelangte.

### Keine andere deutsche Stadt brachte so viele Hochschullehrer hervor

1876 veröffentlichte Theodor Billroth (1829-1894), der in Wien lehrende bedeutende Chirurg und Reformator des Medizin-

studiums und der Ärzteausbildung, eine umfangreiche Abhandlung mit dem Titel „Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation“. Dafür hatte er umfangreiches Material zur politisch-geographischen Herkunft der Ordinarien zusammengestellt. Absicht der Studie war offenbar der Nachweis, daß in der „universitas medicorum“ die Nation lange vor der Expansion Preußens und der „Reichseinigung von Oben“ 1871 hergestellt worden sei. Die Methode Billroths bringt es mit sich, daß auch der Anteil der bis 1866 „Freien Stadt“ Frankfurt ausgezählt worden ist. Billroth findet neun Ordinarien, die in der „Freien Stadt“ zur Welt gekommen und aufgewachsen sind. An Fächern sind Anatomie und Pathologie, Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie und Botanik vertreten. Das Ergebnis ist vergleichsweise erstaunlich: Lübeck oder Bremen sind überhaupt nicht vertreten, Hamburg mit zwei Beispielen, auch Kleinstaaten wie Oldenburg (1), Sachsen-Weimar (4), Sachsen-Anhalt (1) oder Hessen-Nassau (2) oder Mittelstaaten wie Mecklenburg (7) und Württemberg (6) erreichen die Frankfurter Quote nicht. Frankfurt, so Billroth „... steht glänzend da ...“. Der Grund ist für ihn zweifelsfrei: In Frankfurt sei schon immer „... ein hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft vorhanden gewesen ...“. Und er nennt als direkten Grund das „Senckenbergische Institut“, was nicht exakt ist, aber als Name des angesprochenen Zentrums verstanden, den Kern trifft.

1914 stellte Ernst Roediger (1857-1926), der 1912 als Vorsitzender der Senckenbergischen Stiftung den Stiftungsvertrag der Universität mit ausgehandelt hatte, eine Billroths Ansatz vergleichbare Statistik von Universitätslehrern und Mitgliedern von Akademien, die zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert in Frankfurt am Main aufgewachsen waren, öffentlich vor. Untersuchungsraum war indes nicht die „deutsche Nation“, sondern Europa und die Welt. Im Unterschied zu Billroth berücksichtigte Roediger alle Fakultäten und zählte nicht nur Ordinarien. Seine Zahlen sind bemerkenswert: Für das 15. Jahrhundert fand er 5 Beispiele, für das 16. Jahrhundert 2, für das 17. Jahrhundert ebenfalls 2, für das 18. Jahrhundert 9 und für das 19. Jahrhundert 105 in Frankfurt geborener oder seit früher Kindheit aufgewachsener Hochschullehrer und Akademiemitglieder.

Roediger publizierte seine Statistik im Anhang eines Vortrags zum hundertjährigen Geburtstag Gustav Lucaes (1814-1885), der 1851 Direktor der Senckenbergischen Anatomie geworden war. Die



Würdigung eines bedeutenden Anatomen des 19. Jahrhunderts und damit zugleich der Bedeutung der Senckenbergischen Anatomie als wissenschaftlicher Einrichtung wie der statistische Anhang bezogen Position. Es ging um die Frage, ob die Gründung der Universität, deren Eröffnung im Oktober 1914 anstand, in der Tradition des mit den Worten Billroths „... hohen Sinn(s) ...“ für Wissenschaft stand oder das Ende der „Freien Stadt“ 1866, der Bruch mit einer allein durch Handel und Handwerk bestimmten Vergan-

genheit, die Verwandlung in eine preußische Provinzstadt und ein so erzwungener Anschluß an die Moderne eine Universität strukturell erst möglich gemacht hätte. Für Roediger ist Lucae Kronzeuge der „Freien Stadt“ als Wissenschaftsstadt und zugleich als wirkungsvoller Lehrer Mitverursacher des „Quantensprungs“ vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Der Interpretationskonflikt um die historischen Voraussetzungen der Gründung der Universität, der bereits zeitgenössisch ausbrach, fand seinen Nieder-

schlag nicht zuletzt in den Dokumenten der Gründung und Eröffnung der Universität. Das Schmuckblatt des Stiftungsvertrags von 1912 imaginiert eine bis zu den Anfängen der Stadt zurückreichende Tradition, und die offizielle Einladungskarte sieht im „Bürgersinn“ die Grundlage der Universität. „Bürgersinn“ spitzt Billroths „hohen Sinn“ sozialgeschichtlich zu.

Die Voraussetzungen, daß die von Billroth und Roediger zusammengestellten Zahlen wirkungsgeschichtlich in der Weise von Belang sind, daß eine entwickeltere Wissenschaftskultur frühzeitig Interessen förderte oder prägte, waren gegeben: Schülervorlesungen im Physikalischen Verein seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, Anatomiekurse für Oberstufenschüler, frühe Kontakte zu den Dozenten und Sektionären der Naturforschenden Gesellschaft für Zoologie, Botanik, Geologie und Mineralogie. In zahlreichen Fällen ist nachweisbar, daß gegen den von den Eltern erwünschten familientraditionellen Beruf des Kaufmanns oder Bankiers, aber auch mit ihrer Unterstützung, sich das frühe wissenschaftliche Interesse für den Lebensberuf erfolgreich Bahn brach. Ebenso zeigt die Soziologie der Sektionäre und arbeitenden Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft, daß nicht nur der Beruf des Mediziners, sondern auch der des Kaufmanns oder Advocaten nicht darin hinderte, auch weitgesteckten wissenschaftlichen Arbeiten ehrenamtlich nachzugehen.

### Naturwissenschaften und sozialer Wandel

Philipp Reis erwarb im Physikalischen Verein während seiner kaufmännischen Lehre das Rüstzeug für die Konstruktion seines Telefons. Er sah sich an erster Stelle als Wissenschaftler, der über das Problem der Übertragung von Tönen mit Hilfe des galvanischen Stroms arbeitete. Seine oft zitierte Verbitterung, die schließlich zum Austritt aus dem Verein führte, überspielt, daß auch er die Frage nach der „gesellschaftlichen Relevanz“ der Erfindung nicht beantworten konnte. Die „gesellschaftliche Relevanz“ des Physikalischen Vereins erwies sich rasch. Seit den dreißiger Jahren war er für den Senat gutachterlich im Sinne eines Technischen Überwachungsvereins tätig. Inspektor für alle Anlagen, die die Kinetik des Dampfes nutzten, wurde Johann Philipp Wagner, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr als Buchhalter gearbeitet und im Laboratorium des Physikalischen Vereins seine zweite Karriere begonnen hatte. Wagner entwickelte einen Elektromotor, für den 1840 der Senat beim Deutschen Bundes-

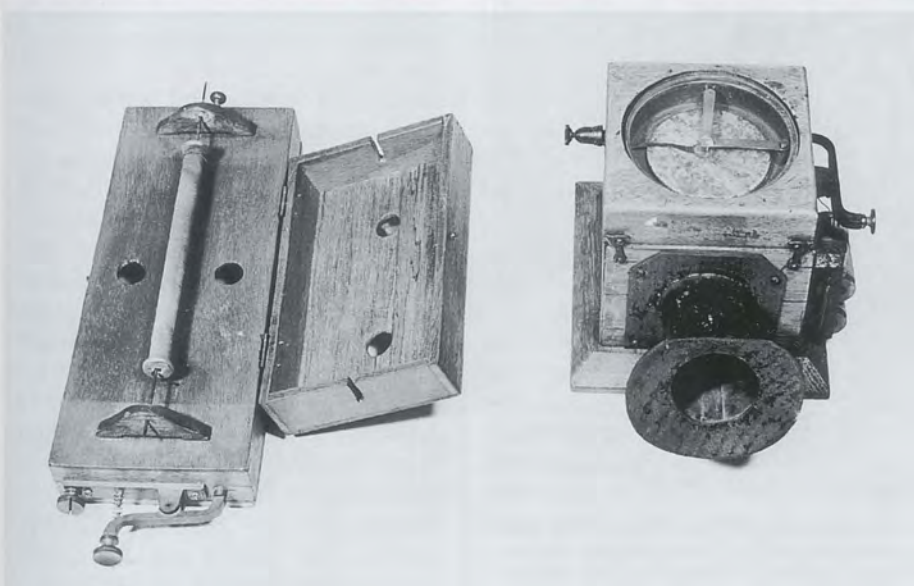


Zum 25jährigen Dienstjubiläum 1876 erhielt Lucae von 35 seiner Schüler ein prachtvoll gestaltetes Album, dessen Frontispiz der Frankfurter Künstler Eugen Klimsch gestaltet hatte. Das Album selbst bietet die fotografischen Porträts der Schüler. Die Devise „Der Tod lehrt das Leben zu schützen“ ist Credo und Rechtfertigung der Anatomie. Zu Füßen des Anatomen stellt Klimsch die Grundaufgaben der Medizin dar. In den Eckkartuschen sind die Senckenbergische Anatomie und der Eschenheimer Turm zu sehen. Der zeittypisch historistische Kunststil wählt Formen der Renaissance, der „Wiedergeburt“ von Wissenschaft und Kunst zum Vorbild. Unter den Schülern ragen die Universitäts-Anatomen Emil Ponfick (1844-1913) und Emil Gasser (1847-1918) heraus. Das Album vereint nur Schüler, die als Studenten bei Lucae waren. Die Universität Marburg erkannte zwei Frankfurter Semester an. Jacob Bockenheimer (1837-1908) führte als erster Arzt und Chirurg in Frankfurt Bauchoperationen durch, Simon Kirchheim (1843-1915), seit 1865 Arzt in Frankfurt, war Vorsitzender des Ärztlichen Vereins und Stadtverordneter der Demokratischen Partei, Jakob de Bary (1840-1915) war Frankfurter Hausarzt der Rothschilds und Mitbegründer des Carolinums. Auf dem Deckel ist als Medaillon ein Frankfurter Stadtwappen angebracht. In der bestimmten Form wurde er in der Zeit der „Freien Stadt“ benutzt. Nach 1866 war zum Beispiel aus Münzen der „Freien Stadt“ gearbeiteter Schmuck en vogue.





Das um 1864 entstandene Gemälde des Frankfurter Künstlers Heinrich Hasselhorst zeigt Gustav Lucae (1814-1885) am Kopf des Sektionstisches. Der Assistent-Chirurg und Prosektor Johann Philipp Sälzer hat den ersten Schnitt ausgeführt. Im Hintergrund schauen zwei Frankfurter Maler zu. Lucae lehrte seit 1869 auch an der Städelschule. Das Regal an der Rückwand beherbergt zahlreiche Schädel. Lucae setzte sich in mehreren vergleichenden Schädeluntersuchungen kritisch mit der empirischen Triftigkeit der Evolutionstheorien Darwins und Haeckels auseinander. Ausgesprochen skeptisch war er zugleich gegenüber der These kausaler Beziehungen zwischen Schädelform und geistig-habituellen Eigenschaften. Sein Rang in der zeitgenössischen Anatomie basierte nicht zuletzt auf der Entwicklung exakter Darstellungsverfahren, die den wissenschaftlich-empirischen Vergleich der Objekte überhaupt erst ermöglichten. In der Senckenbergischen Anatomie wurde 1882 die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie gegründet. Lucae gehörte 1865 zu den Mitbegründern des Archivs für Anthropologie. Eine enge Freundschaft verband ihn mit Rudolf Virchow.

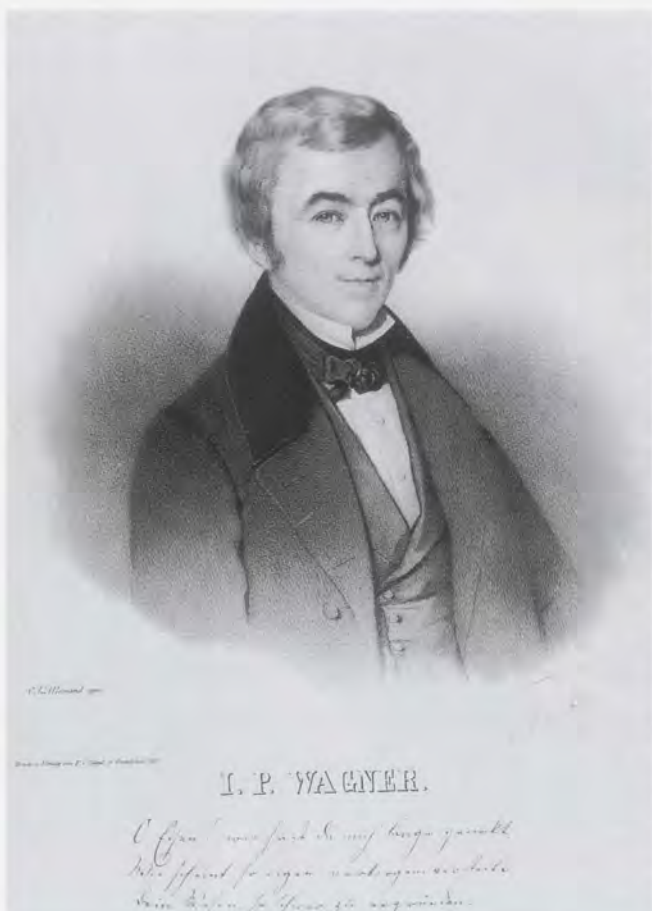


Das Telefon von Philipp Reis (links: der Empfänger, rechts: der Geber) orientierte sich in seiner technischen Konstruktion am Aufbau des menschlichen Ohrs. Membran und Kontakte, die sich bei akustischer Ansprache der Membran öffneten und schlossen entsprachen Trommelfell, „Hammer“ und „Amboss“. An das Telefon als Kommunikationsmittel dachte Reis nicht. Für seine Vorführungen ist er nie auf die Idee gekommen, zwei Geber und Empfänger gegenläufig aufzustellen. So gesehen ist das erste Telefon ein Gerät, das ohne direkte wissenschafts- oder technikgeschichtliche Folgen und Auswirkungen zum ersten Mal Beziehungen zwischen Elektrizität und mechanischer Akustik nachwies.

tag ein Patent beantragte. Der Elektromotor sollte die mit der Dampfmaschine, dem Motor der Industriellen Revolution gegebene, ungerechte gesellschaftliche Verteilung der Verfügbarkeit technisch reproduzierbarer Kraft beenden, als Motor, der individuell auf jedes Bedürfnis abstimbar war. Rudolf Boettger redigierte den „Frankfurter Gewerbefreund“, der ab Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts über wissenschaftliche Fortschritte, die den Gewerbetreibenden interessieren könnten, berichtete. Unter den 243 Mitgliedern der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft waren 1818 etwa die Hälfte Kaufleute und 30 Handwerker. Auch wenn sie weitaus überwiegend nicht zu den „arbeitenden Mitgliedern“ gehört haben dürften, belegt die Mitgliedschaft das fördernde Interesse an Naturwissenschaft.

Die Aspekte sozialen Wandels als Indikator des Bedeutungszuwachses von Naturwissenschaft gelten in besonderer Weise für die jüdische Bevölkerung. Im





Die Lithografie des Porträts Johann Philipp Wagners erschien 1842 im Verlag F.C. Jügel. Der gelehrte Buchhalter war endgültig zu einer öffentlich bedeutenden Person geworden, weil der Senat unter anderem auf Antrag des Physikalischen Vereins für den von ihm konstruierten Elektromotor ein Patent beim Deutschen Bundestag beantragt hatte. Der Wahlspruch, den Wagner wohl mit eigener Hand in den Druckstock schrieb, „O Eisen! Was hast Du mich lange geneckt / Wie scheint so eigen, verborgen, versteckt Dein Wesen / So schwer zu ergründen“ verrät die Probleme, die richtige Idee, die Verwendung eines Elektro- statt eines Permanentmagneten, erfolgreich zu realisieren. Wagner hatte erstmals 1838 im Physikalischen Verein ein kleines batteriebetriebenes Elektromobil „in Aktion“ vorgestellt. Der Bundestag bestellte eine Untersuchungskommission, die die Hoffnungen auf einen gesellschaftlich und ökonomisch hochdiversifizierbaren Motor mit ökonomischen Argumenten zerstörte. Der batteriebetriebene Elektromotor kam im Unterhalt etwa zwölf mal teurer als die Dampfmaschine.



Nachfolger Lucaes als Direktor der Senckenbergischen Anatomie wurde 1885 Carl Weigert (1845-1904). Jüdischer Herkunft und nicht bereit ein Ordinariat, das ihm wissenschaftlich fraglos zustand, mit der christlichen Taufe zu erkaufen, nahm er den Ruf nach Frankfurt an. Die Fotografie, die im Juli 1895 entstand, zeigt ihn am Tisch vor einem Präparat sitzend, umgeben von den Mitarbeitern und einer Mitarbeiterin. Weigert hatte als einer der ersten die weitreichenden Möglichkeiten der neuen Teerfarben für die Histologie erkannt und Grundlagen geschaffen, die zum Beispiel die Entdeckungen Robert Kochs oder seines knapp zehn Jahre jüngeren Veters Paul Ehrlich erst ermöglichten. Hinter Weigert steht Ludwig Edinger (1855-1918), Pionier der Neuroanatomie, der sich 1883 als Arzt und Neurologe in Frankfurt niedergelassen hatte. Aus gleichen Gründen wie Weigert ohne Aussicht auf ein Ordinariat, räumte ihm Weigert 1886 einen ständigen Arbeitsplatz in der Anatomie ein. Aus ihm erwuchs 1907 das Neurologische Institut, das 1912 Mitstifter der Universität wurde.

## Geschichte der Stadt als Wissenschaftsstadt

### Virtueller Ausstellungsbesuch im Historischen Museum

Das Historische Museum Frankfurt zeigte von November 1998 bis Ende Januar 1999 eine große Sonderausstellung, die der Geschichte Frankfurts als „Wissenschaftsstadt“ von den Anfängen und Wurzeln bis zur Gegenwart gewidmet war. In einem historischen Längsschnitt von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart konnten die Besucher der Frankfurter Wissenschaftsgeschichte folgen. Zum ersten Mal wurde damit die bisher wenig beachtete Traditionslinie der Stadt deutlich und mit eindrucksvollen Exponaten belegt: Das traditionelle Image Frankfurts als Messestadt, Handelsstadt, Bankenstadt und Stadt der Kaiserkrönungen und -wahlen bedurfte dringend der Korrektur und Ergänzung.

Für Herbst dieses Jahres plant das Historische Museum eine CD-ROM, auf der die Ausstellung multimedial dokumentiert wird. Der virtuelle Ausstellungsbesuch bietet neben allen ausgestellten Objekten und Texten, sämtliche im Projekt recherchierten Quellen einschließlich weiterführender Texte, Quellen- und Objektnachweisen sowie Registern. Damit wird ein in dieser Breite und historischen Tiefe bisher neuartiger Überblick zum Thema geschaffen. Das bisher nicht veröffentlichte Material eignet sich als „Startup“ für historische Einzelforschung und bietet nicht zuletzt Anschauungsmaterial zur museologisch – medialen Präsentation des Themas Wissenschaftsgeschichte.

Ein Schwerpunkt ist die Goethe-Universität, die als „Stiftungsuniversität“ ein einmaliges Modell in der Geschichte der deutschen Universität darstellt, das sich auf „Bürgersinn“ berief und fortschrittliche, wissenschaftsorientierte Kultur über 1866 und den gewaltsamen Anschluß an Preussen hinaus tradierte. Dem Image der bloßen Handels- und Bankenstadt widersprach das schon damals.

Thematisiert wird auch der nationalsozialistische Feldzug gegen die Universität, in deren Stigmatisierung als „verjudet“ die Tatbestände negativ zur Geltung gebracht wurden, die die „Stiftungsuniversität“ überhaupt erst möglich gemacht hatten. Die CD-ROM kann beim Historischen Museum, Saalgasse 19, 60311 Frankfurt am Main bezogen werden (Telefon 069/212-35599, Fax 069/212-30702 und E-Mail [info.historisches-museum@stadt-frankfurt.de](mailto:info.historisches-museum@stadt-frankfurt.de))



1836 gegründeten Geographischen Verein waren etwa 15 Prozent der Gründungsmitglieder jüdischer Herkunft. Auch in den Biographien in Frankfurt geborener und aufgewachsener Wissenschaftler jüdischer Herkunft sind die wegweisenden frühen Begegnungen im „Senckenbergianum“ belegbar. Die naturwissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften, in denen die Verpflichtung auf Wissenschaftlichkeit religiöse Intoleranz zwangsläufig ausschloß, relativierten die Unterschiede, die in der Verfassung der Stadt mit der bürgerlichen Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung erst 1853 endgültig aufgehoben wurden.

### Mäzenatentum und der Instanzenweg der preußischen Verwaltung

Der Physikalische Verein richtete mit dem Wintersemester 1861/62 eine zweite hauptamtliche Dozentenstelle ein. Die Notwendigkeit ergab sich zwangsläufig aus den Fortschritten in Chemie und Physik. Nicht nur der 1825 eingeweihte Neubau der Stadtbibliothek, auch das Naturmuseum mit seinen Erweiterungsbauten oder der Neubau der Bibliothek und der Umbau der Anatomie wurden durch Stiftungen und Legate ermöglicht. Die Sammlungen des Museums erwachsen vor allem aus Stiftungen und Geschenken, gestiftet wurde gleichfalls für die wissen-



schaftliche Erschließung. Der Physikalische Verein baute seine Sammlung wissenschaftlicher Geräte aus Stiftungen und Geschenken auf. Mitglieder bedachten ihre Vereine testamentarisch. Auch die Kosten für den Neubau neben der Senckenbergischen Bibliothek, der 1887 mit ei-

Ende des 19. Jahrhunderts begann die Blüte der chemischen Industrie: Leo Gans (Mitte sitzend), der kaufmännische Direktor Bernhard Weinberg und die leitenden Chemiker Meinhard Hoffmann (links stehend) und Arthur Weinberg bei der Begutachtung von Färbungsproben. [Fotografie von Carl Böttcher in den Cassella-Werken 1895]

## Berühmte Söhne der Wissenschaftsstadt Frankfurt

In Frankfurt wuchsen im 19. Jahrhundert überdurchschnittlich viele spätere Hochschullehrer auf. In vielen Fällen ist der fördernde Einfluß der Frankfurter naturwissenschaftlichen Vereinigungen belegt:

**Moritz Stern** (1807-1894) jüdischer Herkunft, Kaufmannsfamilie, Mathematiker, Professor in Göttingen. 1829 erste Habilitation eines Juden an einer deutschen Hochschule

**Karl Chun** (1852-1914), Professor der Zoologie in Königsberg, Breslau und Leipzig, Unterricht während der Schulzeit bei Lucae und in der Naturforschenden Gesellschaft

**Heinrich Anton de Bary** (1831-1888), 1857 als Professor für Botanik nach Freiburg berufen

**Johann Benedikt Listing** (1808-1882), Professor der Physik in Göttingen, 1836 korrespondierendes Mitglied des Geographischen Vereins

**Georg Engelmann** (1800-1884), Arzt und Botaniker, Gründung einer Gesell-

schaft nach dem Vorbild der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in St. Louis (USA)

**Friedrich Wöhler** (1800-1882), Professor der Chemie in Göttingen, frühe Kontakte zu Dozenten der Naturforschenden Gesellschaft, korrespondierendes Mitglied, Harnstoffsynthese, Entdeckung des Aluminiums

**Arthur Schuster** (1851-1934), jüdischer Herkunft, Bankiersfamilie, Professor der Physik in Manchester, Sekretär der Royal Society, Ehrendoktor der Universität Cambridge

**Moritz Schiff** (1823-1896), jüdischer Herkunft, Kaufmannsfamilie, als Schüler Besuch der Senckenbergischen Anatomie, Professor der Physiologie in Florenz und Genf, sein Bruder Hugo Schiff (1834-1915), Professor der Chemie in Turin und Florenz (Schiff'sche Basen)

**Otto Hahn** (1879-1968), aus Frankfurter Handwerkerfamilie, Schülervorlesungen des Physikalischen Vereins gaben Ausschlag für den Entschluß, Che-

mie zu studieren (so bei einem Besuch in Frankfurt), erste Kernspaltung

**Karl Schwarzschild** (1873-1916), jüdische Herkunft, Kaufmannsfamilie, als Zwölfjähriger Kontakt mit Theobald Epstein, dem Leiter der Sternwarte des Physikalischen Vereins, mit 16 Jahren Veröffentlichung der ersten Arbeit in einem astronomischen Fachblatt, Begründer der modernen Astrophysik

**Friedrich Julius Sichel** (1802-1868), jüdische Herkunft, Kaufmannsfamilie und Ludwig von Wecker (1832-1906), Kaufmannsfamilie, Professoren der Augenheilkunde in Paris

**Georg Hermann von Meyer** (1815-1892), Kaufmannsfamilie, vom Vater zum Kaufmann bestimmt, während der Schulzeit Studien im Anatomischen Institut, Begründer der Physiologie der Bewegungsorgane, Professur in Zürich, 1839 korrespondierendes Mitglied der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft



1771/72 malte Anton Wilhelm Tischbein das Porträt des Arztes, Gelehrten und Stifters Johann Christian Senckenberg. Im Hintergrund die 1768 fertiggestellte Anatomie, dahinter das 1772 fast vollendete Bürgerhospital. Nicht die Stiftung an sich war neuartig. Neu waren der wissenschaftsbezogene Zweck und die Autonomie der Stiftung gegenüber dem Rat (dem „Staat“). Der Stiftungsbrief beachtet diesen Punkt der Schaffung einer „Republik der Ärzte“ mit allem Nachdruck.



nem Hörsaal mit 180 Sitzplätzen und fünf Laboratorien und weiteren Räumen bezugsfertig war, wurden durch Stiftungen und Spenden aufgebracht.

Das Jahr 1866 wirkte sich auf den in-nigen Zusammenhang von Stiftung und wissenschaftsbezogener Aufbauleistung negativ aus. Die preußische Verwaltung

ordnete öffentliche Stiftungen als Staatsvermögen ein, was mit der Liquidierung des Staates Frankfurt die preußische Verstaatlichung aller Stiftungen zur Folge gehabt hätte. Zwar gelang die Abwendung der drohenden Gefahr, unumgebar war indes fortan der Instanzenweg der Genehmigung einer Stiftung: Er begann beim

preußischen Polizeipräsidenten und endete über drei weitere Instanzen beim König. Die auf den ersten Blick kuriose Tatsache, daß nach 1866 Aktiengesellschaften in Zusammenhängen firmieren, wo nach Frankfurter Tradition Stiftungen zu erwarten wären, Beispiele sind Palmengarten und Zoo, ist der Tatsache geschuldet, daß es seine Zeit brauchte, bis der anfangs als erniedrigend empfundene Instanzenweg hingenommen wurde.

### Neue Industrien und wissenschaftliche Vereinigungen

Der Take-Off der industriellen Entwicklung ist nicht allein mit dem Ende der „Freien Stadt“ zu erklären. Der verfassungsmäßig garantierte „Nahrungsschutz“ der „zünftigen“ Handwerker wirkte sich natürlich nur aus, wenn ihre Marktchancen durch kostengünstiger produzierende industrielle Konkurrenz betroffen waren. Bei chemischer Industrie war das schlechterdings nicht gegeben – abgesehen davon, daß 1864 noch die Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Eugen Lucius (1834-1903), 1863 Mitbegründer der Farbwerke Hoechst, erwarb 1858 die alte Wippermannsche Farbenmühle am Oeder Weg und richtete sich hier seine erste Fabrik ein. Leo Gans (1843-1935), 1875 Mitbegründer der Casella-Werke in Fechenheim und Erbe einer Frankfurter Farbwarenhandlung, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bestand, lernte bereits während seiner Schulzeit in einem Frankfurter Privatlabor Chemie und rich-

Dr. Jürgen Steen (54) arbeitet seit 1975 als Kustos und von 1988 bis 1999 als Oberkustos am Historischen Museum Frankfurt am Main. Nach dem Studium der Geschichte, Germanistik, Vor- und Frühgeschichte in Hamburg und Frankfurt promovierte er 1973 mit einer Dissertation über Königtum und Adel in der frühmittelalterlichen Wetterau. Er arbeitete verantwortlich an der Dauerausstellung des Museums, der „Historischen Dokumentation 794-1945“, mit, die auch international als beispielhaft für die Museumsreform der siebziger Jahre diskutiert wurde und in Frankfurt zu langjährigen kulturpolitischen Kontroversen führte. Er ist Autor von Ausstellungen und Katalogen zur Geschichte der Stadt, die in unterschiedlicher Perspektivität wissenschaftsgeschichtliche Dimensionen einblendeten: Frankfurter Altstadtgrabung (1977), Trophäe oder Leichenstein. Kulturgeschichtliche Aspekte des Geschichtsbewußtseins im 19. Jahrhundert (1978), Die Reise mit der Eisenbahn (1979), Stadt und Natur. Frankfurt um 1780 (1980); Die Zweite Industrielle Revolution. Frankfurt und die Elektrizität 1800-1914 (1981), Jugend im nationalsozialistischen Frankfurt (1985),

Leben und Lebensbedingungen eines Frankfurter Jungen im 3. Reich (1985), „Die Synagogen brennen...!“ Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt (1988), Anne aus Frankfurt. Leben und Lebenswelt Anne Franks (1990); „Eine Neue Zeit...!“ Die Internationale Elektrotechnische Ausstellung 1891 (1991), Tony Sender (1888-1964) Rebellin, Demokratin, Weltbürgerin (1992), 36 Objekte der Technik- und Industriegeschichte (1996), Frankfurt 1810 und 1996 (1996) und Frankfurt am Main Wissenschaftsstadt (1998). Zur Zeit bereitet er eine Ausstellung zur Migrationsgeschichte Frankfurts mit Schwerpunkt auf den letzten fünfzig Jahren vor, deren Eröffnung im Oktober 2001 geplant ist. Ein weiterer Arbeits- und Forschungsschwerpunkt betrifft Geschichte und Museologie historischer Museen. 1978 arbeitete er am Entwurf für einen Frankfurter Museumsentwicklungsplan mit. Daneben veröffentlichte er zahlreiche Aufsatzpublikationen zur Geschichte des historischen Museums und zu Theorie und Praxis historischer Ausstellungen. Jürgen Steen ist Sprecher der Fachgruppe „Stadthistorische Museen“ im Deutschen Museumsbund.





Die von der Frankfurter Lichtdruckanstalt von Carl Friedrich Fay herausgegebene undatierte Mappe mit 16 Lichtdrucktafeln hat den Titel „Die ehemaligen Gebäulichkeiten der Dr. Senckenbergischen Stiftung“. Der Titel legt nahe, daß die Mappe im Zusammenhang der Verlegung der Einrichtungen entstanden ist. Senckenbergmuseum, Bibliothek und Physikalischer Verein eröffneten 1907 an der Senckenberganlage neu, die Anatomie erhielt einen Neubau im Sachsenhäuser Klinikgelände und das Bürgerhospital seinen Neubau an der Nibelungenallee. Der Botanische Garten zog in die Nachbarschaft des Palmengartens um. Der vierseitige Text von Franz Rittweger (1821-1910) dokumentiert die Bilder als Dokumente einer Aufbauleistung in bürgerlicher Selbstorganisation (Stiftung und Verein), die die Raumkapazitäten des Geländes erschöpft hatte.

Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft an der Bleichstraße: Der 1821 eingeweihte erste Bauabschnitt endete zunächst mit dem ersten Stockwerk, 1830 erfolgte der Erweiterungsbau an der Bleichstraße, 1842 wurde dem ältesten Bauabschnitt ein zweites Stockwerk und ein neues Dach aufgesetzt. Weiterer Platz ergab sich durch den Auszug des Physikalischen Vereins aus dem Souterrain des Baues von 1830. Planungen weiterer Vergrößerungen 1899/1900 wurden mit dem Neubau an der Senckenberganlage gegenstandslos.



Gebäude des Physikalischen Vereins: Zum 1887 eingeweihten Bau gehörten ein Hörsaal mit 180 Sitzplätzen, sowie fünf Laboratorien und weitere Räumlichkeiten. Mit der Einrichtung einer Lehr- und Untersuchungsanstalt, die 1889 übergeben werden konnte, reagierte der Physikalische Verein auf die sich abzeichnende Elektrifizierung der Stadt. Die Entwicklung der Chemie, der Elektrotechnik (z.B. drahtlose Telegrafie) und der mit der Entdeckung der Röntgenstrahlen 1895 weiteren neuen Welt der Physik – 1896 richtete der Verein eines der frühesten Röntgenlabors überhaupt ein – brachten es mit sich, daß schon 12 Jahre später Planungen für die Erweiterung oder gar einen Neubau in unmittelbarer Nachbarschaft in Auftrag gegeben wurden.



Anatomie und botanischer Garten von Westen: Der Botanische Garten war 1774 von Johann Jakob Reichard (1743-1782) eingerichtet worden, dem Verfasser der ersten systematischen Darstellung der Flora des Frankfurter Raums (1772-1778). Die 1768 fertiggestellte Anatomie war 1853 umgebaut und erweitert worden, unter anderem wurde die Hörsaalkapazität erweitert.

Gebäude der Senckenbergischen Bibliothek: Der Neubau der Bibliothek konnte im Winter 1867 eingeweiht werden. Auch die Bibliotheken des Physikalischen und des Geographischen Vereins fanden hier ein neues Domizil, 1859 kam die Bibliothek des Mikroskopischen Vereins dazu. Die Eibe vor der Querfront der Bibliothek wurde um 1900 auf ein Alter von 320 Jahren geschätzt. Sie zog 1905 mit dem Botanischen Garten in das neue Gelände am Palmengarten um.





tete sich dann in der Soemmeringstraße ein Labor ein. Den Entwicklungstakt gaben Synthese und Darstellung der neuen Teerfarben, die verfahrensmäßige Ausarbeitung großindustrieller Produktion und ein beispielloser internationaler Markt an. Vergleichbares gilt für die Elektrotechnik, deren „gesellschaftliche Relevanz“ mit der Internationalen Elektrotechnischen Ausstellung 1891 in Frankfurt am Main unabweisbar werden sollte und wurde.

Etwa ab 1880 veränderte sich der Vorsitz im Physikalischen Verein signifikant. Beispielhaft ist wiederum Leo Gans, der den Vorsitz während der Verhandlungen um den Stiftungsvertrag der Universität innehatte. Auch Heinrich Rößler (1845-1924), Erbe der 1860 von seinem Vater gegründeten Scheiderei und chemischen Fabrik und 1873 Mitbegründer der DEGUSSA, war wissenschaftlich ausgebildeter Chemiker – er hatte bei Friedrich Wöhler promoviert – und erfolgreicher Unternehmer. Eugen Hartmann (1853-1915), der Mitbegründer von Hartmann & Braun, die sich 1884 in Bockenheim angesiedelt hatten, war der wissenschaftlich profilierte elektrotechnische Unternehmer. Sie sorgten, auch und nicht zuletzt mit umfangreichen Stiftungen dafür, daß der Neubau von 1907 excellent und der neuesten Chemie und Physik entsprechend ausgestattet wurde. Die Dozenten des Vereins lasen bereits an der 1901 eröffneten Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. Etwa zeitgleich professionalisierte die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft ihre Sektionen. So kam es, daß die Senckenbergische Stiftung, die Senckenbergische Naturfor-



1906/07 waren die neuen Gebäude des Senckenbergmuseums, der Senckenbergischen Bibliothek und des Physikalischen Vereins an der damaligen Viktoriaallee (heute: Senckenberganlage) fertiggestellt. Gleichzeitig entstand mit dem Neubau der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften das spätere und heutige Hauptgebäude der Universität. [Fotografien von Johann Baptist Ciolina 1907 (oben) und Paul Wolff um 1930 (unten)]



## Literatur

Bäumler, Ernst: Paul Ehrlich. Forscher für das Leben. 3., durchgesehene Auflage. Frankfurt am Main 1997 Bibliotheca Publica Franconofurtensis. Textband. Fünfhundert Jahre Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main. Hrsgg. von Klaus-Dieter Lehmann. Frankfurt am Main 1984.  
 Billroth, Theodor: Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation. Wien 1876.  
 Bürgerliche Sammlungen in Frankfurt 1700-1830 (Katalog zu der Abteilung Bürgerliche Sammlungen in Frankfurt 1700-1830). Historisches Museum Frankfurt am Main 1988.  
 Chronik der Hoechst Aktiengesellschaft 1863-1988. Bearbeitet von Anna Elisabeth Schreier und Manuela Wex. (= Dokumente aus Hoechst-Archiven, hrsgg. von Professor Dr. Klaus Trouet). Hoechst Aktiengesellschaft. Frankfurt am Main 1990.  
 Die Zweite Industrielle Revolution. Frankfurt am Main und die Elektrizität 1800-1914. Katalog Historisches Museum. Frankfurt am Main 1981.  
 „Eine Neue Zeit ...!“ Die Internationale Elektrotechnische Ausstellung 1891. Katalog Historisches Museum. Frankfurt am Main 1991.  
 Festschrift zur 150-Jahrfeier der Frankfurter Geographischen Gesellschaft (Frankfurter Geographische Hefte 55). Hrsgg. im Auftrag der Frankfurter

Geographischen Gesellschaft von Karl E. Fick. Frankfurt am Main 1986.  
 Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neun Beiträgen. Hrsgg. von der Frankfurter Historischen Kommission (Veröffentlichungen der Frankfurter Historischen Kommission 17). Sigmaringen 1991  
 Frankfurter Biografien. Hrsgg. von Wolfgang Klötzer. Band 1 Frankfurt am Main 1994. Band 2 Frankfurt am Main 1996.  
 Fricke, Heinz: 150 Jahre Physikalischer Verein Frankfurt a.M. In: 150 Jahre Physikalischer Verein Frankfurt a.M. Frankfurt am Main 1974, S. 3-159.  
 Geschichte des Senckenberg-Museums im Grundriß von Wilhelm Schäfer. Chronik der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft 1817-1966 von Waldemar Kramer. Aus der Geschichte des Senckenbergmuseums 1 und 2 (Senckenberg-Buch 46) Frankfurt am Main 1967.  
 Hammerstein, Notker: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule. Band I: 1914-1950. Neuwied/Frankfurt 1989.  
 Hermann, Armin: Weltreich der Physik. Von Galilei bis Heisenberg. Esslingen am Neckar 1980.  
 Hübscher, Angelika: Arthur Schopenhauer. Leben und Werk in Texten und Bildern (Insel Taschenbuch 1059). Frankfurt am Main 1989.

Hundertfünfundsechzig Jahre Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft. Jubiläumsband I. Frankfurt am Main 1992.  
 Kluge, Paul: Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932. Frankfurt am Main 1972.  
 Lerner, Franz: Bürgersinn und Bürgertat. Geschichte der Frankfurter Polytechnischen Gesellschaft 1816-1966. Frankfurt am Main 1966.  
 Mann, Gunter: J(hoann) Chr(istian) G(ustav) Lucae und die Senckenbergische Anatomie. Eine Ikonographie. Frankfurt am Main 1963.  
 Müller, Bruno: Stiftungen für Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1958.  
 Roediger, Ernst: Zur Erinnerung an Gustav Lucae gelegentlich seines 100. Geburtstages. (Festsitzung am 14. März 1914). Mit 2 Abbildungen. Anhang: Zusammenstellung der Frankfurter, welche vom 15. bis 19. Jahrhundert Hochschullehrer oder Mitglieder von Akademien der Wissenschaften geworden sind. In: 46. Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. In: 46. Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Frankfurt am Main 1916, S. 112-138.  
 Roth, Ralf: Stadt und Bürgertum in Frankfurt am Main. Ein besonderer Weg von der ständischen zur modernen Bürgergesellschaft (Stadt und Bürgertum, Band 7. Hrsgg. von Lothar Gall). München 1996.  
 Wachsmuth, Richard: Die Gründung der Universität Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 1929.



Das Schmuckblatt, das Otto Linnemann, Dozent an der Städelschule für den Vertrag über die Gründung einer Universität in Frankfurt am Main entwarf, stellt Athene als Göttin der Wissenschaften zentral in das Bild. In den Fenstern links und rechts erscheinen die Leonhardskirche, der Rententurm und der Domturm. Der mit Rosetten besetzte Schmuckrahmen wird von zwei „alt-deutschen“ männlichen Gestalten (wohl Professor und Student) angehoben, was den Blick auf das anhängende Medaillon, das Frankfurter Stadtwappen frei gibt. Die Leonhardskirche war die erste bürgerliche Kirche in der Geschichte der Stadt, die spätmittelalterliche Errichtung des Domturms wurde von Stadt und Bürgerschaft finanziert. Der Brückenschlag der Universitätsgründung zur mittelalterlichen Stadt involvierte nicht zuletzt die Einlassung, daß die Stadt schon Bedeutung hatte als die Vorfahren der Hohenzollerndynastie als Markgrafen von Brandenburg ihr bescheidenes Dasein fristeten.



## Vertrag über die Gründung einer Universität in Frankfurt am Main

Offizielle Einladung zur auf den 18. Oktober 1914 terminierten Eröffnung der Frankfurter Universität unterschied diplomatisch ausgewogen die Anteile: „Frankfurts Bürgersinn hat den Grund zur Universität gelegt / Der Wille und die Huld seiner Majestät des Kaisers und Königs ruft sie ins Leben.“ Hier der „Bürgersinn“, der die Frankfurter Universitätsgründung zur nach der staatlich subventionierten Berliner Universität am besten ausgestatteten deutschen Universität gemacht hatte, dort „Wille“ und „Huld“. Der 18. Oktober als Eröffnungstag hatte seine Symbolik: Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig, Frankfurter Gedenktag der Gründung der „Freien Stadt“ und Geburtstag Friedrichs III., der als Nachfolger Wilhelms I. 1888 eine Hoffnungsfigur der bürgerlichen Demokraten gewesen und nach kurzer Amtszeit verstorben war.

Frankfurts Bürgersinn hat den Grund zur Universität gelegt. / Der Wille und die Huld Seiner Majestät des Kaisers und Königs ruft sie ins Leben.

Die Universität zu Frankfurt am Main wird auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers u. Königs **WILHELM II.** und in Allerhöchster dessen Gegenwart am 18. Oktober 1914 feierlich eröffnet.

schende Gesellschaft und der Physikalische Verein eine fast komplette naturwissenschaftliche Fakultät, einschließlich des 1913 eröffneten Observatoriums des Physikalischen Vereins auf dem Kleinen Feldberg, in die Stiftungsuniversität einbringen konnten.

Der „Bürgersinn“, der den Grund gelegt hatte, nahm nicht wortlos hin, daß unter der Geltung des preußischen Landesrechts aus dem 18. Jahrhundert dem Landesherrn und König die Gründung von Universitäten vorbehalten blieb. So verzichtete beispielsweise das „Vorläufige Vorlesungsverzeichnis für das Winterhalbjahr 1914/15“, das erste Semester in der Geschichte der Universität, im Titelaufdruck auf den Zusatz „königlich“. Der Reflexionszusammenhang der eigenen Geschichte und Tradition, der sich im Rekurs auf die „Freie Stadt“ artikulierte, war nicht Nostalgie, sondern Argument erfolgreicher bürgerlich-fortschrittlicher Selbstorganisation mit Stiftung und Verein als ihren Instrumenten. Es ist deshalb auch unwahrscheinlich, daß „jüdische“ und „nichtjüdische“ Stifter unterschiedlichen Motivationen folgten.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 4/1998

Das Siegel der Universität verwandte das Porträt Karls des Großen, in dessen Regierungszeit Frankfurt zum ersten Mal erwähnt worden ist. Deutsche Universitäten trugen den Namen des Landesherrn, dessen „Wille“ und „Huld“ sie ins Leben gerufen hatten.





# Stiftungen zum Wohle von Stadt und Wissenschaft

von Fred G. Rausch

„Aus Ihrem Bericht vom 4. Juni ds. Jahres habe ich ersehen, daß die Zuwendungen zu Gunsten einer Universität in Frankfurt am Main die Möglichkeit geben, sie aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Da auch im übrigen die Vorbereitungen soweit gediehen sind, daß im Winterhalbjahr 1914/15 mit dem Unterricht begonnen werden kann, will Ich nunmehr die Universität zu Frankfurt am Main hierdurch in Gnaden errichten und genehmigen, daß sie in den Genuß der ihr zugewandten Rechte tritt.

Neues Palais, den 10. Juni 1914 gez. Wilhelm R. gez. von Trott zu Solz“



Wilhelm Merton (1848 – 1916) im Gespräch mit Franz Adickes (1846 – 1915), Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt von 1891 – 1912, im Oktober 1909 in Tremezzo am Comer See. Die Gründung der Universität Frankfurt ist ihr gemeinsames Werk. Wilhelm Merton ist als Frankfurter Großbürger jüdischen Glaubens einer der wichtigsten Partner von Adickes. Der Gründer der Metallgesellschaft, dessen Name auch eine Stiftungsprofessur seines früheren Unternehmens trägt, hat im ausgehenden 19. Jahrhundert in Frankfurt mit seinem „Institut für Gemeinwohl“ eine der wichtigen Keimzellen der neuen Universität begründet. Seine enge Zusammenarbeit mit Adickes und sein großes finanzielles Engagement haben zunächst die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften ermöglicht, die 1914 in der neu errichteten Universität aufging.

Als Franz Adickes, Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt von 1891 bis 1912, in den letzten Junitagen des Jahres 1914 den kaiserlichen Erlaß in Händen hielt, sah er sein Lebenswerk gesichert. Der Niedersachse, der bereits in Altona als Chef der Kommunalverwaltung Erfahrung gesammelt hatte, erreichte in Frankfurt, was vor ihm keinem Träger der Regierungsgewalt in der freien Reichsstadt vergönnt war: die Gründung der Universität Frankfurt.

Bereits im 14. Jahrhundert hatte es Bemühungen des Rates der Stadt gegeben, die Universität von Paris nach Frankfurt zu verlagern. Konkrete Informationen über dieses Vorhaben haben sich nicht erhalten, und man kann nur feststellen, daß ihm keinerlei Erfolg beschieden war.

Rudolf Jung, Frankfurter Stadtarchivar und Initiator der Frankfurter Historischen Kommission (1906), hat im Vorfeld der Universitätsgründung im Frankfurter Stadtarchiv nach Spuren von Vorgängerinitiativen geforscht und stieß auch auf das „Exil“ der Universität Heidelberg in Frankfurt in den Jahren 1693 bis 1695. Aber wirkliche und konkrete Vorhaben gab es wohl erstmals zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der letzte Mainzer Kurfürst und Erzbischof Karl Theodor von Dalberg mit dem Zusammenbruch des alten Reiches sein Kurfürstentum und die Stadt Frankfurt vorübergehend ihre Reichsfreiheit, aber auch einen Teil ihrer reichspolitischen Bedeutung verloren hatten.





Das Jügelhaus: Aus dem Nachlaß des Carl Christian Jügel und seiner unverheirateten Söhne Carl Franz und Friedrich August Martin Jügel erhielt die Stadt nach dem Tode von Franz Jügel am 17. Februar 1901 zwei Millionen Mark Stiftungsvermögen für die „Carl Christian Jügel-Stiftung.“ Sie beschloß, im Frühjahr 1902, mit diesem Geld eine „akademische Lehranstalt für die Gebiete der Geschichte, Philosophie, sowie der deutschen Sprache und Literatur“ zu errichten. Das Haus – heute noch Teil des Hauptgebäudes – wurde von Adickes am 21. Oktober 1906 eingeweiht. Die Reliefbilder der Jügels sind heute links und rechts vom Eingang zur Aula angebracht. Vor 1964 hingen sie im Eingangsbereich des Jügelhauses (vor dem alten Rektorat).

Mit der Errichtung des Großherzogtums Frankfurt (1806 bis 1813) wird Dalberg Landesherr über Frankfurt. Als Stadtherr, so urteilt Jung, zeigte er „für die Pflege des geistigen Lebens ein ganz anderes Verständnis als der reichsstädtische Rat oder gar die Vertretung der Bürgerschaft“. Er sah in ihr „eine staatliche und städtische Aufgabe, ... für die ebenso wie für die anderen auch die öffentlichen Mittel in Anspruch zu nehmen seien.“

Bald nach seinem Regierungsantritt erreichte den Fürst-Primas ein „Pro memoria“ des jungen Frankfurter Juristen Johann Friedrich von Meyer, in dem dieser in knappen Sätzen unter Punkt 8 anführt:

„Beförderung und Aufsicht öffentlicher Vorlesungen in verschiedenen Fächern, welche theils von durchreisenden Gelehrten, theils von hier ansässigen gehalten werden, zur etwanigen Grundlage einer künftigen hohen Schule oder Academie“

Dalberg hat diese Anregungen des 35jährigen Juristen Meyer sehr wohlwollend aufgenommen und kommentiert in seiner Verfügung an seine Behörde: „Der Verfasser scheint mir ein Mann von Einsichten und guten Gesinnungen zu sein.“ Dalbergs zuständige Verwaltung indessen hat bei weitem nicht so positiv auf die „Empfehlungen“ reagiert und zunächst einmal nach bewährtem Muster dem Fürsten dargelegt, daß die eingereichten Forderungen unangemessen und in „jetzigen Zeiten“ nicht zu befriedigen wären.

Es ist hier nicht der Ort, den Weg aufzuzeigen, der von Meyers Pro memoria zu Dalbergs Gründungen von drei höheren Lehranstalten, dem Lyceum, der Architektonischen Schule und der Medizinisch-chirurgischen Spezialschule in Frankfurt führte. Nach seinem Schulgesetz vom 1. Februar 1812 beabsichtigte er „als höchste Lehranstalt des Großherzogtums die

Landesuniversität“ einzurichten. Diese wollte Dalberg, ein in Mainzer und Würzburger Diensten erfahrener Universitätsreformer, auf drei Standorte verteilt, begründen. In Aschaffenburg pflegte er die Fortsetzung seiner alten Mainzer Universität, in Wetzlar errichtete er am Sitz des ehemaligen Reichskammergerichtes eine „theoretische Rechtsschule nebst kameralistischen und statistischen theoretischen Hilfswissenschaften“, und für die Errichtung einer medizinischen Lehranstalt in Frankfurt ließ er 1809 ein Gutachten vom Erlanger Geheimen Hofrat Johann Christian Friedrich erstellen. Die Entscheidung über die Einrichtung erfolgte 1812 und sah eine enge Kooperation mit den bereits vorhandenen Senckenberg'schen Anstalten vor.

Dalbergs Gründungen blieben, wie sein Großherzogtum, Episode. Die nachfolgende, wieder „freie“ Stadtregierung hatte kein Interesse am Erhalt der Dalberg'schen Universität und überließ sie dem Untergang. Die Gründungsurkunde Dalbergs vom 4. November 1812 befindet sich seit der 25-Jahrfeier im Jahre 1939 in Universitätsbesitz.

Das Ende der „Medizinischen“ Teiluniversität in Frankfurt im Jahre 1815 zeigt beispielhaft – aber ist bei weitem kein Einzelfall in der deutschen Universitätsgeschichte –, daß die Gründung und Etablierung von Universitäten eng mit dem Erfolg von Stifterpersönlichkeiten verbunden war. Der jeweilige Stifter erbat von Papst und/oder Kaiser ein Gründungsprivileg für seine Universität, und nicht selten bedurfte es langwieriger Verhandlungen zwischen dem Antragsteller und der für die Appropation zuständigen Instanz. Die Finanzkraft der Stifter und ihrer Nachfolger bestimmten (und bestimmen) die Lebenslinien der Universitäten, und immer wieder mußten die ehrgeizigen Pläne der Universitätsgründer an den

realen Grenzen der Staatshaushalte ihre realisierbare Perspektive erfahren.

In der erfolgreichen Gratwanderung zwischen dem politischen Willen des Frankfurter Oberbürgermeisters Franz Adickes auf der einen Seite und der finanziellen Potenz der Frankfurter Stifterszene auf der anderen Seite liegt denn auch ein Großteil seiner eigentlichen Lebensleistung. Mit Recht empfand er große Genugtuung, als er endlich im Sommer 1914 das Gründungsprivileg des Kaisers für die Frankfurter Universität in Händen hielt.

Über die Motive, die Adickes zu seinem Engagement für die Frankfurter Universität antrieben, kann man sich anhand der gedruckten Quellen ein gutes Bild machen. Seine „Persönlichen Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. Main“, die er in den letzten Monaten seines Lebens in gesundheitlich schlechter Verfassung diktieren und deren Herausgabe von Freunden nach seinem Tode besorgt wurde, liefern wichtige Hinweise. Aber auch die 1929 im Auftrag des Senats von Richard Wachsmuth, dem letzten Rektor der „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften“ und Gründungsrektor der Universität, verfaßte Schrift „Die Gründung der Universität Frankfurt“ zeichnet ein differenziertes Bild der Vorhaben, die schließlich zur Universitätsgründung führten.

Adickes wurde 1891 Oberbürgermeister einer Stadt, die unter ihrem Image, ausschließlich eine Handelsstadt zu sein, und ihrem langsam realisierten Bedeutungsverfall litt. Nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das für Frankfurt ja auch das Ende einer reichspolitischen Sonderstellung als Wahl- und Krönungsort der deutschen Kaiser bedeutete, hatte die Stadt nach dem Ende des Dalberg-Staates als Sitz des Bundestages, den der Wiener Kongreß 1815 einrichtete, die faktische Rolle





Faksimile der ersten Seite der Satzung für die neue Universität aus dem Jahre 1914.

einer Hauptstadt des Deutschen Bundes erlangt. Doch dieser war, wie auch der neu errungene Bedeutungszuwachs, nicht von Dauer. Im Sommer 1866 zerbricht der Deutsche Bund, und Frankfurt wird vom Preußischen König als seine Kriegsbeute dem Königreich Preußen eingegliedert, die Stadt dem „Preußischen Landrecht“ unterworfen. Bei der Abwicklung dieser „Ein-

verleibung“ wird von Frankfurter Kommunalpolitikern erstmals mit Nachdruck die Gründung einer Universität in Frankfurt als Ersatz für den erlittenen Zentralitätsverlust eingefordert, aber Bismarck, der als Preußischer Gesandter beim Deutschen Bund die Frankfurter Verhältnisse wohl sehr genau kannte, mag sich im Gespräch mit Adickes 1891 nicht einmal mehr an

den Namen des Frankfurter Verhandlungsführers erinnern, den er als eher hilflos und halsstarrig in Erinnerung hatte.

In der Schaffung und Einrichtung von Kultur- und Bildungsinstituten der verschiedensten Art sieht Adickes – neben der Verbesserung der Infrastruktur und der Ansiedlung von Industrieunternehmungen, um zwei weitere wichtige Tätigkeitsfelder dieses bedeutenden Mannes zu benennen – ein adäquates Instrument zur Beseitigung der festgestellten Defizite. Dabei kommt ihm zweifellos zu Hilfe, daß die damalige wie auch die heutige Gemeindeordnung den Kommunen im Bereich der Kulturpflege den größten Freiraum und damit die vielfältigste Initiative läßt.

Um sein Ziel, die Profilierung Frankfurts im Bereich der Kulturpflege zu erreichen, muß er, wenn er seine Pläne mit städtischen Steuergeldern realisieren will, Mehrheiten in der Stadtverordnetenversammlung erringen. Selber keiner Fraktion angehörig, als Verwaltungschef im klassischen Sinne unabhängig, nach Herkunft und Gesinnung nationalliberal mit familiären Bindungen zu den Konservativen, begegnen seine Vorstellungen im Parlament Skepsis und Vorbehalten. Entgegen kommt ihm das Unbehagen einer reichen, zahlenmäßig nicht besonders großen Bürgerschicht, die sich in ihrer liberalen Staatsauffassung nicht mit „preußischen Tugenden“ zieren will, die von der vergangenen Größe Frankfurts in fast romantischer Rückwendung lebt, und die sich persönlich dafür einsetzen will, daß Frankfurt wieder neuen Glanz findet. Als Beispiel für diese Position mag der Brief von Christian Jügel, dem wohlhabenden Frankfurter Buchhändler, mit dessen Vermögen die nach ihm und seinen Söhnen benannte Jügelstiftung später das Akademiegebäude errichten konnte, vom 22. Oktober 1866 an den Leiter des Deutschen Hochstifts, Otto Vol-

Enthüllung der Adickes-Büste: Zur Erinnerung an den Mitbegründer der Frankfurter Universität, den Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes, wurde 1916 im Ehrenhof im Westflügel des Hauptgebäudes eine Büste enthüllt. Diese Feier war verbunden mit der Rektoratsübergabe von Ludwig Pohle (noch in Amtskleidung) an Hans von Armin. Die in der Universität gepflegte Erinnerung an die beiden Universitätsgründer Adickes und Merton war den NS-Vertretern in den Jahren 1934 bis 1937 ein Dorn im Auge. So ordnete der Nazi-Rektor Platzhoff im Herbst 1936 die Entfernung der Merton-Büste von ihrem angestammten Platz und ihre Verwahrung in „einem abgeschlossenen Raum“ an. Richard Merton, der Sohn des Stifters, forderte sie am 4. Januar 1937 für die Familie zurück. Am 11. Januar 1937 teilte Platzhoff Merton mit, daß auch die Adickes-Büste einen anderen Platz erhalten solle, da der bisherige Standort durch seine Umwandlung in eine Ehrenhalle für die gefallenen Studenten einen ganz anderen Charakter erhalten habe. Schon im Januar und dann im Juli und August 1934 hatte der NS-Studentenführer Konrad gefordert, die Adickes-Büste durch eine Hindenburg-Büste zu ersetzen.







Franziska Speyer (1844 – 1909), Witwe des Bankiers Georg Speyer (1835 – 1902). Ihr Nachlaß verschaffte Adickes den nötigen Freiraum für die Gründung der Universität, weil er über die Mittel nach eigenem Ermessen befinden konnte. Paul Arnsberg gibt in seiner „Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution“ das Vermögen der Speyers beim Tod von Georg Speyer mit 31 Millionen Mark an, davon wurde eine Summe zwischen 8 und 10 Millionen für Stiftungszwecke gewidmet.

ger, dienen. Jügel kritisiert in diesem Schreiben die Haltung des Deutschen Hochstifts – jenes „Vereins zur Pflege deutscher Wissenschaft, Kunst und allgemeiner Bildung mit dem Wohnsitz Frankfurt a. Main“, der zum Schillerfest am 10. November 1859 gegründet worden war – zur von ihm vertretenen und vom Hochstift



Paul Ehrlich (1854 – 1915) erhielt 1908 als dritter Deutscher nach Emil von Behring und Robert Koch den Nobelpreis. Seit 1899 arbeitete er in Frankfurt, wo am 8. November 1899 das von ihm geleitete „Königliche Institut für experimentelle Therapie“ eröffnet wurde. Die Initiative für diese Gründung kam 1896 vom Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes, der sie in Berlin mit der Hilfe seines Vorgängers, des preussischen Finanzministers Johannes von Miquel, und des Ministerialdirektors im Kultusministerium, Friedrich Althoff, durchsetzen konnte. Sie gehörte zu den wichtigen Wissenschaftseinrichtungen auf dem Sektor der Medizin vor der Universitätsgründung. Auch bei diesem Projekt versicherte sich Adickes der Unterstützung der Frankfurter Stifter: Franziska Speyer stiftete – in Erinnerung an ihren 1902 verstorbenen Mann – das Institutsgebäude „Georg-Speyer-Haus“, das am 6. September 1906 eingeweiht werden konnte.

abgelehnten, in Frankfurt und Marburg heftig diskutierten Verlagerung der Universität Marburg nach Frankfurt. Unter anderem schreibt er:

„Es kam nun auch die materielle Seite zur Sprache, die eine förmliche Universität unserer Stadt darbieten würde, und wurde von Ihnen dabei bemerkt, daß man doch eine solche Hochschule nicht als eine melkende Kuh betrachten dürfe. Ich bin jedoch der Meinung, daß nun eine solche melkende Kuh in doppelter Hinsicht sehr erwünscht sein müßte. Denn nicht allein würde sie uns pecuniären Nutzen bringen und für den Kleinbürger ein Mittel werden, sich durch in Wohnung- und Kostnahme von Studierenden ihr Einkommen zu verbessern, sondern sie würde auch in geistiger Beziehung eine melkende Kuh für uns werden und dem leidigen Geldsack durch das Zusammenwirken so vieler geistigen Elemente mit großem Erfolg die Spitze bieten. Endlich aber würde dies auch das stramme Preußenthum, was uns durch Militair und Bureaucratie in Aussicht steht, um vieles mildern und dazu dienen, den echten und bewährten Bürgersinn nicht untergehen zu lassen. Man spricht jetzt viel von den großen industriellen Unternehmungen, mit denen man Frankfurts Wohlstand zu heben bemüht sein wird. Wir wollen aber nicht blos stets schachern, sondern wir wollen auch in anderen Beziehungen den alten Glanz unserer Stadt zu erhalten suchen und das würde durch eine Universität sicher in einer Weise geschehen, die selbst mit Berlin, Wien und München überwiegend zu concurriren im Stande sein würde...“

Adickes gelang es, viele Frankfurter Interessen in seine „Stadtentwicklungsplanung“ einzubinden. Hier ist vor allen anderen Wilhelm Merton zu nennen, mit dem Adickes sehr eng zusammenarbeitete und dessen 1890 gegründetes „Institut für Gemeinwohl“ als eine der Keimzellen der späteren Universität betrachtet werden muß. Des Oberbürgermeisters Strategie zielte eindeutig darauf ab, mit Hilfe von privatem Kapital und unter Beiziehung städtischer Unterstützungen eine ganze Kette von Einrichtungen in privater Trägerschaft zu initiieren, die seinem politischen Willen und den Vorstellungen von einem bedeutenderen Frankfurt bei der wohlhabenden Oberschicht dienlich wären. Um dieses Ziel zu erreichen, hat der Magistrat während seiner Amtszeit systematisch alle Vorhaben gestützt, die zielgerichtet auf eine Universität hinführen mußten. Seine Strategie legt er in dem Augenblick offen, wo er glaubt, daß durch sein Sammeln von privaten Stiftungsgeldern die finanziellen Voraussetzungen für den Durchbruch zur Universitätsgründung erfüllt sind.

Zu diesem Zeitpunkt existierten bereits mehrere wissenschaftliche Institute im Rahmen der Senckenberg'schen Stiftungen, Mertons „Institut für Gemeinwohl“ war in die Akademie übergeführt, das heutige Paul-Ehrlich-Institut arbeitete bereits, die Akademie hatte Promotions- und Habilitationsrecht. Das Jügelhaus als Kollegienhaus war schon errichtet, und eine nach der anderen Professur wurde aus Stiftungsmitteln finanziert. Mit dem Nachlaß von Franziska Speyer, der Witwe von Georg Speyer, erhielt Adickes ein Millionenvermächtnis, das ihm erlaubte, ohne Rücksichtnahmen auf Einzelinteressen mit Hilfe der Speyer-Studienstiftung



Fred G. Rausch (51) studierte in Würzburg von 1971 bis 1977 Germanistik, Geschichte, Volkskunde sowie Soziologie und Politik. Sein Studium schloss er mit dem ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in Bayern in den Fächern Deutsch, Geschichte und Sozialkunde ab. Seine berufliche Laufbahn begann der Kulturhistoriker nach wenigen Wochen Schulerfahrung im April 1978 als Persönlicher Referent eines Oberbürgermeisters in der Kommunalverwaltung einer nordrhein-westfälischen Industriestadt. Im September des gleichen Jahres bestellte ihn der Rat der Stadt Hamm zum Presseamtsleiter. Vom Oktober 1987 bis August 1993 arbeitete Rausch als Senatsreferent in der Präsidialabteilung der Goethe-Universität Frankfurt und koordinierte 1989 als Beauftragter des damaligen Präsidenten Professor Dr. Klaus Ring die Veranstaltungen zum 75jährigen Bestehen der Frankfurter Universität. Vom September 1993 bis einschließlich Mai 1994 war Rausch als Aufbauhelfer abgeordnet in die Staatskanzlei Mecklenburg-Vorpommern in Schwerin und koordinierte die Öffentlichkeitsarbeit der Schweriner Landesregierung. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt wurde er in der Präsidialabteilung mit Sonderaufgaben betraut. Zum 1. Januar 1995 wechselte Rausch in die bayerische Ministerialverwaltung nach München und ist seit Oktober 1998 in der Presseabteilung der Bayerischen Staatskanzlei tätig.



die Universitätsgründung an den Großen Rat der Akademie und an die anderen wissenschaftlichen Gesellschaften heranzutragen. Wenige Wochen nach Frau Speyers Tod hatte Adickes eine Aufbruchstimmung erzeugt, die die baldige Errichtung der Universität in Frankfurt nur noch als eine Frage der Genehmigung durch den Kaiser und die preußische Kultusverwaltung in Berlin erscheinen ließ. Mit Durchsetzungsvermögen trug der Oberbürgermeister die entsprechenden Beschlußvorlagen an die zuständigen Gremien heran und erreichte in den entscheidenden Situationen die Zustimmung der Kommunalpolitiker ebenso wie das Placet der Stifter und ihrer Stiftungsräte. Die von ihm initiierte Universität nannte er „Stiftungsuniversität“ und meinte damit die finanzielle Abgrenzung der Frank-

furter Einrichtung von den anderen deutschen Universitäten. Sie sollte sich besonders unterscheiden durch ihr bisher einmaliges Finanzierungsmodell in der deutschen Universitätslandschaft, das ausschließlich aus nichtstaatlichen Finanzquellen gespeist war.

Das „Frankfurter Modell“ konnte sich nicht behaupten. Die Zeitläufte, die nach dem Krieg schließlich zur Inflation führten, brachten auch den finanziellen Niedergang der „Stiftungsuniversität“. Binnen weniger Jahre stand das hoffnungsvolle Institut vor dem finanziellen Ruin. Zu ihrer Rettung zeichnete sich im Dezember 1923 der Universitätsvertrag zwischen Stadt und Staat, zwischen Frankfurt und Preußen ab. Dieser regelte, daß das Defizit der Universität zwischen den Vertragspartnern jeweils hälftig getragen wird. Die Vertreter der Stifter wa-

ren zu diesem Zeitpunkt als Vertragspartner nicht mehr beteiligt.

Wenn auch die ausschließliche Stifterfinanzierung die „Alma mater“ nicht am Leben erhalten konnte, so waren Frankfurter Universitätsspezifika auch in späteren Jahren bis heute von Zustiftungen aus dem Bereich des Frankfurter Bürgertums und der Unternehmungen bestimmt. Dazu ist bemerkenswert, daß bereits in Gründungsjahr 1914 auch der die Universität durch ihre Geschichte begleitende Verein ihrer Freunde und Förderer ins Leben trat. 1918 wurde er in das Vereinsregister eingetragen.

Dieses bürgerschaftliche Engagement für das Wohl und die Fortentwicklung der Frankfurter Hochschule kann am Beispiel der Begründung der China-Studien verdeutlicht werden. Richard Wilhelm kam ursprünglich 1924 als Honorar-Professor mit

## Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Ebenso lange wie die Frankfurter Universität existiert auch die Vereinigung von Freunden und Förderern, in der sich schon seit der Gründung der Frankfurter Alma Mater Bürger und Unternehmen aus Frankfurt und dem Umland zusammenschlossen, um die Entwicklung der Hochschule finanziell und ideell zu unterstützen. Heute zählt die Vereinigung über 1200 Einzelmitglieder, unter ihnen auch zahlreiche Alumni der Goethe-Universität, und fast 120 Unternehmen aus dem Rhein-Main-Gebiet. Viele dieser Firmen haben bereits die Entstehung der Universität aktiv vorangetrieben.

Es ist das Ziel der Vereinigung, die Goethe-Universität bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu unterstützen, ihr vor allem Mittel für die Einrichtung neuer sowie für die Unterstützung bestehender Institute zur Verfügung zu stellen. Sie fördert auch wissenschaftliche Arbeiten, insbesondere solche Projekte, die aus anderen Quellen nicht finanziert werden können. Die Vereinigung konnte neben der Dotierung von Geldpreisen für besonders fähige Nachwuchswissenschaftler allein in den vergangenen fünf Jahren mehr als 5 Millionen DM bereitstellen. Gefördert werden spezielle Projekte aus Forschung und Lehre, so beispielsweise das Archäologische Grabungs- und Forschungsprojekt im türkischen Priene oder das interaktive Multimediaprojekt zur Chronobiologie. Auch ausgewählte internationale Konferenzen erhalten Unterstüt-

zung, wie eine Tagung zu Problemen der ökonomischen Integration der Ukraine in die Europäische Union in Kooperation Frankfurter Wirtschaftswissenschaftler mit der Akademie für Nationalökonomie Ternopil (Ukraine) oder eine Kooperation der Frankfurter Philosophie mit der St. Louis University (USA) zum Thema „Politisches Handeln und Demokratie im Prozeß der ökonomischen Globalisierung“.

Eine erklärte Aufgabe der Vereinigung ist es, durch Unterstützung wichtiger Bleibe- und Berufungsverhandlungen mit hervorragenden Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen das Profil der Goethe-Universität zu schärfen. Deshalb wurde der Sonderausschuß Forschung eingerichtet, in dem Mitglieder aus Frankfurter Unternehmen und Kreditinstituten über die Vergabe von Zusatzmitteln für sogenannte „Kernberufungen“ entscheiden. Darüber hinaus sollen Stiftungsprofessuren auf Dauer das Lehr- und Forschungsangebot der Universität erweitern. Eine Stiftungsprofessur wird über ein reguläres Berufungsverfahren besetzt und über mehrere Jahre durch die Stiftung finanziert, bevor die Professur meist aus Landesmitteln weiter bezahlt wird. In den achtziger Jahren wurden auf diesem Weg zusätzliche Professuren geschaffen: Wilhelm Merton-Stiftungsprofessur für Ökonomie des Welthandels (Inhaber dieser Professur seit 1991 Professor Dr. Reinhard H. Schmidt) und im Bereich der Umwelt-

forschung die Bruno H. Schubert-Stiftungsprofessur für Umweltanalytik (Inhaber der Professur seit 1996 Professor Dr. Wilhelm Püttmann).

Neben eigenen Aktivitäten werden viele Stiftungen - einige von ihnen existieren auch schon seit der Universitätsgründung 1914 - von den Freunden und Förderern der Universität finanziell und administrativ betreut. So sind im Vermögen der Vereinigung neben dem Dr. Henry Oswald-Fonds und dem Dr. Friedrich Sperl-Fonds Zuwendungen für Stiftungsprofessuren, für Stiftungsgastprofessuren und -dozenturen (wie die Stiftungsgastdozentur für Poetik und die Stiftungsgastprofessur „Wissenschaft und Gesellschaft“) und für vier unselbständige Stiftungen (wie die Paul Ehrlich-Stiftung und die Wilhelm Merton-Stiftung) enthalten.

Die Vereinigung kümmert sich nicht nur um bereits bestehenden Stiftungen; sie berät auch potentielle Stifter, ihr Geld sinnvoll anzulegen. Dabei geht es sowohl um die Einrichtung neuer Stiftungen als auch um ihre spätere Betreuung.

Weitere Informationen über die Vereinigung von Freunden und Förderern bekommt man im Internet über die Homepage der Goethe-Universität ([www.uni-frankfurt.de](http://www.uni-frankfurt.de)), oder über die Geschäftsstelle der Vereinigung, Telefon 069/798-23935 (Sylvie von Ziegesar) oder 069/798-23931 (Siegfried Barta), E-Mail: [freunde@vff.unifrankfurt.de](mailto:freunde@vff.unifrankfurt.de).



einem Lehrauftrag an die Universität. Mit privaten Spenden konnte er 1926 an die Einrichtung des später sehr bedeutsamen China-Instituts gehen, das bald mit eigenen Räumen, eigener Realiensammlung und eigener Schriftenreihe eine erste Blüte der Frankfurter Sinologie hervorbrachte. Als Wilhelm 1930 starb, hinterließ er seinem Nachfolger ein wohlbestelltes Institut, das zum wissenschaftlichen Ruf der noch jungen Universität einen beachtlichen Beitrag geleistet hatte. Erst die Zwangsentfernung seines Nachfolgers Erwin Rousselle aus dem Dienst durch die Nazis und der Untergang des Instituts in den Bombennächten des Zweiten Weltkrieges hat die Erträge der frühen Jahre beseitigt.

Die fiskalischen Entwicklungen einerseits und die Kriegsfolgen aus zwei Weltkriegen andererseits haben Geld- und Sachwerte der frühen Frankfurter Universitätsstiftungen in ihren Erträgen sehr reduziert, so daß im Jahre 1983 eine Neuordnung der Stiftungen für erforderlich gehalten wurde. Sie führte im wesentlichen zu einer Zusammenführung der Stiftungskapitalien in die „Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main“. Diese Stiftung, deren Vorsitzender der frühere Universitätspräsident und ehemalige Intendant des Hessischen Rundfunks, Hartwig Kelm, ist, sieht ihre Hauptaufgabe in der Förderung vielfältiger internationaler Kontakte. Sie unterhält die Universitäts-Gästehäuser in der Ditmarstraße und Frauenlobstraße.

Parallel zu dieser Neugründung kam es auch zu einem bemerkenswerten Aufleben des Kreises der Freunde und Förderer der Universität, verbunden mit der systematischen Akquisition von Fördermitteln durch die Vereinsführung. Die Vereinigung der Freunde und Förderer leistet wichtige Beiträge zum Besseren von Wissenschaft in Forschung und Lehre. Der Senat der Universität hat diese selbstlose Unterstützung der Wissenschaft durch die Freundesvereinigung in besonderer Weise anerkannt, indem er deren damaligen Vorsitzenden Hanns Christian Schröder-Hohenwarth im 75. Jubiläumsjahr der Frankfurter Universität die Würde eines Ehrensensors verlieh. Es ist der Frankfurter Alma mater ein großes Anliegen, durch das Anwerben von Spenden und Stiftungen die materiellen Voraussetzungen für die Arbeit in den einzelnen Einrichtungen zu verbessern. Dabei baut die Hochschule auf die Großmut der Frankfurter Bürgerschaft und Unternehmungen, wie auch der Universitätsgründer dies getan hat.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 3/1989

## Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die im Jahre 1983 gegründete Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen der Johann Wolfgang Goethe-Universität leistet einen beachtlichen Beitrag zur Internationalisierung des Wissenschaftsstandorts Frankfurt und seiner Universität. Sie fördert insbesondere die wissenschaftlichen Arbeiten der Universitätsangehörigen und ihrer ausländischen Kooperationspartner, die sich dem internationalen Wettbewerb stellen. Dazu der Stiftungsratsvorsitzende und ehemaliger Universitätspräsident Professor Dr. Hartwig Kelm im Vorwort der Informationsbroschüre „Einblick“: „Nicht der karitative Aspekt oder die Linderung der aktuellen finanziellen Not der Wissenschaftler stehen im Vordergrund, sondern die Aufmunterung und Unterstützung derer, die über den Tellerrand sehen.“

Zwei Gästehäuser in Ditmar- und Frauenlobstraße unterhält die Stiftung: In den 22 Appartements können ausländische Gastwissenschaftler und Studenten während ihres Frankfurter Aufenthaltes wohnen; Begegnungsräume in angenehmer Atmosphäre werden regelmäßig zur Kommunikation bei verschiedensten Anlässen genutzt. Zum fünfzehnten Geburtstag legte die Stiftung -entstanden durch die Zusammenlegung von Stiftungen, die zum Teil bis in die Gründerzeit der Universität zurückreichen - 1998 erstmalig eine kumulierte Bilanz vor: Über 1.000 Hausgäste, etwa 1.300 teilweise mehrtägige Veranstaltungen sowie die Vergabe von Stipendien und Finanzhilfen in Höhe von rund einer Million DM.

Die Stiftung unterstützt insbesondere solche wissenschaftlichen Vorhaben, die eine Anschubfinanzierung benötigen und nicht in das Raster bestehender Programme von Forschungs- oder

Stipendienförderung passen. Weiterhin werden Zuschüsse zu wissenschaftlichen Symposien vergeben, dazu gehören auch Veranstaltungen, die aus den Kontakten zu ausländischen Partnerhochschulen erwachsen, wie das traditionsreiche Frankfurt-Southampton-Symposium. Die Stiftung sorgt dafür, daß auch Teilnehmer aus finanzschwachen Ländern an Kongressen teilnehmen können. Ein anderer Schwerpunkt der Stiftung ist die Einzelförderung deutscher und ausländischer Studenten, Nachwuchswissenschaftler und Professoren, die an der Goethe-Universität oder in enger Verbindung mit ihr arbeiten wollen.

Die Universität suchte bereits seit den siebziger Jahren nach Möglichkeiten, bessere Unterkünfte für ihre Gastwissenschaftler zu schaffen. Die Muthesiusvilla in der Ditmarstraße, von dem Mitbegründer des Werkbundes Hermann Muthesius in den zwanziger Jahren erbaut, hatte bis zum Kauf durch das Land Hessen für die Stiftung 1983 eine wechselvolle Geschichte: Fabrikanten- und Bankiersvilla, 1944 Beschädigung, nach dem Krieg Generalvilla für den ranghöchsten amerikanischen Offizier, ab den siebziger Jahren leerstehend. Von Bund, Stadt und Sponsoren beschaffte die Stiftung die notwendigen Mittel zur Sanierung. Dieser Erfolg ermutigte die Stiftung, Zwillingspläne zu schmieden: Die Cahn-Villa, Frauenlobstraße 1, erbaut von dem jüdischen Architekten Willi Cahn, hatte eine ähnliche Geschichte und befand sich schließlich im Besitz der Stadt, die das Gebäude der Stiftung überließ.

Weitere Informationen gibt die soeben erschienene Broschüre „Einblick“ über die Stiftung und ihre Gästehäuser, erhältlich bei Günter Scherp, Telefon 069/798-22003.

### Literatur

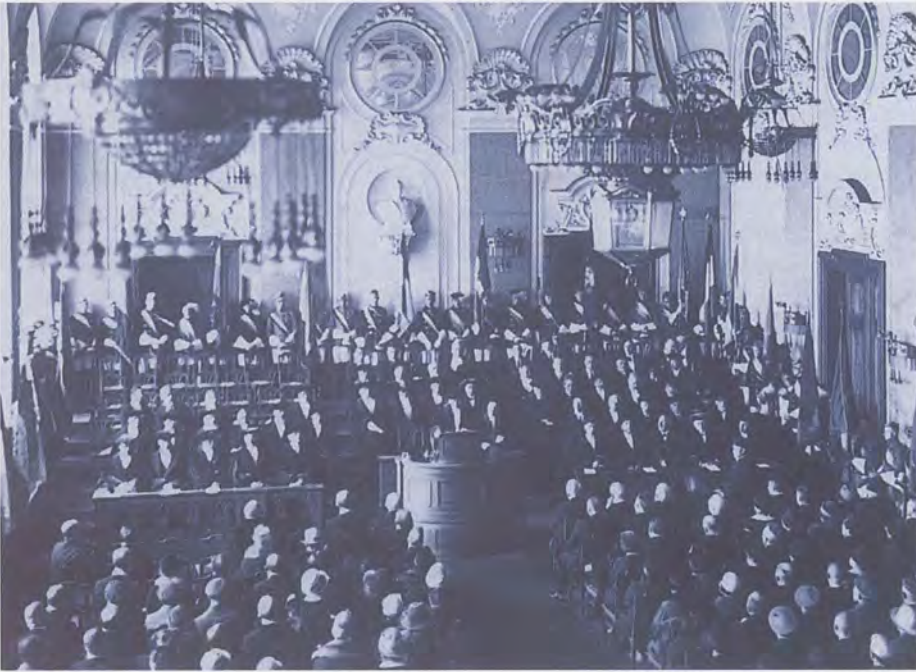
Adickes, Dr. Franz: Persönliche Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M. Zum 18. Oktober 1914 (Aus seinem Nachlaß veröffentlicht) Frankfurt 1915.  
Gedächtnisreden bei der Trauerfeier für Franz Adickes im Römer zu Frankfurt am Main am 7. Februar 1915.  
Hammerstein, Notker: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität im Übergang von der Weimarer Republik zum Nationalsozialismus. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Frankfurt 1988.  
Heilbrunn, Ludwig: Die Gründung der Universität Frankfurt a. M. Frankfurt 1915.  
Jung, Rudolf: Frankfurter Hochschulpläne 1384 -

1868, in: Frankfurter Historische Forschungen, NF, 1, Leipzig 1915.  
Kanngießer, Otto: Frankfurts Gegenwart und nächste Zukunft. Frankfurt 1892.  
Kluke, Paul: Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main. 1914 - 1932. Frankfurt 1972.  
Lustiger, Arno (Hrsg.): Jüdische Stiftungen in Frankfurt am Main. Frankfurt 1988.  
Wachsmuth, Richard: Die Gründung der Universität Frankfurt. Frankfurt 1929.  
Wilhelm Merton und sein soziales Vermächtnis. Gedenkworte seiner Verehrer anlässlich der zehnten Wiederkehr seines Todestages. Frankfurt 1926.



# Von der hohen Schule des Geistes...

von Notker Hammerstein



Aufbruch – Zusammenbruch: Blick in die Aula während der akademischen Versammlung zur Eröffnung am 18. Oktober 1914...

Verglichen mit anderen Hochschulen ist die Johann Wolfgang Goethe-Universität noch sehr jung. Historische Rückbesinnung bedarf aber nicht der Tiefe von Jahrhunderten, um legitim zu sein. Gerade die jüngere Vergangenheit der Hochschulen ist im Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus und die unmittelbare Nachkriegszeit, den „Wiederbeginn“, von besonderem Interesse.

Die Frankfurter Universität entwickelte sich zunächst aus praktischen Überlegungen. Die im Zuge der Industrialisierung, der sozialen Probleme, der Ausweitung und Internationalisierung der modernen Welt auftretenden Fragen und Schwierigkeiten sollten mit theoretisch fundierten Lösungen gemeistert werden. Wilhelm Merton, der Gründer der Metallgesellschaft AG, hatte sowohl die zunehmenden sozialen Spannungen als auch die vielfach ungenügende Vorbildung des neuen „Kaufmannstandes“, des „Angestellten-Heeres“ im Blick, als er gemeinsam mit Oberbürgermeister Franz Adickes und

mittels großzügiger eigener Spenden eine Handelsakademie ins Leben rief. Die Handelsakademie zeigte rasch Erfolg, gleichzeitig wurde Adickes aber auch klar, daß ein Lehrangebot in flankierenden Wissenschaften fehlte. Adickes überzeugte Merton, in Frankfurt eine eigene Universität zu inaugrieren. Der verbreitete Wohlstand in der Stadt, die vielen spendenfreudigen Bürger, vor allem jüdischer Herkunft, ermöglichten es, diese Pläne in vergleichsweise kurzer Zeit zu verwirklichen. Gegen den Widerstand des zuständigen Preußischen Abgeordnetenhauses wie der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung konnten Adickes und Merton erreichen, daß Kaiser Wilhelm II. als preußischer König 1914 die Eröffnung einer aus privaten Mitteln finanzierten Universität, der „Stiftungsuniversität Frankfurt“, genehmigte.

Nach Berlin war sie die am besten finanziell ausgestattete Hochschule des Kaiserreichs. Sowohl in ihren Gebäuden wie auch in ihrem Geist war sie im Sinne der Zeit eine „moderne“, eine fortschrittliche Anstalt. Ganz bewußt hatten ihre Stifter und Inauguratoren darauf gesehen, daß sich bestimmte als Mängel empfundene Einschränkungen preußischer und deutscher Universitäten in Frankfurt nicht wiederholten. So sollten nicht nur die traditionellen Wissenschaften gepflegt werden, sondern vor allem auch die Probleme



Grundsteinlegung für eines der ersten Universitätsinstitute – das Zoologische Institut – am 20. November 1913.



# zur Hochschule der Gleichgeschalteten



... und nach einem Bombenangriff 1944.

der Gegenwart wissenschaftlich seriös analysiert, begriffen und möglicherweise sogar einer Lösung nähergebracht werden.

Von Anfang an herrschte in Frankfurt Übereinstimmung, daß Theologische Fakultäten nicht in diese Universität gehörten. Gerade die Stifterfamilien jüdischer Herkunft legten oft Wert darauf, daß die von ihnen ins Leben gerufene Anstalt eine weltliche, säkularisierte und liberale sein solle. Konfessionszugehörigkeit wie Glaubensfragen sollten keine Rolle spielen. Ausschließlich Religionswissenschaften – also die kritisch-analytische Behandlung aller Konfessionen im Rahmen der Geisteswissenschaften – galt ihnen als wünschenswert.

## Ein Unikum unter den deutschen Universitäten

Damit hatten u.a. auch jüdische Gelehrte die Möglichkeit, eine Universitätskarriere einzuschlagen, was an anderen deutschen Hochschulen nach wie vor außerordentlich schwierig war. Tatsächlich besaß die Frankfurter Universität neben der Berliner bis 1933 unter allen Hochschulen des Reichs den höchsten Anteil jüdischer Gelehrter. Dieser Anteil machte immerhin ein Drittel aus.

Noch in einem weiteren Punkt beschritt die Frankfurter Universität neue Wege. Sie trennte von Anfang an die demernorts zumeist noch vereinten Disziplinen der ehemaligen Artistischen Fakultät

in eine Philosophische und eine Naturwissenschaftliche Fakultät. Nicht zuletzt die Naturwissenschaftlichen Disziplinen und Institute gewannen durch diese Aufteilung. Sie traten dort, wo es möglich war, in enge Verbindung zur Medizinischen Fakultät.

Schließlich wurde die „Keimzelle“ der Universität zum erstenmal in Deutschland als eigene Fakultät, nämlich als „Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ geführt. Diese Einteilung in fünf Fakultäten war ebenso neu und unüblich wie die Verfassung der Stiftungsuniversität. Die Vertreter der Stifterfamilien, der Frankfurter Magistrat und Vertreter der Stadtverordneten, wie auch die Universität mit Rektor, Dekanen und oberstem Verwaltungsbeamten – alsbald Kurator genannt – lenkten im „Großen Rat“ und im engeren Kreis des „Kuratoriums“ gemeinsam die Geschicke der Hochschule.

Allein, der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der Tod Mertons und Adickes, der Verlust vieler Stiftungsmittel durch Krieg und Inflation führten unerwartet schnell zur Gefährdung der Anstalt. Ohne staatliche Hilfe, vertreten und vermittelt durch die Weimarer Minister Konrad Haenisch und Carl Heinrich Beker, hätte die Universität nicht fortexistieren können. Auch Garantien der Stadt, das Auftreiben zusätzlicher Stiftungsmittel sowie das weithin bemerkte Wirken einiger herausragender Professoren trugen dazu bei, daß die Krise gemeistert wurde. Seit Mitte der 20er Jahre faßte die Universität nicht nur wieder Tritt, sondern erlebte gleichsam eine zweite Gründungs- und Aufbruchphase. Durch das Zusammenwirken von Oberbürgermeister Ludwig Landmann und Kurt Riezler, der nach seiner glänzenden Karriere im Auswärtigen Amt als „Kurator“ nach Frankfurt gekommen war, erhielt die Universität Frankfurt ihr eigentümliches Profil.

Zu den Instituten „an der Universität“ gehörten die Akademie der Arbeit, das Institut für Sozialforschung, das Institut für Kulturmorphologie (heute Frobenius-Institut) und das Elsaß-Lothringen-Institut. Unbürgerlich, wie viele Gelehrte in diesen Instituten, gaben sich auch die „Religiösen Sozialisten“. Männer wie Paul Tillich, Martin Buber, Carl Mennicke,



Adolph Löwe, in anderer Weise Karl Mannheim, diskutierten Probleme größerer sozialer Gerechtigkeit, moderner Religiosität, demokratischer Staatsgesinnung, verbesserter Ökonomie und vieles mehr.

In eher ästhetisierender, weniger politischer Art diskutierten andere Gelehrte gleichermaßen moderne Probleme. Sie suchten Philologie, Kunstwissenschaften, auch Philosophie aus ihren positivistisch eingegengten Verkrustungen zu lösen und ihrer faszinierenden Einzigartigkeit neu nahezubringen. Nietzsche sowohl wie Stephan George gaben Leitbilder; Männer in diesem Zirkel wurden gern „Georginen“ genannt.

Riezler sammelte um sich einen eigenen Kreis, dem es vorab um die Reform der Universitäten, um Versuche neuer gelehrter Lebens- und Ausdrucksformen ging. Die Hierarchie innerhalb der traditionellen Universitäten sollte aufgebrochen, manche Disziplinen von Vorurteilen befreit, der Umgang zwischen Lehrenden und Studierenden entkrampft werden. Demokratisch, wie sich die Republik begriff, sollte auch ihre „Hohe Schule“ sein. Dieser relativ kleine Zirkel galt vielen damals als die eigentliche Schaltstelle der Universität. Gerade in den sich radikalierenden späten Weimarer Jahren sorgten seine Mitglieder dafür, daß die Universität auf einem liberal-demokratischen Kurs blieb.

### Nationalsozialisten vertrieben fortschrittlich gesinnte Gelehrte

Daß den Nationalsozialisten – die innerhalb der Frankfurter Universität zunächst nur von Studenten und Jungakademikern Zulauf bekamen – alle diese Besonderheiten ein Dorn im Auge waren, versteht sich leicht. Kurze Zeit nach der „Machtergreifung“, bereits zum Beginn des Sommersemesters 1933, wurden gerade die liberalen, fortschrittlich gesinnten Gelehrten – auch die „Arier“ unter ihnen –, die der Frankfurter Universität das charakteristische Profil verliehen hatten, aufgrund der neuen Gesetze entlassen, vertrieben und verfolgt.

Die meisten nicht betroffenen Professoren beobachteten diese Unrechtspolitik mit erstaunlicher Empörungsllosigkeit. Wie in der Stadt wurden auch in der Universität alle wichtigen Führungskräfte gegen Parteimitglieder ausgewechselt. Der letzte gewählte Rektor Wilhelm Gerloff wie auch alle Dekane und Kurator Riezler gehörten neben einem guten Drittel des Lehrkörpers zu diesen Opfern.

Die Nationalsozialisten, insbesondere ihr „Führer“ Adolf Hitler selbst, hatten bekanntermaßen ein höchst distanziertes Verhältnis nicht nur zu den Wissenschaft-

## In der Aula allein gegen alle

*Studenten beschimpfen Zuckmayer als Verbrecher*

*Daß bereits kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs an der Frankfurter Universität eine nicht ganz unerhebliche antidemokratische und antiliberalistische Grundströmung vorhanden war und sich auch in offiziell zumindest tolerierten Ausbrüchen manifestieren konnte, belegt eine Episode aus Carl Zuckmayers Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“: (© Carl Zuckmayer 1966, Abdruck erfolgt mit Genehmigung der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main)*

Gegen Frühjahr waren in einigen Städten und Industriezentren Streiks und Unruhen ausgebrochen. Da und dort kam es zu Kämpfen zwischen demonstrierenden oder ausgesperrten Arbeitern und Verbänden der Reichswehr, die für ihre Niederwerfung zu schwach schienen. In den Universitäten wurden Aufrufe erlassen nicht nur von rechtsgerechten Organisationen, sondern auch vom Reichswehrministerium, die Studenten möchten sich als „Zeitfreiwillige“ zur Verfügung stellen, um die durch den Waffenstillstand auf ein kleines Kontingent beschränkten Truppen im Kampf gegen die Aufrührer zu unterstützen. Der Rektor der Universität Frankfurt berief eine Studentenversammlung in die große Aula. Sie war von Angehörigen aller Fakultäten überfüllt. Carlo und ich hatten uns verfehlt und waren durch verschiedene Eingänge getrennt hineingekommen. Zuerst wurde der Aufruf zum Eintritt in die Zeitfreiwilligen-Corps verlesen und von der Versammlung durch zustimmendes Fußbetampeln begrüßt. Dann hielt der Rektor eine Ansprache, die sich in nichts von den unvergessenen Hetz- und Haßreden der schlimmsten Kriegszeit unterschied. Er nannte die streikenden Arbeiter und ihre Führer „vaterlandsloses Gesindel“, immer vom Beifallstrampeln der Studenten bekräftigt, sprach salbungsvoll von Opfer und nationaler

Pflicht und verließ denen, die sich jetzt melden würden, um an den Kämpfen – gegen das eigene Volk teilzunehmen, volle Anrechnung der dadurch verlorenen Studienzeit so wie alle möglichen Vorteile und Erleichterungen bei ihren späteren Examen.

Ich kochte vor Wut und konnte sie nicht beherrschen. Obwohl ich wußte, daß ich gegen die große Mehrheit fast allein stand, daß ich zu tauben Ohren und Hirnschalen reden würde, meldete ich mich zum Wort und protestierte mit aller möglichen Lautstärke. „Die streikenden Arbeiter von heute“, schrie ich von meinem Platz in den Saal, „sind unsere Kameraden von gestern! Wer jetzt hingeht und auf sie schießt, ist kein Patriot, sondern ein Feind seines Volkes und ein Schuft!“

Im selben Augenblick sprang die Versammlung, mit einer ruckhaft mechanischen Gleichzeitigkeit der Bewegung in die Höhe und brüllte in tobendem Unisono auf mich los: „Raus! Totschlagen! Verbrecher! Agent! Schweinehund! Raus! Raus!“ Von allen Seiten stürzten sie über mich her, käsige Visagen mit gebleckten Zähnen, ich wurde von vielen Fäusten gepackt, die auf mich einschlugen und mich durch den Saal stießen – wobei ich nichts anderes tun konnte, als mein Gesicht mit den Armen zu schützen –, dann flog ich zur Tür hinaus und, von Fußtritten befördert, in einem Schwung über die breite Steintreppe bis in die Halle hinunter. Bevor sie mich packten, sah ich, wie auf der anderen Seite des Saals Carlo in der gleichen Weise traktiert wurde, und hörte seine helle Trompetenstimme, mit der er versucht hatte, meinen Protest zu unterstützen.

Erst auf der Straße fanden wir zusammen, der eine mit einem geprellten Knie, der andere mit einer verstauchten Hand, und stellten fest, daß uns außer Beulen und Schrammen nichts Ernstliches passiert war.

ten, sondern auch zu ihren Vertretern. Nach ihrer Weltanschauung gab es viel zu viele Studenten. Gelehrte Tätigkeit schade ohnedies blinder Gefolgstreue, schwäche den Körper, mache ungeneigt zu sportlicher Ertüchtigung.

Intellektualismus – wie sie das nannten – mache nicht hart für den Überlebenskampf, akademische Ausbildung

müsse folgerichtig auf das Notwendigste eingeschränkt werden. Da es ihrer Ansicht nach zu viele Universitäten gab, wurde nicht nur erwogen, die Zahl der Studenten herabzusetzen, sondern eventuell auch einige Anstalten ganz zu schließen.

In Frankfurt waren sowohl die genannten „Besonderheiten“, die kurze Uni-





Wilhelm Gerloff übergibt am 5. November 1932 das Rektorat an seinen Nachfolger Ernst Kriek – nicht ohne in seiner Abschiedsrede vor übertriebenem Nationalismus und Radikalismus zu warnen: „Der chauvinistische Nationalismus hat sich uns allzuoft als der fadenscheinige Deckmantel anderer Leidenschaften enthüllt, als daß wir ihm Bildungsaufgaben anvertrauen möchten... Aber es will uns scheinen, als ob ein Radikalismus, der nur Zweifel, aber kein Ziel, nur Wünsche, aber keinen Weg und keine Wirklichkeit kennt, ein schlechter Führer in die Zukunft sei... Wer zur Geltendmachung seines Standpunktes der Verunglimpfung des Gegners benötigt, scheint mir damit mehr die Unsicherheit der eigenen Überzeugung zu bekunden, als die Kraft seiner Ideen.“

versitätstradition, als auch die „jüdisch-marxistisch-liberalistische“ Komponente den Nationalsozialisten ein gewaltiges Ärgernis. Man vermutete deshalb nicht zu Unrecht, daß die neuen Machthaber die Absicht hatten, gerade die Frankfurter Universität zu schließen.

Noch 1933 wurden von anderen Universitäten jüdische Professoren nach Frankfurt versetzt. Weder die Universität selbst noch die Stadt waren konsultiert worden. Für das Berliner Ministerium brachte das den Vorteil, daß die Stadt als Mitfinanzierende der Universität die Gehälter dieser Professoren hinfort mitzubehalten hatte. Zum anderen konnte man gegebenenfalls in Berlin argumentieren, daß eine Universität des „Dritten Reichs“ mit einem so hohen Anteil von jüdischen Professoren – trotz der vorausgegangenen „Säuberungswelle“ – ein unerträglicher Anachronismus sei und geschlossen werden müsse. Zwar blieb beides unausgesprochen, dennoch dürften diese Motive bestimmend gewesen sein.

### Das doppelbödige Ringen um den Erhalt der Universität

Über eineinhalb Jahre hatten die neuen Frankfurter Verantwortlichen ener-

gisch gegen ihre eigenen Berliner Parteifreunde zu kämpfen, um ihre inzwischen „gleichgeschaltete“ Universität zu retten. Rektor Ernst Kriek, der Universität als neuer „Führer“ oktroyiert, bemühte sich gemeinsam mit dem NS-Oberbürgermeister Friedrich Krebs, dem Nachfolger Riezlers, Kurator August Wissner, und auch Gauleiter Jacob Sprenger darum, die zunächst nur semesterweise erteilte Erlaubnis zu Lehre und Forschung dauerhaft gewährt zu bekommen. Das hohe Ansehen Krieks bei den neuen Machthabern – er galt zusammen mit den Philosophie-Professoren Alfred Baeumler und Martin Heidegger damals als der profilierteste und bedeutendste Vertreter nationalsozialistischer Wissenschaft – schien zunächst das Unternehmen zu befördern.

Der energische Widerspruch des Gauleiters wie auch die nicht ungeschickte Politik Walter Platzhoffs, der 1934 zum Nachfolger des nach Heidelberg berufenen Kriek ernannt worden war, erreichten 1935 endgültig, daß die Universität Frankfurt fortbestehen konnte. Die Argumente, auf die sie in diesem Tauziehen verfielen, kennzeichnen das Vielschichtige, allemal Doppelbödige, fast Grotteske der von ihnen herbeigeführten Situation. Mehrfach verwiesen Oberbürgermeister wie auch Gauleiter darauf, daß die Universität schon deswegen nicht geschlossen werden dürfe, weil so viele jüdische Steuerzahler, Freiberufliche wie Geschäftsleute, vertrieben oder durch die „Machtergreifung“ ruiniert worden seien. Ihr Beitrag zum kommunalen Wohlergehen falle weg. Werde insbesondere den ärmeren Vororten wie Bockenheim nun auch noch die Möglichkeit genommen,



Walter Platzhoff war von 1934 bis 1944 Rektor der Universität. Er war streng national-konservativ und trat auf Druck des Gauleiters erst 1938 der Partei bei. Er hat bei allem Sinn für wissenschaftliche Qualität doch dafür gesorgt, daß die Universität im Sinne der Machthaber funktionierte.

durch Vermietung und Verkauf an Studenten die spärlichen Einkünfte aufzubessern, trübe das die überzeugten Frankfurter Volksgenossen besonders hart und völlig ungerechtfertigt. Zudem seien alle politischen Gegner wie alle rassistisch nicht „einwandfreien“ Dozenten entlassen worden oder hätten freiwillig – d.h. natürlich unter Druck der neuen Machthaber – ihren Dienst quittiert.

Rektor und Senat bemühten sich damals darum, Lehrstühle für „zeitgemäße“ Fächer wie Wehrwissenschaft, Vor- und Frühgeschichte oder Volkskunde finan-

### Bericht des Rektors

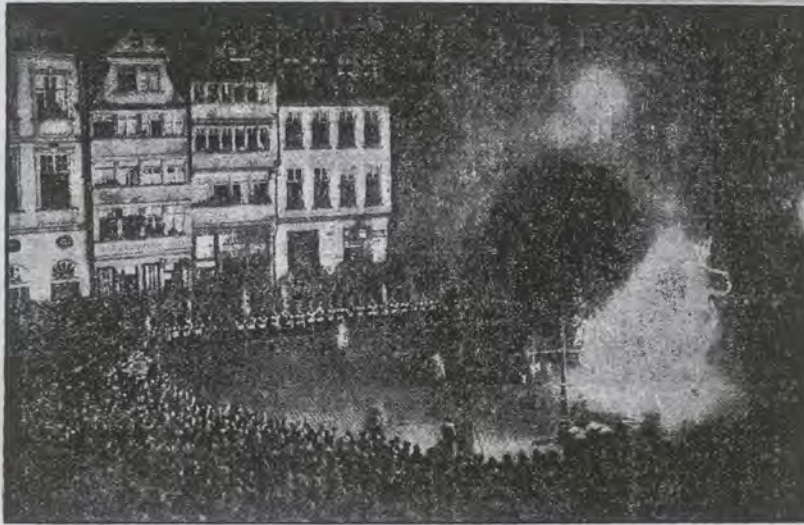
Die nationalsozialistische Revolution von 1933 hat die Johann Wolfgang Goethe-Universität tiefgreifend umgewandelt und entscheidend fortentwickelt. Wie überall, so galt es auch in ihr das Schädliche und Gefährliche, das sich eingenistet hatte, rücksichtslos zu beseitigen, aber das Wertvolle zu erhalten und mit nationalsozialistischem Geiste zu erfüllen. Darüber hinaus mußte die Hochschule auf die neuen ihr gesteckten Aufgaben ausgerichtet und aus der Abgeschlossenheit, in die sie sich zurückgezogen hatte, in die Volksgemeinschaft hineingestellt werden.

Wie in der Stadt Frankfurt, so waren auch an ihrer Universität das artfremde Judentum und die marxistische Ideologie ein- und vorgezogen. In der Systemzeit hatten immer mehr Juden und Anhänger des Marxismus Lehrstühle erlangt, deren Berufung nicht so sehr den Vorschlägen der Fakultäten wie dem damaligen Preußischen Kultusministerium zuzuschreiben war. In noch größerem Umfange als die beamteten Professoren gehörte der Nachwuchs diesen Kreisen an, zumal in der Medizinischen, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen und der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Alle diese Elemente mußten ausgeremert werden, wofür das Beamtengesetz die rechtliche Grundlage bot. Gleichzeitig wurde auch die Studentenschaft von ihnen gereinigt. Aber noch mitten in dieser Säuberungsaktion begann der Wiederaufbau.

Auszug aus dem Vorwort des Rektors Walter Platzhoff, das die „Chronik der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main für den Zeitraum vom 1. April 1933 bis 31. März 1939“ einleitet.



## Die Bücherverbrennung auf dem Römerberg



Mittwoch, 10. Mai 1933

Die akademische Jugend errichtete auf dem Römerberg einen Scheiterhaufen und verbrannte marxistische und undeutsche Literatur. Ein flammendes Symbol! Der Vorgang im Dunkel eines regenfeuchten Abends, bei dem die Häuserwände des altherwürdigen Forums Frankfurts vom Flammenschein erleuchtet wurden, geht in die Geschichte Frankfurts ein. Der Römerberg hat schon so viel erlebt, er ist das eigentliche Schicksalsbuch der alten Kaiser- und Reichsstadt, das nun auch die flammenodornde Szene des Kampfes gegen den volksfeindlichen Geist des Marxismus verzeichnet.

„Aktion wider den undeutschen Geist“ – so war die offizielle Bezeichnung der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Frankfurter Römerberg, hier ein Auszug aus dem Frankfurter Nachrichten vom 12. Mai 1933. Wie auch in anderen deutschen Städten wurden an diesem Abend Tausende von Büchern und Zeitschriften verbrannt, um „jüdische, liberalistische und marxistische Einflüsse auszumerzen und die Rückbesinnung auf volkseigene Werte“ zu demonstrieren. An der „Säuberung“

der privaten und öffentlichen Bibliotheken beteiligten sich auch Dozenten und Studenten der Frankfurter Universität, auf Ochsenkarren fuhren sie die „Schundliteratur“ zum Römerberg, wo der Hochschulpfarrer Otto Fricke die Ansprache hielt. Anschließend verlas Studentenfürer Georg-Wilhelm Müller während der Verbrennung die „Feuersprüche“: „Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebenshaltung! Ich übergebe der Flamme die Schriften

von Marx und Kautsky... Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner... Gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Trieblebens, für den Adel der menschlichen Seele! Ich übergebe der Flamme die Schriften des Sigmund Freud... Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalsozialistischen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff und Georg Bernhard... Gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, auch die Schriften von Tucholsky und Ossietzky!“ Zur gleichen Zeit trat bei der Bücherverbrennung in Bonn Hans Naumann als Brandredner auf. Naumann zählt zu den bekanntesten und umstrittensten Germanisten jener Zeit, er lehrte von 1921 bis 1932 in Frankfurt und begeisterte sich für die „Erneuerung des deutschen Volkstums“. Ein Auszug aus seiner „Brandrede“: „Wir wollen ein Schrifttum, dem Familie und Heimat, Volk und Blut, das ganze Dasein der frommen Bindungen wieder heilig ist, das uns zum sozialen Gefühl und zum Gemeinschaftsleben erzieht, sei es in der Sippe, sei es im Beruf, sei es in der Gefolgschaft oder in Stamm und Nation... Das Heilige wollen wir und das Heroische. Kühnheit und Geist, so ist es germanische, so ist es deutsche Art.“

ziert zu bekommen. Erfolg hatten sie dabei vornehmlich bei dem wichtigsten Paradeplatz der Nationalsozialisten: der Rassenlehre.

### Kaum offene Gegnerschaft gegen die Nationalsozialisten

1935 konnte innerhalb der Medizinischen Fakultät ein Institut für Erbbiologie und Rassenkunde angesiedelt werden, das in Otmar Freiherr von Verschuer einen zwielichtigen, damals aber anerkannten Leiter erhielt. Verschuer wurde 1942 als Nachfolger seines Lehrers nach Berlin als Leiter des Anthropologischen Instituts der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft berufen. Als seinen Nachfolger konnte der Gauleiter, schon längst mit Oberbürgermeister Krebs und der Universitätsleitung unzufrieden, einen überzeugten Parteiaktivisten durchsetzen, der der letzte Rektor der

Universität vor Kriegsende sein sollte, der Rassenkundler und Mediziner Wilhelm Kranz.

Jedoch zurück in die Jahre nach der „Machtergreifung“. Unter den Ordinarien gab es auffallend wenige Parteimitglieder und auch nur wenige Parteigänger. Es gab – freilich, von einigen bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen, darunter Karl Reinhardt und Franz Beyerle –, auch kaum offene Gegnerschaft gegen die Nationalsozialisten oder gar korporative Parteinahme für die verfolgten Kollegen. Die Zunft, als die sich die Universitäten so gern verhielten und begriffen, versagte ebenso wie die sie umgebende Gesellschaft.

Die führenden Nationalsozialisten (innerhalb der Universität) organisierten sich wie andernorts rasch im Nationalsozialistischen Dozentenbund – zunächst als Dozentenschaft in jeder Fakultät und ins-

gesamt für die Universität – sowie für die Studenten im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund. Die Dozentenbunds-Führer waren zumeist junge, aufstrebende Privatdozenten oder Extraordinarien, die auf diesem Wege voranzukommen und Einfluß zu gewinnen wünschten. Wie allenthalben jedoch während des Dritten Reiches bekämpften sich die Führer, Unterführer und Organisationen untereinander, so daß gar manches von der erhofften „Gleichschaltung“ der Universität, von dem Wunsch nach straffer und effizienter Führung auf der Strecke blieb.

Nachdem die Schließung abgewendet und der barbarische Vollzug der Bestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ beendet war – dieses NS-Gesetz erlaubte es, politische Gegner und „Nichtarier“ folgenlos zu entlassen –, geriet die Universität zusehends in ruhigeres Fahrwasser. Insgesamt



schien sie sich im neuen Staat mehr als behelfsmäßig eingerichtet zu haben. Sie konnte sich im gewohnten Elfenbeinturm wissenschaftlichen, gelehrten und praktisch-technischen Aufgaben widmen.

Von Frankfurter Besonderheiten war freilich nichts mehr geblieben. Auch institutionell war die Universität weitgehend gleichgeschaltet: sie glich nunmehr den restlichen preußischen Hochschulen. Der „Große Rat“ wie auch der Stiftungscharakter waren längst überkommen; das ältere Kuratorium wirkte nur deshalb fort, weil nach wie vor die Stadt einen großen Anteil der Finanzierung leistete und daher stimmberechtigt neben dem Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vor Ort beteiligt sein mußte. Die Leitung hatte jetzt der Rektor als „Führer“ der Universität, flankiert von den „Unterführern“, den Dekanen.

Die Ankündigungen für Vorlesungen und Seminare unterschieden sich nach 1933 an der seit dem Goethe-Jubiläumsjahr 1932 Johann Wolfgang Goethe-Universität genannten Hochschule kaum oder nur marginal von denen der Weimarer Zeit. Allein ein allgemeiner, den Fakultätsübersichten vorgeschalteter Teil empfahl für jedes Semester besonders „interessante“, im Sinne des Regimes wichtige Themen. Sie stammten zumeist aus dem Umkreis der „Jüngeren Geschichte“, der „Wehrwissenschaft“, der „Rassenkunde und Erbbiologie“, sowie dem „Staatsrecht“. Große Auswirkungen können von diesen Veranstaltungen kaum ausgegangen sein. Inwieweit freilich überzeugte Anhänger des Regimes auch unter sachlicher Ankündigung nationalsozialistisches Gedankengut mitverkündeten, läßt sich nicht feststellen.

Engstirnige reine Parteibuchdozenten gab es kaum. Nur bedingt konnte auch in Frankfurt über Gesinnung Karriere gemacht werden, wie die Beispiele aller Dozentenbunds-Führer zeigen. Auf studentischer Seite war dies noch weniger möglich. Hier verflieg die Anfangseuphorie vieler begeisterter NS-Anhänger rasch. Hatten auch in Frankfurt Aufrufe zum Boykott der Juden, nationalsozialistische Parolen wider den undeutschen Geist, und die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 – auf dem Römerberg – begeisterte Zustimmung gefunden, so lehrten die Vorschriften zu häufigen Lageraufenthalten, Sportübungen, Lehrgängen, Sammelaktionen und Aufmärschen die meisten rasch, wie zeitaufwendig, aber wenig ergiebig und schon gar nicht karrierefördernd ein Engagement innerhalb der Parteigruppierungen war. Die meisten Studenten suchten daher, sich vor diesen vorgeschriebenen Verpflichtungen zu drücken.



Frankfurter Verbindungsstudenten in vollem Wicks bei der Kundgebung zum „Tag der Nationalen Arbeit“ am 1. Mai 1934 auf dem Opernplatz: Noch glaubten die Korporationen, daß auch sie ihre Stellung unter der nationalsozialistischen Herrschaft halten könnten, zumal viele von ihnen sich durch ihr deutschnationales und völkisches Gedankengut mit den Nazi verbunden fühlten. Doch bereits kurze Zeit später duldete der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB) keine Konkurrenz mehr neben sich.

Die örtlichen Dozentenbundsführer übten auf ihre Weise beängstigende und eindrucksvolle Aufsichtsfunktionen aus. Nahezu jeder Dozent war erfaßt, eine Fülle von Dossiers wurde zwischen den einzelnen Universitäten im Reich ausgetauscht. Freilich war diese Aufsicht so lückenhaft, waren vor allem Kompetenz und Urteilungsvermögen der Dozentenbundsführer so häufig überfordert, daß doch viele Freiräume für geschickt taktierende und kluge Professoren, die nicht auf Seiten des Regimes standen, verblieben.

Insgesamt „mauerte“ die Institution Universität im allgemeinen recht erfolgreich, was sie nach 1945 dann zum solcher Art wohl nicht zutreffenden Schluß kommen ließ, daß sie innerlich weitgehend intakt geblieben sei. Im Blick auf die reine gelehrte Tätigkeit darf dieses Argument durchaus Anspruch auf Plausibilität erheben.

### Rektor Platzhoff wurde von Rassenkundler Kranz abgelöst

Eine Frankfurter Besonderheit war es, daß der Nachfolger von Ernst Kriek, Walter Platzhoff, der Rektor mit der längsten Amtszeit in der Nazizeit war – von 1934 bis 1944 –, ohne letztendlich Nationalsozialist zu sein. Er war streng natio-

nal-konservativ und trat auf Druck des Gauleiters erst 1938 der Partei bei. Er hat bei allem Sinn für wissenschaftliche Qualitäten jedoch dafür gesorgt, daß die Universität zum „Nutzen“ des ihr übergeordneten Staatswesens, also auch im Sinne der neuen Machthaber, funktionierte!

Auch in Frankfurt mußte die Studentenzahl niedrig gehalten werden. Nach Überzeugung der Nationalsozialisten sollte akademischer Nachwuchs nur soweit Förderung erfahren, als er den unmittelbar praktischen Zwecken des Dritten Reichs diene. So wurden auch Nachwuchswissenschaftler zunächst kaum gefördert. Gewiß wurden seit Verkündung des „Vier-Jahres-Planes“ 1936 und insbesondere nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestimmte Disziplinen im Interesse der Kriegsführung nachhaltig gefördert. Aber generell änderte das nichts an der wissenschaftsspröden – um nicht zu sagen, wissenschafts-feindlichen – Haltung führender Nationalsozialisten.

Die zunehmend schlechter werdende Lage nach dem ersten Kriegsjahr in Rußland und die zahlreichen Bombenangriffe auf Frankfurt boten Gauleiter Sprenger erwünschte Handhaben, den bürgerlich-qualitätsbewußten Rektor aus dem Amt zu hebeln und einen aktivistischen Durchhaltepropagator an die Spitze der Univer-



sität zu stellen. Der neue Rektor, der Rasenkundler Wilhelm Kranz, suchte im letzten Kriegsjahr die schwer getroffene Universität zum „Endkampf“ zu rüsten. Hatte man zu Beginn des Krieges in Berlin daran gedacht, die meisten Universitäten zu schließen – junge Männer sollten sich nicht mit Büchern, sondern im Felde auszeichnen –, so wurde jetzt trotz schwerer Bombenangriffe alles versucht, jedes Semester notdürftig aber ordnungsgemäß fortzuführen. Vorübergehend waren sogar „Trimester“ – also drei Jahreskurse innerhalb eines Jahres – angeboten worden, um den dringend benötigten akademischen Nachwuchs heranzubilden. Das betraf naturgemäß vorab Medizin und Naturwissenschaften, aber auch einige ökonomische Disziplinen.

### Am 29. März 1945 besetzten amerikanische Truppen die Uni

Das Wintersemester 1944/45 konnte schließlich gerade noch notdürftig zu Ende gebracht werden. Am 29. März 1945, Gründonnerstag, nahmen amerikanische Truppen die Stadt ein. Entgegen letzten Wehrmachtsbefehlen hatte es nur schwachen Widerstand gegeben. Auch die Universität wurde von den Amerikanern besetzt und zugleich beschlagnahmt, da das Hauptgebäude einschließlich der Aula zwar schwer beschädigt, aber innerhalb der Stadt der größte, notdürftig nutzbare Gebäudekomplex geblieben war.

Die Universitätsleitung hatte sich kurz zuvor weisungsgemäß in Richtung Halle abgesetzt, sollte diese Universitätsstadt doch Auffanglager für die Frankfurter Schwesteranstalt sein. Rektor Kranz beging Selbstmord, während Kurator Wisser alsbald nach Frankfurt zurückkehrte. Viele Professoren waren nicht mehr in Frankfurt, da ihre Wohnungen zerstört worden waren. Allein Max Seddig, Professor der Physik, harrte in den Kellern des zerstörten Physikalischen Vereins in der Universität aus und verhandelte somit als erster mit den ankommenden Besatzungstruppen. Immerhin erreichte er es, daß wichtige Gerätschaften wie auch die Bibliotheken vorläufig unter den Schutz des zuständigen amerikanischen Offiziers gestellt wurden.

Die Amerikaner ernannten an Stelle des nach Bad Homburg geflohenen Krebs einen unbescholtenen Journalisten, Wilhelm Hollbach, zum „Acting Bürgermeister“. Zusammen mit einigen anderen unverdächtigen Bürgern – darunter Ernst Beutler, zuständig für Kultur und damit auch für die Universität – suchte Hollbach die chaotische Situation so gut es ging zu verwalten.



**Wiederaufbau des Chemischen Instituts:** An diesem Institut sei nichts mehr zu retten, es reiche höchstens zum Sprengen, belehrte ein Bausachverständiger Oberassistent Walter Ried, der nach dem Zusammenbruch 1945 die Sorge für das Institut übernommen hatte. Doch Ried ließ in seinen Bemühungen nicht locker. Da sich Stadt und Universität außerstande sahen, Mittel bereitzustellen, besorgte Ried über private Beziehungen die wichtigsten Baumaterialien. Im März 1946 schritten Mitarbeiter und Studenten ohne Baugenehmigung an die Arbeit. Für die Studenten, die einen Studentenlohn von 70 Pfennigen erhielten, wurde immerhin eine kleine Lebensmittelzulage erreicht. Ried berichtet: „Die Studentinnen und die Medizinstudenten schafften Backsteine aus den benachbarten Trümmern herbei und putzten sie. Auf diese Weise konnten 50.000 Backsteine gewonnen und wieder vermauert werden.“ Ab Wintersemester 1946/47 wurde der vorläufige Praktikumsbetrieb in dem Institut wieder aufgenommen: 900 Medizinstudenten und circa 200 Studenten der Chemie wurden in den ersten beiden Semester betreut, und es gelang sogar, in dieser Zeit Fenster einzusetzen und Hörsaalgestühl zu bekommen. [vgl. Beitrag von Trömel/Wetzel zur Chemie-Geschichte, S. 84ff]



Nach allem, was bekannt war und was auch Offiziere vor Ort mitteilten, schien die Absicht der Besatzungsmacht dahin zu gehen, nur die unbedingt notwendige akademische Berufsausbildung zuzulassen. Für Frankfurt zeichnete sich bald ab, daß allein die Medizinische Fakultät als „medical school“ fortbestehen könne. Die von den Amerikanern eingesetzte amtierende Stadtregierung versuchte daher ihrerseits, so rasch als möglich vollendete Tatsachen zu schaffen, die die Schließung der Universität zu verhindern vermochten.

Noch bevor die Besatzungsmacht die „Entnazifizierung“ offiziell anordnete, leiteten Bürgermeister Hollbach, der neu ernannte Rektor, der aus Gettenbach bei Gelnhausen herbeigeholte Orthopäde Georg Hohmann und weitere unbescholtene Professoren eine Überprüfung der Dozenten durch die Universität selbst in die Wege. Für jede Fakultät wurden eigene Prüfungsausschüsse gebildet. Diese

Überprüfung ging alsbald in die offizielle, von den Amerikanern verordnete „Entnazifizierung“ über, die – da sie weitgehend nach formalen, rein äußerlichen Gesichtspunkten urteilte – häufig zu anderen Ergebnissen gelangte als die inneruniversitären Ausschüsse.

Die einzelnen Fakultäten schienen unterschiedlich „belastet“, aber insgesamt war die Zahl der ehemaligen aktiven Nationalsozialisten und überzeugten Parteigänger nicht sehr hoch. Ein Drittel des Lehrkörpers mußte nach dieser Rechnung als „belastet“ gelten, wobei der Prozentsatz unter den Nichtordinarien höher war als bei den Lehrstuhlinhabern.

Die Zukunft auch der anderen Universitäten in „Greater Hessen“ war anfänglich ungewiß. Zudem mußte erst eine neue Regierung von der Besatzungsmacht eingesetzt, mußte die Frage geklärt werden, wie es überhaupt in dem geschlagenen Deutschland weitergehen und wer anstelle Preußens die staatliche Verantwortung für die eventuell wiederzueröffnende Frankfurter Universität tragen sollte. Mitten in dieser allgemeinen Ungewißheit im Herbst 1945 stellten Hollbach und Hohmann bei der Besatzungsmacht den Antrag, Frankfurt als Volluniversität zuzulassen. Auch Hollbachs Nachfolger Kurt Blaum unterstützte diese Absicht von Anfang an.

### Februar 1946: Wiedereröffnung der Frankfurter Universität

Die Fakultäten legten Listen möglicher Dozenten und vorgesehener Lehrveranstaltungen vor. Rektor und städtische Stellen versuchten, Materialien und Arbeiter bewilligt zu bekommen, um die beschädigten Gebäude notdürftig zu sichern. Die Amerikaner zögerten. Von Woche zu Woche, ja von Tag zu Tag änderten sich ihre Auskünfte, Auflagen und Anordnungen – häufig gar in widerstreitendem Sinne – so daß bis Anfang 1946 unklar blieb, ob der Frankfurter Wunsch realisiert werden könne.

Im Februar 1946 war es nach höchst langwierigen und schwierigen Bemühungen endlich so weit: in einer Feierstunde – der führende amerikanische Offiziere und Vertreter der ersten amtierenden Großhessischen Regierung unter Geiler beiwohnten – konnte Rektor Hohmann die Universität in all ihren Fakultäten wiedereröffnen. Hunger, Wohnungsnot, katastrophaler Mangel an allen lebenswichtigen Gütern stellten die Universität täglich vor scheinbar unlösbare Probleme.

Wenige Monate nach der Eröffnung folgte Rektor Hohmann einem Ruf nach München. Es sollte sich als ein Glücksfall für die Universität erweisen, daß als sein





Der Jura-Professor Walter Hallstein übernahm am 9. April 1946 das Rektorsamt. Hallstein hat in zwei fruchtbaren Jahren entscheidende Schritte nicht nur für die Zukunft der Frankfurter Universität, sondern für die Universitätsentwicklung im gesamten Nachkriegsdeutschland eingeleitet.

Nachfolger der aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Walter Hallstein das Rektoramt übernahm. Hallstein hat in zwei fruchtbaren Jahren entscheidende Schritte nicht nur für die Zukunft der Frankfurter Universität, sondern für die gesamte nachkriegsdeutsche Universitätsentwicklung überhaupt eingeleitet. Er, wie auch sein Nachfolger Franz Böhm, der zuvor kurze Zeit als erster hessischer Kultusminister amtiert hatte, gehörten zu den Männern, die energisch versuchten, im traditionellen Verständnis des Rektorates die neue, demokratische Verantwortung auch der Universitäten ernst zu nehmen.

Dabei beschäftigte die Universität vor allem die Frage, wie die nationalsozialistische Perversion mancher Wissenschaften rückgängig zu machen sei und wie zum andern eine geistige Erneuerung auszusehen habe. Gemeinsam mit anderen Universitäten der amerikanischen Zone setzte man auch in Frankfurt auf die Einrichtung der hier fehlenden Theologischen Fakultät, auf allgemein verbindliche ethisch-moralische Vorlesungen, auf besseren Unterricht in der jüngeren Geschichte und gegebenenfalls auch der Politik. Sie sollten den Studenten zu humaner demokratischer Verantwortung und Verhaltensweisen bilden.

In diese Richtung schienen auch die Amerikaner mit ihrer Forderung nach Demokratisierung zu drängen. Allerdings redete man vielfach aneinander vorbei. Auf deutscher Seite verstanden nur die wenigsten, was die Amerikaner mit ihren Idealen verbanden, was die Re-Education-Politik bewirken sollte. Die völlig andere

Tradition erlaubte es zu diesem Zeitpunkt gar nicht, eine zutreffende Einsicht in diese Anregungen zu gewinnen. So griff man auch in Frankfurt gerne auf die scheinbar nicht beschädigte gute deutsche Geistes-tradition und ihre Ideale zurück.

Nicht zuletzt Hallstein und Böhm traten ferner immer wieder dafür ein, daß die Universitäten gemäß ihrem wissenschaftlichen Auftrag endlich frei von staatlichem Hineinregieren sein müßten, daß es gleichsam ein Grundrecht akademischer Freiheit und Selbstbestimmung geben müsse. Der Mitwirkung der Studenten-



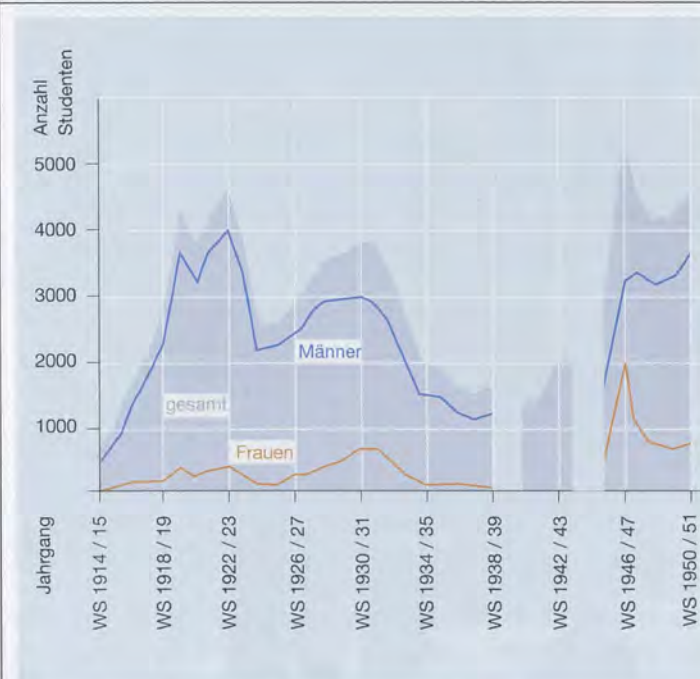
Der Philosoph und Soziologe Max Horkheimer, der 1933 von den Nazi ins Exil getrieben wurde und bis 1949 in den USA lebte, war einer jener Männer, die durch ihre Rückkehr nach Frankfurt Hoffnung auf eine liberale und demokratische Entwicklung der Universität auftrieb gaben. Er übernahm nicht nur die Leitung des wiedereröffneten Instituts für Sozialforschung, sondern stellte sich auch von 1951 bis 1953 der Universität als Rektor zur Verfügung. (Dieses Foto von Horkheimer entstand kurz vor seiner Emigration 1932).



Studentenbude in den fünfziger Jahren: So sahen die typischen Zwei-Bett-Zimmer im neuerbauten Studentenhaus an der Jügelstraße aus.

schaft hingegen wurde mißtraut, schien doch ihr Verhalten zu Ende der Weimarer Republik und im Umfeld der „Machtergreifung“ ihre Anfälligkeit für radikale Ideologien zu beweisen. Erst im Laufe einer längeren Zeit könne vielleicht eine Änderung eintreten, wenn es etwa gelänge, die deutsche Gesellschaft nach amerikanischen Vorbildern zu formen.

Professoren- wie Studentenaustausch mit dem Ausland sollte das so lange von der Außenwelt abgeschnittene Deutschland wieder in Berührung mit den „fortgeschritteneren“ westeuropäischen Kulturen bringen, erhofften die Besatzungsmächte. In Frankfurt führten diese Bestrebungen schließlich zum ersten Mal zu einem ständigen Austausch mit einer amerikanischen Universität, mit Chicago. Überhaupt war das Interesse an Amerika, an Amerika-Studien, an angelsächsischer Geschichte und Literatur außerordentlich



Die Entwicklung der Studentenzahlen von 1914 bis 1951: Die hellen Flächen markieren die Zeiträume zu Beginn und nach Ende des Zweiten Weltkrieges für die keine exakten Zahlen vorliegen. Inzwischen hat sich die Zahl der Studierenden im Vergleich zum Höchststand von 1946/47 ungefähr versechsfacht: Im Wintersemester 1988/89 waren 31.300 Studierende an der Frankfurter Universität eingeschrieben.



hoch, neue Welten eröffneten sich, auch die Universität hatte hierfür entsprechende Angebote zu unterbreiten. Nach wie vor erscheint es erstaunlich, wie rasch und erfolgreich dies trotz der äußeren Not bewerkstelligt werden konnte.

Erst nach der Währungsreform ging es mit der Universität auch im Materiellen allmählich aufwärts. Die Gebäude konnten zusehends gesichert und ausgebaut, die drückende Raumnot in Sachsenhausen wie im Zentrum gemildert werden. Schwieriger war es jedoch, den erheblichen Mangel an Wissenschaftlern auszugleichen. Sowohl der Kriegstod vieler Gelehrter wie auch die jahrzehntelange Vernachlässigung einer Nachwuchsförderung machten sich höchst unangenehm bemerkbar.

### Universitäten suchten nach gemeinsamem Selbstverständnis

Bewußt erstrebte bereits Hallstein ein gesamtdeutsches Universitätsprofil, um in allen akademischen Fragen ein „reichseinheitliches“ Verständnis herzustellen und festzuschreiben. In unterschiedlichen Richtlinien einigten sich die deutschen Universitäten auch relativ früh auf ihr grundlegendes Selbstverständnis, wobei sie gegenüber den Landesparlamenten in-

sofern im Vorteil waren, als sie als Institution nahezu ununterbrochen fortexistiert hatten, während die Parlamente sich erst relativ spät dieser Fragen annehmen konnten. Sie hatten vordringlichere Probleme zu lösen. Folgerichtig kam es ab 1948 zunehmend auch in Frankfurt zu Auseinandersetzungen zwischen Landesregierung, Landtag und Universität. Im „Fall Brill“ – dem Versuch Wiesbadens, der Universität einen Professor selbstherrlich zu oktroyieren – eskalierte dieser Konflikt, an dem auch die Öffentlichkeit regen Anteil nahm.

Nur mit Mühe gelang es, die Situation zu bereinigen und ein einigermaßen tragfähiges Klima wiederherzustellen. Hierbei halfen allen Beteiligten so spektakulär empfundene Ereignisse wie die Paulskirchen-Feier 1948 oder die ebenfalls mit internationaler Beteiligung durchgeführte Goethe-Feier im folgenden Jahr. Für Studenten wie Professoren gleichermaßen anregend und beflügelnd erlebte die Universität ausländische Besucher und deren ungewohnte Meinungen und Selbstdarstellungen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre linderte sich die allgemeine Not. Allmählich schienen sich die Verhältnisse auch an der Universität zu normalisieren, gewannen



Professor Dr. Notker Hammerstein (68) ist seit 1970 Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität. Seit seiner Habilitationsschrift von 1968 „Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert“ veröffentlichte er weitere Abhandlungen zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte sowie zur politischen Ideengeschichte des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Notker Hammerstein ist Vizepräsident der „Commission Internationale pour l'Histoire des Universités“, gehört dem Herausgeberkreis eines von der Internationalen Rektorenkonferenz inaugurierten Handbuchs zur Geschichte der Universitäten in Europa an, wie auch der in Oxford erscheinenden Zeitschrift „History of Universities“. Er ist Mitherausgeber des Handbuchs der deutschen Bildungsgeschichte. Zu seinen weiteren Veröffentlichungen zählen: „Aufklärung und katholisches Reich“, „Staatslehre der frühen Neuzeit“, „Antisemitismus in deutschen Universitäten 1871-1933“. 1989 legte er zum Universitätsjubiläum den ersten Band einer Geschichte der Johann Wolfgang Goethe-Universität von 1914 bis 1950 vor. Seine letzte, gerade erschienene Untersuchung behandelt: „Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich“; sie befaßt sich vor allem mit der Wissenschaftspolitik dieser Zeit.

Die Universitäten suchten nach einem gemeinsamen Selbstverständnis – auch beim Hochschulverbandstag in Frankfurt: Am 28. Juli 1954 traf sich die Vereinigung der Hochschullehrer in Frankfurt. Prominentester Gast dieser Versammlung war der damalige Bundespräsident Theodor Heuss (Bildmitte beim Verlassen des Hauptgebäudes).



Studienbetrieb und studentisches Leben gewohntere Formen zurück. Inzwischen hatte sich zudem herauskristallisiert, welchem Selbstverständnis die Universität sich verpflichtet fühlte, wie sie Forschung zu betreiben, ihre Wissenschaften zu vermitteln hatte.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 3/1989



# Alte Akten – neue Funde

## Gespräch mit dem Buchautor Notker Hammerstein

*Mit Ihrer Universitätsgeschichte, die 1989 veröffentlicht wurde, haben Sie Neuland betreten. Inwiefern unterscheidet sich auch die Art der Darstellung von dem Werk Ihres Kollegen Paul Kluge, der die erste Universitätsgeschichte 1972 veröffentlichte?*

Das ist schwer zu beantworten: in der Darstellung eigentlich nicht unbedingt, sondern mehr im Inhaltlichen, weil meine Arbeit weiter ausgreift. Vielleicht unterscheidet sie sich in der Darstellung insoweit, als ich in Ergänzung zu Kluge – der den Beginn und die Weimarer Zeit schildert – etwas mehr versuche, von dem Speziellen, das Frankfurt damals auszeichnete, zu verdeutlichen. Ich mußte ja nicht mehr die allgemeine historische Darstellung liefern, da konnte ich auf Kluge zurückgreifen.

*Was würden Sie denn als das eigentümliche Gepräge der Frankfurter Universität bezeichnen?*

Da kann man sagen, daß bestimmte geistige Richtungen – wie etwa der starke sozialwissenschaftliche Einschlag, das starke künstlerisch-ästhetische Moment der Wissenschaften, in bestimmten Disziplinen auch das stärker politisch orientierte Verhalten vieler Professoren – die Universität damals in eigentümlicher Weise auszeichneten.

*Bei der Vielzahl der Quellen, die Sie von 1984 bis 1989 gesichtet haben, mußten Sie auswählen. Nach welchen Kriterien haben Sie selektiert? Was verbirgt sich für Sie hinter dem Begriff Universitätsgeschichte? – Eine Geschichte der Institutionen, der Professoren, der geistigen Strömungen oder des studentischen Lebens?*

Eigentlich gehört alles dazu, aber natürlich kann man nicht alles in einem solchen Buch bringen. Ich mußte mich entscheiden, und für mich war das Interessante und das Wichtige dabei, letztlich zu sehen, in-

wieweit die Institution in ihren Trägern, vor allen Dingen in ihren Professoren, in dieser ja politisch brisanten Zeit sich verhalten hat. Was ich gerne gemacht hätte, was aber fast nicht möglich war, wäre die Klärung der Fragen, wie ist die geistige Entwicklung, der Wert dessen, was gelehrt wird, der wissenschaftliche Charakter. Aber das kann ein einzelner nicht leisten, zumal wenn der zeitliche Abstand so kurz ist. In meinem eigenen Umfeld kann ich das beurteilen, aber ich kann ja nicht etwa bei der Medizin bewerten, inwieweit die Chirurgie in den dreißiger Jahren besonders bedeutsam war. Insoweit ist gerade die Wissenschaft als integraler Teil der Universität in vielem doch eher im Hintergrund geblieben. Ich habe dagegen stärker versucht, die Vorstellung der Professoren, wie die Universität sein sollte, zu thematisieren. Was die Studenten schließlich betrifft, so sind sie eher am Rand geblieben, denn das wäre wieder ein eigenes Kapitel, z. B. eine Geschichte zu einzelnen Studenten zu schreiben, und da ist es auch schwierig mit den Quellen.

*Herr Professor Hammerstein, Sie haben Hunderte von Akten gesichtet, die Phasen der Universitätsgeschichte dokumentieren, was war eigentlich für Sie der bedeutendste Fund?*

Das kann ich schwer sagen. Ein ganz wichtiger Fund war fraglos ein Nachlaß, der im Bundesarchiv in Koblenz ist. Dort fand ich Unterlagen eines Mannes, der hier an der Universität in den zwanziger Jahren eine bedeutende Rolle spielte und dann nie mehr zurückkam. Diese Unterlagen von Rheindorf erlaubten es, die Entlassung des seinerzeitigen Kurators Riezler und die Vertreibung bestimmter mißliebiger Professoren zu rekonstruieren. Daß ich das fand, war sehr unverhofft und ein sehr glücklicher Zufall. Von den Akten hier in der Universität waren die meisten sehr interessant. Als zweiten erfreulichen Fund würde ich Akten bezeichnen, auf die ich im Stadtarchiv stieß – sie hatten unversehrt das Bombardement des

Krieges überstanden. Es war schon überraschend, daß doch schriftliche Überlieferungen vorhanden sind, wenn auch nur in begrenztem Rahmen und nicht so, wie man es gerne hätte. Aber so konnte ich doch immerhin die frühe Phase 1945 rekonstruieren.

*Die Antwort des Historikers, des Wissenschaftlers. Doch welcher Quellenfund hat Sie bei der Spurensuche am stärksten persönlich bewegt?*

Das ist fraglos das Schicksal der Vertriebenen nach 1933, seien es Juden, seien es politisch Mißliebige. Wenn man sich vorstellt, das hätte einem selbst wiederfahren können, kann man ermessen, was das bedeutet haben muß für die Betroffenen in einer Zeit, in einer Welt, die ja den Professor und überhaupt den bürgerlichen Berufsstand noch gesicherter wähnte, als wir das heute vielleicht tun.

*Sie gehörten zu den ersten, die in den vergangenen Jahren alle Universitätsakten einsehen konnten. Haben Sie eine Erklärung dafür, weshalb Universitätsdokumente aus der nationalsozialistischen Zeit solange unzugänglich waren?*

Ob sie unzugänglich waren, möchte ich noch nicht einmal entscheiden wollen. Ich bin überzeugt, daß sie auch schon vor 40 Jahren für jemanden zugänglich gewesen wären wie mich, also jemand, der mit dem Anspruch auftritt, daß er seriös damit umgehen will. Es gibt natürlich genaue archivalische Bestimmungen. Ich bin oft über das hinausgegangen, was vielleicht an anderen Orten geduldet wird. Ich bin allerdings im Einvernehmen mit der Universitätsspitze so verfahren. Was man nicht genug hervorheben kann, daß wirklich die Akten freigegeben waren, soweit sie vorhanden waren und es jetzt nur auf das Fingerspitzengefühl des Historikers ankam, was er als relevant ansah oder nicht. Daß man sich mit den Vorkommnissen im „Dritten Reich“ auseinander-



setzt, setzt eine Distanz voraus, die ist jetzt – glaube ich – stärker vorhanden als vor 40 Jahren. Die älteren Kollegen hätten da schlicht größere Schwierigkeiten gehabt. Nicht weil es verboten war, sondern weil sie sich das noch nicht zutrauten. Und ob mein Versuch gelungen ist, wird sich ja auch erst herausstellen.

*Peter Dudek beklagt in seinem Vorwort zu Gerda Stuchliks Arbeit „Goethe im Braunhemd“ die Zurückhaltung der Universitätsleitung und meint, dies sei symptomatisch für die Angst, sich der eigenen Geschichte zu stellen. Meinen Sie, diese Angst existiert heute noch? Und wenn ja, wie sind Sie damit umgegangen?*

Diese Angst gibt es für mich überhaupt nicht. Ich habe übrigens diesen Fall schon mit verfolgt. Frau Stuchlik kam häufig zu mir, weil ich damals schon sozusagen die Verantwortung für das Archiv hatte, das aber immer noch nicht richtig besteht. Sie wollte gern Akten haben, und wir fanden oder hatten sie nicht, sie waren ja nicht verzeichnet. Wir hatten auch keine Hilfskräfte, um diese aufzubereiten. Das waren also eher unglückliche Umstände, nicht etwa die Angst, daß man nicht damit umgehen wollte. Wir müssen Bewerber oder Besucher heute leider noch oft abweisen, weil das Archiv noch nicht vollständig funktioniert.

*Sie beschreiben die Frankfurter Universität als eine liberale, fortschrittliche und experimentierfreudige Anstalt bis zur „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten. Sicher stehen Namen wie Tillich, Buber, Wertheimer und Horkheimer dafür. Glauben Sie, Frankfurts Professorenschaft sei weniger geprägt gewesen von antidemokratischen, deutschnationalen Ansichten als Hochschullehrer an anderen Universitäten in der Weimarer Zeit? Der Münchner Politologe Kurt Sontheimer hat in einer Untersuchung festgestellt, daß die Mehrheit der deutschen Professoren zum Zeretzungsprozeß der Weimarer Republik beigetragen hätte.*

Das ist generell fraglos richtig, wie auch, daß Frankfurt schon eine gewisse Ausnahme in den zwanziger Jahren darstellte: der Anteil der Professoren, die zumindest ein erträgliches Verhältnis zur Republik hatten, ist größer als andernorts. Das ist eben der liberale Grundzug. Wobei ich bei den Namen, die Sie nannten, gerne noch den Kurator Riezler und dessen Freundes-

deskreis spielte eine zentrale Rolle, bis hin auch zu konservativen Professoren, die doch damals eine Reformgesinnung und Reformbereitschaft zeigten, wie sie an anderen Universitäten selten war. Es war die Jugend der Anstalt, sie war weniger belastet, und die Stadt selbst war relativ liberal und offen und experimentierfreudig. Also insofern würde ich schon meinen, daß Frankfurt tatsächlich eine gewisse Ausnahme darstellt.

*Wenn man Ihre Darstellung der Universität im „Dritten Reich“ liest, könnte man den Eindruck gewinnen, vieles sei im hergebrachten Trott weitergelaufen, massive Eingriffe habe es kaum gegeben, die Professoren hätten sich so durchlaviert.*

Dieser Eindruck ist absolut richtig, wobei man sagen muß, das liegt ja auf der Hand. Wie wollen Sie Mediziner heranziehen oder Naturwissenschaftler oder ja selbst Philologen, ohne daß man das normale Rüstzeug vermittelt und das geschah weiterhin. Freilich alle die, die vom Regime abgelehnt wurden, und die, die man nicht wollte – sei es, weil sie, wie es damals hieß, jüdisch versippt waren oder weil sie politisch untragbar schienen – sie waren ja schon „beseitigt“. Aber wer dann dableib, wer dann nicht auffiel, konnte weiter handeln und forschen wie bisher.

*Meinen Sie, daß man Ihrer Geschichtsschreibung den Vorwurf machen könnte, sie gehe nicht schonungslos genug mit der nationalsozialistischen Realität um, verschleierte eher die Mächenschaften?*

Ich meine es natürlich nicht, sondern der Historiker muß abwägen. Daß dieser Vorwurf erhoben werden wird, da bin ich absolut sicher, genau wie der umgekehrte Vorwurf, daß ich natürlich Nestbeschmutzung betriebe. Dem setzt man sich aus, wenn man ein solches Unternehmen beginnt.

*Sie nennen Platzhoff, der von 1934 bis 1944 der „Führer“ der Universität war, einen „bürgerlich-qualitätsbewußten Rektor“. Wie begründen Sie dieses Urteil?*

Ja, weil er das war. Er war ein ausgewiesener Gelehrter auf seine Art, sehr national. Er hat als Rektor versucht, die Universität auch bei Berufungen z. B. auf einem guten Fuß zu halten. Was ja nicht ausschließt daß er zugleich das, was die Nationalsozialisten wollten, seinerseits umgesetzt hat.

*Was man ja in seinem Rechenschaftsbericht in der Universitätschronik von 1933 bis 1939 nachlesen kann.*

Das stimmt. Und ich zeige ihn auch als einen typischen Mann, oder versuche es zumindest, der in hohem Grade schuldig geworden ist, obwohl er bürgerlich normal Wissenschaft betrieben hat wie andere Professoren auch. Er hat sich aber zur Verfügung gestellt und damit kompromittiert. Die Menschen waren damals nicht anders als heute. Und Platzhoff war kein Mann, der im Widerstand gelebt hat, sondern gerade weil er qualitätsbewußt war, hat er dazu beigetragen, daß solche Dinge passieren konnten.

*Ihre Darstellung endet mit den fünfziger Jahren. Die aufregende Zeit der Studentenrevolte, in der die Studierenden den Muff der Talare anprangerten und mehr Mitbestimmung forderten, bleibt unerwähnt. Übrigens ging es 1968 auch um die Mitbestimmung, die ihnen in der Wiederaufbauphase verwehrt worden ist – mit den Hinweis, sie seien zu anfällig für radikale Ideologien, das haben Sie ja auch beschrieben. Warum bleibt die Zeit nach 1955 unerwähnt? Gibt es gewisse Verjährungsfristen, die erst abgewartet werden müssen?*

Die gibt es, aber das ist nicht der Grund, warum ich mich entschieden habe, so zu verfahren. Als eigentlichen Schlußpunkt dieser Geschichtsschreibung hatte ich ursprünglich 1967 im Auge, da ging die Universität ans Land über. So wählte ich auch den Untertitel der Arbeit: Von der Stiftungsuniversität zur Staatlichen Hochschule. Heute sind wir ja ganz normal, wie alle anderen Universitäten, vom Staat abhängig, und auch die städtische Mitverantwortung ist völlig zurückgegangen. Ich dachte mit einem Ausblick auf '68 enden zu wollen, weil in der Tat – wie Sie vermuten – die 68er Unruhen für mich ganz deutlich zusammenhängen mit der Wiederaufbauphase nach '45. Aber zwei Dinge haben mich schließlich dazu gebracht, von dem Vorhaben abzusehen: die Aktenfülle ist so groß, ich habe das zeitlich nicht geschafft; und zum andern ist das Buch jetzt schon um 700 Seiten stark. Das hätte nochmal 300 bis 400 Seiten bedeutet, und das ist nicht zu verkraften. Ich höre mit diesem Buch auf zu einem Zeitpunkt, wo eine gewisse Phase der Normalisierung im Universitätsleben wieder erreicht war. Doch eine Fortsetzung wird folgen.

*Mit Noiker Hammerstein sprach Ulrike Jaspers.*



## Entlassen – vertrieben – verfolgt

# „Die Säuberung“

Zwei Leseproben aus Kapiteln über die „Säuberungswelle“ und das Institut für Rassenhygiene und Erbbiologie



DIE  
JOHANN WOLFGANG GOETHE  
UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN

Von der Stiftungsuniversität  
zur staatlichen Hochschule

Band I  
1914 bis 1950

von  
Notker Hammerstein

In seiner über 800 Seiten umfassenden Studie zeichnet Notker Hammerstein die wechselvolle Geschichte der Frankfurter Universität von 1914 bis in die fünfziger Jahre nach. Titel des Buches: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität, Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Alfred Metzner Verlag, Frankfurt 1989, Preis 50.– DM.

An einigen Beispielen aber soll erläutert werden, was das Typische, das Allgemeine wie Spezielle dieser menschenverachtenden Politik war. Eine Übersicht über den Lehrkörper der NS-Zeit zeigt, daß von 355 Lehrpersonen 109 „beurlaubt“ wurden, weil sie als „jüdisch“ oder „jüdisch-versippt“ galten. Das waren 30,7 Prozent der Dozenten – nach Berlin die zweithöchste Zahl an einer deutschen Universität! Weitere 16 Mitglieder des Lehrkörpers wurden aus politischen Gründen ausgeschlossen. Fast ein Drittel also des Lehrkörpers war von diesen Maßnahmen betroffen, und wie ein Blick auf die Namensliste erkennen läßt, befanden sich darunter führende Vertreter ihres jeweiligen Faches.

Bei den Juristen waren das u.a. die Professoren Hermann Heller, Karl Strupp, Hugo Sinzheimer, August Saenger, Ernst Hirsch, bei den Medizinern die Ordinarien Karl Herxheimer, Max Neisser, Julius Strasburger, Heinrich von Mettenheim, Oscar Gans, Karl Ludloff sowie 38 weitere Lehrkräfte. Innerhalb der Philosophischen Fakultät waren u.a. Max Horkheimer, Gotthold Weil, Martin Buber wie auch Paul Tillich, Theodor Wiesengrund-Adorno, Georg Swarzenski, Ernst Kantorowicz, Fritz Heinemann und Hans Weil betroffen, in der Naturwissenschaftlichen Ernst Hellinger, Max Dehn, Karl Wilhelm Meissner, Max Wertheimer, Franz Weidenreich, Otto Szasz und bei den Wirtschaftswissenschaftlern schließlich Otto Köbner, Carl Pribram, Franz Oppenheimer, Karl Mannheim, Adolf Löwe, Albert Hahn, Gottfried Salomon, Walter Sulzbach, Julius Kraft, Fritz Neumark und Friedrich Pollock. Wenn sie auch nicht alle zum gleichen Zeitpunkt entlassen und vertrieben wurden, so traf es die Mehrzahl von ihnen gleich im Jahre 1933. (...)

Einer der markantesten Fälle war der ERNST KANTOROWICZS. Nicht nur wegen der Sache selbst, sondern auch wegen der weiteren bürokratischen Begleiterscheinungen darf er als recht typisch gelten. (...)

Da Kantorowicz wegen seiner jüdischen Abstammung unter das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ fiel und seine Vorlesung zu Beginn des Sommersemesters massiv gestört wurde, ohne daß er von der neuen Universitätsleitung Unterstützung erfahren hätte, stellte er im April ein Gesuch um Beurlaubung. „Obwohl ich als Kriegsfreiwilliger vom August 1914, als Frontsoldat während der Dauer des Krieges, als Nachkriegskämpfer gegen Polen, Spartakus und Räterepublik in Posen, Berlin und München eine Dienstentlassung wegen meiner jüdischen Abstammung nicht zu gegenwärtigen habe; obwohl ich aufgrund meiner Veröffentlichungen über den Staufer-Kaiser Friedrich den Zweiten meine Gesinnung gegenüber einem wieder national gerichteten Deutschland keines Ausweises von vorgestern, gestern und heute bedarf; obwohl meine jenseits aller Zeitströmungen und Tagesereignisse begründete, grundsätzlich positive Einstellung gegenüber einem national regierten Reich auch durch die jüngsten Geschehnisse nicht hat ins Wanken kommen können, und obwohl ich ganz gewiß keine Störungen meiner Lehrtätigkeit seitens der Studenten zu erwarten habe, so daß eine etwaige Rücksichtnahme auf den ungestörten Lehrbetrieb der Gesamt-Universität damit für mich entfällt, so sehe ich mich als Jude dennoch gezwungen, aus dem Geschehenen die Folgerungen zu ziehen und im kommenden Sommersemester meine Lehrtätigkeit ruhen zu lassen. Denn solange jeder deutsche Jude – wie in der gegenwärtigen Zeit der Umwälzung – schon durch seine Herkunft fast für einen »Landesverräter« gelten kann; und solange jeder Jude als solcher rassenmäßig für minderwertig erachtet wird; solange die Tatsache, überhaupt jüdisches Blut in den Adern zu haben, zugleich einen Gesinnungsdefekt involviert; solange jeder Jude sich einer täglichen Antastung seiner Ehre ausgesetzt sieht ohne die Möglichkeit, persönliche oder gerichtliche Genugtuung zu erzwingen; solange



ihm als Studenten das akademische Bürgerrecht versagt, der Gebrauch der deutschen Sprache nur als »Fremdsprache« gestattet wird, wie es die auch im Universitätsgebäude selbst angeschlagenen Aufrufe der Deutschen Studentenschaft fordern dürfen; solange durch Dienstbefehl auch den Juden als Leitern der Seminare zugemutet wird, sich aktiv an jüdenfeindlichen Aktionen zu beteiligen (Rundschreiben des Kuratoriums vom 19. April 1933 ...); und solange jeder Jude, gerade wenn er ein nationales Deutschland voll bejahte, unfehlbar in den Verdacht gerät, durch das Bekunden seiner Gesinnung nur aus Furcht zu handeln oder bloß seinen persönlichen Vorteil suchen, nach Pfründen jagen und seine wirtschaftliche Existenz sichern zu wollen; solange daher jeder deutsche und wahrhaft national gesinnte Jude, um einem derartigen Verdacht zu entgehen, seine nationale Gesinnung eher schamhaft verbergen muß, als daß er sie unbefangenen kundtun dürfte: solange erscheint es mir als unvereinbar mit der Würde eines Hochschullehrers, sein nur auf innerer Wahrheit begründetes Amt verantwortlich zu versehen, und solange auch als eine Verletzung des Schamgefühls der Studenten, seine Lehrtätigkeit, als wäre nichts geschehen, stillschweigend wieder aufzunehmen.“

Der Dekan der Philosophischen Fakultät gab das Gesuch „befürwortend“ an den Kurator weiter, der es urschriftlich dem Minister vorlegte. Dies klassische Dokument faßt in geschliffener Sprache all die Probleme zusammen, vor die sich national gesinnte jüdische Hochschullehrer plötzlich versetzt sahen. (...)

Zum 1. November 1934 wurde Kantorowicz offiziell entpflichtet, wobei ihm immerhin noch Dank und Anerkennung für die „verdienstvolle akademische Wirksamkeit“ ausgesprochen wurde. (...) Zunächst siedelte Kantorowicz nach Berlin und von dort 1938 über Oxford nach den Vereinigten Staaten. (...)

JULIUS STRASBURGER, 1871 geboren, hatte an verschiedenen Universitäten Medizin studiert und war 1900 Privatdozent in Bonn geworden. 1911 war er als außerordentlicher Professor der Inneren Medizin nach Breslau berufen und 1913 von der Stadt Frankfurt als Direktor an die Medizinische Poliklinik und das Institut für Physikalische Therapie geholt worden. Er hatte die Poliklinik zu einem der wichtigsten Städtischen Krankenhäuser ausgebaut und nach Errichtung der Universität als einer ihrer entscheidenden Internisten gewirkt. Seine integere Persönlichkeit wie sein großes fachliches Können hatten ihm überörtliches Ansehen verschafft. Viele Schüler verdankten ihm



Friedrich Dessauer, weltbekannter Physiker, war bei den Nationalsozialisten wegen seines politischen Engagements in Ungnade gefallen.

die Habilitation, darunter auch solche, die ihn nach 1933 zu ersetzen suchten und ihn deswegen denunzierten. Am schlimmsten trieb dies der in Bad Homburg im Institut für Quellenforschung und Bäderlehre tätige Heinrich Lampert, der wieder in die Universität zurückdrängte und das von Strasburger geleitete Institut für Physikalische Therapie zu übernehmen strebte. Er war damals „Vertrauensmann der Reichsleitung der NSDAP an der Universität“ und intervenierte in dieser Eigenschaft mehrfach beim Oberbürgermeister, um sein Ziel zu erreichen. „Ich weiß nicht, ob Du schon erfahren hast, daß Strasburger doch Jude ist, wie sich jetzt nachträglich herausgestellt hat. Er muß also gehen ...“. In der Frage der Nachfolge brachte Lampert natürlich sich selbst ins Gespräch und sollte darin auch Erfolg haben, wie noch zu berichten sein wird.

Strasburger, der 1931 zu seinem 60. Geburtstag groß gefeiert worden war, ging auch nach der „Machtergreifung“ davon aus, daß er und seine Familie normale Deutsche seien. „Nach den Feststellungen des Herrn Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern“ hatte sich jedoch ergeben, daß Strasburger „nichtarisch im Sinne der Gesetzgebung“ sei, wie das Kuratorium im Juli 1934 erfuhr. Da die Frist zur Anwendung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ für den Paragraphen 3 abgelaufen war, mußte nun eine andere Begründung für die Entlassung Strasburgers gefunden werden. Man griff auf die Bestimmung zurück, daß „zur Vereinfachung der Verwaltung... Beamte in den Ruhestand versetzt werden (können), auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind“.

Inzwischen hatte Strasburger von den Vorgängen Kenntnis erhalten und sich deswegen im Juli 1934 an Rektor Platzhoff gewandt. „Nach Aufklärung über die Abstammung meines Großvaters mütterlicherseits, die ich in letzter Zeit erhalten habe, kann ich mich nicht mehr als arisch nach dem Beamtenengesetz bezeichnen... Ich habe nun erfahren, daß mein Großvater Julius Wertheim sich im Jahre 1844 hat taufen lassen.“ Noch im September wurde Strasburger aller seiner Ämter enthoben und in den Ruhestand zwangsversetzt. Am 26. Oktober gleichen Jahres starb er an einem Herzschlag. (...)

Auch FRIEDRICH DESSAUER wurde nach der „Machtergreifung“, wenn auch eher aus politischen Gründen, Opfer der Nationalsozialisten. Dieser bedeutende Gelehrte, 1881 als Sohn einer katholischen Familie jüdischer Abstammung in Aschaffenburg geboren, hatte nach seiner Promotion 1917 in Frankfurt in der Privatwirtschaft auf dem Grenzgebiet zwischen Physik und Medizin gearbeitet und seine bahnbrechenden Forschungen zur Strahlenkunde machen können. Als er 1920 zum Honorarprofessor der Universität ernannt wurde, war er bereits weltweit bekannt. (...)

Dessauer war sozial stark engagiert und auch politisch aktiv. 1919 war er in die Stadtverordnetenversammlung eingedrückt und saß ab 1924 im Reichstag, beidesmal für das Zentrum, zu dessen linkem



Diese Büste von Ernst Kantorowicz steht heute im Historischen Seminar der Universität. Sie ist eine Arbeit des Schweizer Bildhauers Alexander Zschokke. Kantorowicz zählt zu den bekannten Historikern seiner Zeit. Obwohl er aus seiner deutschnationalen Einstellung keinen Hehl machte, wurde er wegen seiner jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten attackiert.



Flügel er zählte. 1922 war er zum Ordinarius in der Naturwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Daneben war er Herausgeber der vielgelesenen „Rhein-Mainischen-Volkszeitung“, die als Sprachrohr des Linkskatholizismus galt.

Dessauer war den Nazis wegen seiner politischen und sozialen Tätigkeit ein Dorn im Auge. Seine internationale Bekanntheit, sein Ansehen als Gelehrter und als Politiker ließen aber nicht zu, ihn kurzerhand zu beseitigen. 1933 wurde er zunächst in „politische Schutzhaft“ genommen. 104 Tage blieb er festgesetzt, danach wurde er wegen notwendiger Operationen infolge seiner Röntgenverbrennungen vorübergehend entlassen. Man klagte ihn wegen „volksverräterischer Beziehungen nach dem Ausland“ an und warf ihm vor, durch seinen Katholizismus den verbotenen „Internationalismus“ zu unterstützen. Gegen Ende des Jahres 1933 mußte diese Anklage fallengelassen werden. Dessauer konnte hoffen, wieder seinen Lehrverpflichtungen nachkommen zu können. Bald aber wurde er erneut festgesetzt und nunmehr beschuldigt, andere zur Untreue und zur Aufnahme landesverräterischer Beziehungen angestiftet zu haben. Während der Gerichtsverhandlung stellte sich die Unhaltbarkeit dieser Verleumdung heraus wie auch, „daß die Vaterlandsliebe Dessauers im Rahmen seiner Weltanschauung nicht in Zweifel gezogen werden kann“. Er sei ein Mann, „der schon von jeher von Sorge für das arbeitende Volk erfüllt und wahrhaft volksverbunden“ gewesen sei. Aber auch jetzt konnte Dessauer seine Tätigkeit nicht wieder aufnehmen. Der neue Rektor Kriek verhin-derte es erfolgreich. (...)

Mit Gewalt suchten die Nazis diesem Verbot Nachdruck zu verschaffen. In Dessauers Sachsenhäuser Haus wurde eingebrochen, das Inventar geplündert und mutwillig zerstört. Rasch erwies es sich, daß die Täter beauftragte Studenten gewesen waren. (...)

Hinter dem Überfall hatten der neue Dekan der Mediziner, Hans Holfelder (...), sowie Gauleiter Jacob Sprenger gestanden. Dessauers Institut galt als „jüdisch-katholischer Laden“. Es sollte geschlossen, auf jeden Fall aber Dessauer entzogen werden. Holfelder hatte deshalb in Berlin bereits Nachfolger-Gespräche geführt. Der Dekan wollte vor allem verhindern wissen, daß Dessauers Mitarbeiter Boris Rajewsky nachrücke. Dieser gehörte zu den treuesten Mitarbeitern des Instituts, hatte Dessauer im Gefängnis wie auch bei dem Überfall auf das Haus beigestanden und schließlich vermittelt, daß Dessauer einen Ruf an die Universität Istanbul annehmen konnte. (...)

## Rassenhygiene

# „Gegen die Überfremdung des deutschen Volkskörpers“

**A**us politischen Gründen mußte der Medizinischen Fakultät lange vor Einrichtung eines Instituts für Geschichte der Medizin daran liegen, die in Augen der Nazis überragende Wissenschaft der Rassenlehre auch in Frankfurt heimisch zu machen. Vielleicht wollte sie das sogar unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten, galt dieser Nebenzweig der Anthropologie seit Beginn des Jahrhunderts doch als eine durchaus seriöse, zumindest hochinteressante Disziplin. (...)

Der erste Antrag der Fakultät datiert vom 3. Mai 1934. Darin bat sie das Preussische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, ihr „die Schaffung eines Universitäts-Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene“ bewilligen zu wollen. (...)

Die Voraussetzungen in Frankfurt seien außerordentlich günstig. Zum einen biete die Bevölkerung der gesamten Rhein-Mainischen Wirtschaftsgebiete aufgrund ihrer Geschichte „eine außerordentlich interessante Rassenmischung von nordischen, westlichen, fälischen und fränkischen Typen und eine Reihe anderer Mischtypen“. Darüber hinaus stünden in einer erbbiologischen Bevölkerungskartothek des Gesundheitsamtes, die Stadtarzt Kurt Gerum angelegt habe, bereits Materialien bereit, und die Kliniken hätten... die Möglichkeit, „alle vorkommenden Erbkrankheiten sofort zu erfassen“. (...)

Von Verschuer wurde zum 1. April 1935 zum Direktor des neu zu begründenden Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene ernannt. Eine glänzende Ausstattung erwartete ihn. Die Stadt hatte ihm ein großes Institut im „Haus der Volksgesundheit“, Gartenstraße 140, zur Verfügung gestellt, das insgesamt 58 Räume umfaßte. Eine Fülle von Mitarbeitern und

Assistenten, darunter der später berühmte Josef Mengele, arbeiteten an teils durchaus soliden anthropologischen, teils aber auch an zeitgenössisch-ideologischen Themen. (...)

Im Juni 1935 stellte von Verschuer an das Ministerium den Antrag, das Institut mit allen Rechten „einer staatlichen Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege“ auszustatten. Er nannte im besonderen: „Das Recht, Anträge auf Unfruchtbarmachung zu stellen; 2., Das Recht, Zeugnisse für die Gewährung von Ehestandsdarlehen auszustellen; 3., Amtliche Eheberatung auszuüben mit dem Recht, nach Erlass eines Gesetzes über Austausch von Gesundheitszeugnissen amtliche Gesundheitszeugnisse für die Eheschließung auszufertigen.“

Von Verschuer begründete diesen Antrag mit der dreifachen Aufgabe des Instituts, „eine Stätte der Forschung, der Lehre und der erbärztlichen Praxis zu sein. Die Forschung die an Familien und Zwillin-



Zwillingsforschung im Institut für Rassenhygiene und Erbbiologie, das Otmar Freiherr von Verschuer (rechts) von 1934 bis 1942 leitete. 1942 wechselte er zum Kaiser-Wilhelm-Institut nach Berlin, mit seinem Frankfurter Assistenten Mengele blieb er in Verbindung. Seine Wiederberufung nach Frankfurt im Jahre 1946 wurde verhindert.



gen und durch erbbiologische Bestandsaufnahme durchgeführt wird, dient dem unmittelbaren Zweck, Unterlagen für den weiteren Ausbau der Erb- und Rassenpflege des heutigen Staates zu geben. Der Unterricht soll einen Nachwuchs in der Ärzteschaft heranziehen, der befähigt ist, nationalsozialistischen Gedanken noch mehr zum Durchbruch zu führen, und der im besonderen in der Lage ist, Spezialaufgaben der Erb- und Rassenpflege zu übernehmen. Für die Besetzung der Gesundheitsämter, der Erbgesundheitsgerichte, brauche man „erbbiologisch durchgebildete und erfahrene Ärzte“. Dem Antrag wurde im Mai 1936 stattgegeben. (...)

Von Verschuer war im engen ideologischen Sinne wohl kein Nationalsozialist. Als international angesehener Wissenschaftler nutzte er aber entschieden die Chancen, die die neuen Machthaber seiner Forschungsrichtung, wenn auch mitunter in Verkennung ... zuteil werden ließen. (...)

Die Erhaltung dessen, was er „Erbgesundheit“ des Volkes nannte – und hier traf er sich sehr eng mit den Nationalsozialisten –, habe entschieden Vorrang einzunehmen. Er sah den deutschen „Volkkörper“ durch rassische Überfremdung bedroht, wengleich diese Gefahr nach seiner Theorie nicht einseitig von der jüdischen Rasse ausging. Als Wissenschaftler suchte von Verschuer sogar, eine gewisse Distanz zum Regime einzunehmen. So lehnte er es auch ab, daß rassische Forschungen die Minderwertigkeit etwa der Juden beweisen könnten. Der antisemitische Kampf, den er „wegen der Bedrohung unsres Volkes durch das Judentum“ einsehe, sei aber ein „völkisch-politischer Kampf“, in dem die Wissenschaft keinerlei Unterstützung bieten könne. Das könne sie nur dort, wo sie aufgrund insbesondere von Vererbungs-forschungen, wie er sie betreibe, auf typische Anlagen „Gemeinschaftsunfähiger“ stoße. Damit der Volkkörper von solchen „Schädlingen“ freigehalten werden könne, suchte er eine reichsweite Kartei entsprechender Personen zu erstellen. Eine biologistische Vorstellung von blutsmäßiger „Sauberkeit“ bestimmte seine Theoreme. Enge bürgerliche Moralprinzipien des 19. Jahrhunderts hatten die Maßstäbe dafür abzugeben, wer als „Volksschädling“ von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden sollte. (...)

Als von Verschuer 1942 an das Kaiser-Wilhelm-Institut nach Berlin überwechselte, erhielt der in Gießen tätige Wilhelm Kranz den Ruf. 1897 geboren, hatte Kranz als Kriegsfreiwilliger gedient und ab 1918 zunächst in Marburg und Freiburg Medizin studiert. (...) 1926 hatte



Josef Mengele, später bekannt geworden als gnadenloser KZ-Arzt von Auschwitz, kam 1937 als Assistent an das Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene. Hier promovierte er auch zum Doktor der Medizin, dieser Titel wurde ihm Anfang der sechziger Jahre von der Universität aberkannt. 1940 wurde Mengele zum Militärdienst einberufen und übernahm später den Posten des Chefarztes im Konzentrationslager Auschwitz; er blieb bis zu seiner Amtsenthebung im Juli 1945 auf der Gehaltsliste der Universität. In Auschwitz war er zuständig für die Vergasung von Juden und leitete zahllose Selektionen, wobei er sich als grausamer Vollstrecker der „Endlösung“ erwies. Dort setzte Mengele auch seine wissenschaftliche Forschung über Rassenmerkmale, Anomalien wie Riesen- und Zwergwuchs, Rückgratverkrümmung und andere Deformationen fort – immer im Kontakt mit von Verschuer.

er sich in Gießen für Augenheilkunde habilitiert, vorübergehend eine Praxis als Augenarzt betrieben, sich aber spätestens seit 1930 der Rassenhygiene zugewandt. In diesem Jahr war er der NSDAP beigetreten und bald zum SA-Sturmführer aufgerückt. Seit 1933 stand er im NS-Ärztebund Hessen-Nassau an der Spitze des Amtes für Rassepolitik. 1934 hatte er bereits einen Lehrauftrag für Rassenhygiene erhalten und ein entsprechendes Institut in Gießen gegründet... 1937 war er dort zum planmäßigen Extraordinarius, 1938 zum Stabsarzt der Reserve und 1940 zum Ordinarius ernannt worden. Er war, bevor er nach Frankfurt kam, Rektor in Gießen. Mit ihm kam auch das Rassepolitische Gauamt, als dessen Leiter er zeichnete, nach Frankfurt.

1938 veröffentlichte Kranz „Die Gemeinschaftsunfähigen“ und wirkte für ein „Gesetz über die Aberkennung der völkischen Ehrenrechte zum Schutze der Volksgemeinschaft“ mittels statistischer Auswertung seiner „Sittenforschung an Kriminellen und Asozialen“. Gerade den

„Asozialen“ unterstellte er, besondere Vererblichkeitsfähigkeit zu besitzen. Wer zu dieser Bevölkerungsgruppe zu rechnen sei, bestimmte Kranz nach eigener Entscheidung und Weltanschauung. (...)

Wie Kranz solche „Einsichten“ in die Praxis umzusetzen gedachte, läßt der Tätigkeitsbericht ahnen, den er im November 1943 über sein erstes Jahr am Institut veröffentlichte. Zunächst konstatierte er sehr richtig: „Keine der zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen unserer Universität aber ist in ihrer Auswirkung so eng mit dem Ideengebäude des Nationalsozialismus verbunden, wie gerade die Erbbiologie und die Rassenhygiene.“ Folgerichtig läßt er dann erkennen, welche gefährlichen, ja mörderischen Konsequenzen er zu tragen bereit ist: „Sie hat daher die besondere Aufgabe, die auf lebensgesetzlichen Grundlagen und auf einer biologisch geschichtlichen Schau aufbauende nationalsozialistische Weltanschauung zu vertiefen und mit ihren Forschungsergebnissen der nationalsozialistischen Staatsführung das Rüstzeug für alle Maßnahmen bereitzustellen, die dem Politiker notwendig erscheinen, um die lebendige Substanz des Volkes sicherzustellen und zu vermehren, die in ihrer quantitativen Leistung zu erhalten und zu fördern und schließlich ihre russische Wesensart zu erhalten und das Eindringen fremder Rassen in ideenmäßiger und ideologischer Beziehung zu verhindern. (...)“

In der folgenden Aufschlüsselung von 725 Fällen, in denen solche Gutachten erstellt wurden, rangieren die Eheunbedenklichkeitsbescheinigungen – d.h. Testate, daß keine „Beimischung artfremden Bluts“ vorliege – mit Abstand an erster Stelle (547). Danach kamen Gutachten über Ausbildungsbeihilfen, Ehe-tauglichkeitszeugnisse, Umsiedlerfälle, Beamtenverhältnisaufnahme, Einbürgerungen, aber auch Sterilisierungsfälle, erbbiologische Gutachten sowie generelle erbbiologische und rassenpolitische Auskünfte. Hier nun enthüllte sich der wahre Charakter dieser „Forschungsstätte“. Am Institut sei, so berichtete Kranz, eine „erb-biologische Bestandsaufnahme“ zunächst für den Hoheitsbereich des Reichsstatt-halters in Hessen-Nassau eingerichtet worden. Sie werde nunmehr auf das ganze Rhein-Main-Gebiet ausgedehnt. „Zur Zeit erfaßt sie bereits über 17.000 Sippen. Ihre Aufgabe besteht in der Erfassung sämtlicher Sippen, in denen eine erbliche Anomalie auffällig geworden ist. Eine Erweiterung hat sie dadurch erfahren, daß auch Sippen mit gemeinschaftsunfähigen Sippenmitgliedern aufgenommen wurden. Alle diejenigen also, die dem Regime gefährlich schienen, von ihm als „Verb-



cher“ oder „Asoziale“ eingestuft wurden oder „rassisch anomal“ schienen, wurden hier erfaßt. (...)

Nach Kriegsende bestanden Lehrstuhl und auch das ehemalige Institut für Erb- und Rassenhygiene, dessen letzter Direktor 1945 Selbstmord verübt hatte, zunächst unter seinem bisherigen Namen fort. (...) Da von Verschuer nicht in erster Linie als Nationalsozialist, sondern vorab als ausgewiesener Anthropologe galt, glaubte die Medizinische Fakultät vorübergehend sogar, ihn wieder nach Frankfurt zurückberufen zu können. Er selbst versuchte um die gleiche Zeit, in Frankfurt wie in Wiesbaden dafür die Voraussetzungen zu schaffen. (...)

Anfang 1946 erfuhr er als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft tätige Robert Havemann von dieser Transaktion. Besorgt schrieb er an den US-Major Scultitz. (...) Abgesehen davon, daß das Institut rechtmäßig nach Berlin gehöre, sehe er, Havemann, sich verpflichtet, „Ihnen mitzuteilen, daß Prof. von Verschuer politisch derart belastet ist, daß die Leitung eines Kaiser-Wilhelm-Instituts durch ihn unmöglich verantwortet werden kann“. SS-Männer wie Mengele und Angehörige des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP hätten bei von Verschuer als Assistenten gearbeitet. (...)

Eine von der Militärregierung eingesetzte Kommission sollte feststellen, ob

diese Vorwürfe der Wahrheit entsprächen. (...) Nach Prüfung mehrerer Arbeiten von Verschuers gelangte die Kommission zu der Überzeugung, daß von Verschuer tatsächlich „seine wahre wissenschaftliche Erkenntnis geopfert (habe), um sich den Beifall und die Gunst der damaligen Machthaber zu sichern – ein Vorwurf, der bei einem Mann an weit sichtbarer Stelle schwerer wiegt als der eines, wenn auch irregeleiteten Fanatismus“. (...)

Auch der Vorwurf, daß Mitarbeiter von Verschuers im Konzentrationslager Auschwitz makabre Experimente durchgeführt und ihm von dort sogar Untersuchungsmaterial zugesandt hätten, sei richtig, wengleich sich Folgerungen daraus nur schwer ableiten ließen. „Es ist jetzt allgemein bekannt, daß Auschwitz ein Lager der Vernichtung gerade für Juden und Zigeuner gewesen ist. Von Verschuer stellt entschieden in Abrede, damals etwas hiervon gewußt zu haben. Die Kommission ist nicht in der Lage, ihm das Gegenteil zu beweisen. Immerhin waren folgende Momente zu erwägen. Von Verschuer ist mehrfach mit Dr. Mengele während der Zeit, in der dieser als Lagerarzt in Auschwitz tätig war, zusammengekommen. Dr. Mengele war nach von Verschuers Äußerungen ein Gegner der faschistischen Greuelmethoden. Es kann angenommen werden, daß von Verschuer dem so Gesinnten aus einer jetzt von ihm so

stark betonten inneren Einstellung kein Hehl gemacht hat, so daß Dr. Mengele zu ihm auch in politischer Beziehung Vertrauen haben konnte. Unter diesen Umständen ist es nach menschlichen Ermessen höchst unwahrscheinlich, daß er nicht zu von Verschuer über die Vorgänge in Auschwitz gesprochen haben sollte. Als unzweifelhaft kann jedenfalls gelten, daß auch von Verschuer damals bereits über die Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten gegenüber der Rasse der Juden und Zigeuner allgemein im Bilde war. Er mußte sich deshalb sagen, daß die Blutproben sicher nicht von freiwilligen Spendern herrührten und daß ihre Entnahme, wenn auch mengenmäßig normalerweise nicht gesundheitsschädigend, für Insassen eines solchen Lagers mit den dortigen Lebensbedingungen zumindest eine schwere Gefährdung bedeutete.“ Insoweit habe von Verschuer im Widerspruch zu „menschlicher und wissenschaftlicher Ethik“ gehandelt. (...)

Von Verschuers Reputation scheint in medizinischen Kreisen aber so überzeugend gewesen zu sein, daß er wenig später einem Ruf an die Universität Münster auf ein Ordinariat für Anthropologie folgen konnte und trotz vieler Angriffe in der Öffentlichkeit weiterhin lehrend tätig war. (...)

**Kennen Sie die Geschichte der Goethe-Universität?**

**Suchen Sie ein repräsentatives Gastgeschenk für einen Gast?**

**Die Universität macht ein einmaliges Angebot!**



## Die Geschichte der Goethe-Universität Band I, 1914 bis 1950

### Ein Unikum unter den deutschen Universitäten

Im Kaiserreich gegründet, war die Frankfurter Universität die einzige auf deutschem Boden, die bürgerlichen Stiftungen ihre Existenz verdankte. Sie galt als eine sehr moderne, experimentierfreudige, dabei liberal offene und wohlhabende Hochschule – bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933. Ein Drittel der Professoren – vornehmlich jüdische Bürger – wurden entlassen, es folgte die dunkle Zeit der Gleichschaltung, ein Institut für Rassenhygiene wurde gegründet. Die Wiedereröffnung der Universität nach dem Zweiten Weltkrieg verlief nicht ohne Hindernisse. Die ersten Jahre nach 1945 waren geprägt von Entnazifizierung, Re-Education-Politik, Wiedergutmachung, aber auch Wiederbesetzung freier Lehrstühle und Errichtung neuer Institute.



zum Selbstkostenpreis von nur

**50,- DM**

**Notker Hammerstein**, Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität und Experte für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, hat eine faktenreiche und gut lesbare Universitätsgeschichte verfaßt und dazu bisher unveröffentlichte Quellen aus unterschiedlichen Archiven nutzen können.

Bestellung in der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der Goethe-Universität unter Telefon 069/798-22472





# Kein Nazi – kein Examen

Die Goethe-Uni im Braunhemd  
vom Arbeitskreis „Uni Frankfurt im Faschismus“  
der Katholischen Hochschulgemeinde

**E**rst mit Beginn der Weimarer Republik konnten sich politische Studentengruppen an den Universitäten etablieren. Neben einigen pazifistischen Gruppen gründeten sich – dem allgemeinen Hochschulklima entsprechend – vornehmlich rechte Hochschulgruppen wie Stahlhelm-Hochschulgruppe, Völkische Studentengruppe, Deutschnationale Studentengruppe, aber auch liberale wie die Hochschulgruppe der Deutschen Volkspartei, die Deutsch-Demokratische Studentengruppe und das Kartell republikanischer Studenten. Sie gewannen jedoch keinen relevanten Einfluß innerhalb der Frankfurter Studentenschaft.

In den Jahren 1923 und 1924 entstanden an der Frankfurter Universität auch linke Gruppierungen: die Freie Vereinigung Sozialistischer Studenten, der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDStB) und die Kommunistische Studentengruppe. Im SDStB, der sozialdemokratisch orientiert war, organisierten sich rund 20 bis 40 Studenten und Studentinnen; Unterstützung erhielten sie von den Mitgliedern der Akademie der Arbeit.

1931 bildete sich die Rote Studentengruppe (RSG), ein Zusammenschluß verschiedener linker Gruppierungen, von denen die Mitglieder der Studentengruppe der Kommunistischen Partei (KPD), der Kommunistischen Partei Opposition (KPO) und der Sozialistischen

## Die Hochschule den Werkfähigen!

Studenten! Studentinnen!

Demonstriert mit uns am **Dienstag, den 7. Juli**  
(Treffpunkt Kurfürstenplatz um 1/211 Uhr, Anschluß  
an der Universität um 11 Uhr)

## gegen Faschismus und Hochschulreaktion

für ein freies, sozialistisches Deutschland!

Rote Studentengruppe    Sozialistische Studentenschaft    Freie Vereinigung  
sozial. Studenten

Verantwortlich: Peter Haselberg, Fritz Ziegellaub.

J. Weberberg - Frankfurt a. M., Schöngasse 8

Aufruf der linken Studentengruppen zur Demonstration gegen den Faschismus,  
vermutlich aus dem Jahr 1931.





Arbeiterpartei (SAP) den Kern bildeten. Die Mitgliederzahl der Roten Studentengruppe nahm in den nächsten Jahren kontinuierlich zu. Zu Beginn der dreißiger Jahre betrug sie circa 200 bis 300 (bei einer Gesamtstudentenzahl von rund 4.500 Studierenden). Im Gegensatz zu vielen anderen Universitäten handelte es sich bei den linken Studentengruppen in Frankfurt nicht um eine bedeutungslose Randgruppe.

Die Mitglieder der Roten Studentengruppe stammten zum größten Teil aus bürgerlichen und großbürgerlichen Elternhäusern. Dies ist angesichts der Tatsache, daß sich die Frankfurter Studentenschaft zu 96 Prozent aus Ober- und Mittelschicht zusammensetzte und der Anteil der Arbeiterkinder nur circa drei Prozent betrug, nicht weiter erstaunlich.

Guten Kontakt hatten die Roten Studenten und Studentinnen zu demokratisch orientierten Dozenten und Hochschullehrern der Universität, des Instituts für Sozialforschung und der Akademie der Arbeit: Dazu gehörten Hugo Sinzheimer, Hermann Heller, Paul Tillich, Adolph Löwe, Karl Mannheim und Ludwig Bergsträsser.

Darüber berichtet Hans Kampffmeyer, der sich in der Roten Studentengruppe engagiert hatte (Kampffmeyer war von 1956 bis 1972 Baudezernent der Stadt Frankfurt). „Unser Leben hat sich ungefähr abgepielt in dem Dreieck zwischen Café

Marx (Institut für Sozialforschung), dem Haus der Volksstimme, der damaligen SPD-Wochenzeitung (heute Eingang der Universitätsbibliothek) und der eigentlichen Universität. In unserem Stamm-Café Laumer (Bockenheimer Landstraße) trafen wir uns auch mal zum Feiern, dort fanden auch im Anschluß an Vorträge oder Seminare leidenschaftliche Diskussionen mit unseren Lehrern statt.“

Der Politologe Bergsträsser versuchte, politisch demokratische Diskussions-

fähigkeit und Auseinandersetzungen sowie Toleranz in seinen Seminaren einzuüben; dazu Kampffmeyer aus seiner Erinnerung: „Er hielt Vorlesungen über Politik und ein Seminar über die politischen Parteien in Deutschland. Und das machte er in der Weise, daß er aus den Hörern und Seminarteilnehmern ein Parlament bildete. Die Teilnehmer schlossen sich zu politischen Fraktionen zusammen. Nazivorsitzender war ein gewisser Grabinsky, ein furchtbarer Dem-

**Kommilitonen**

**Kommilitoninnen**

## Hitler ante portas

muß es auch an unserer Universität nach den am 6. u. 7. Juli stattfindenden Asta-Wahlen heißen

**Gegen Marxismus u. Spießbürgertum  
Für deutsche Arbeit und Volkstum**

Das ist die Parole eines jeden Deutschen Studenten

**Darum: Liste 2  
Nationalsozialisten**

Wahlort- u. Zeit: „Zum Dortmunder“, Jordanstraße, Ecke Königstraße, „Zur Mainwarte“ (für Mediziner) 9-18 Uhr

Verantwortl. Berk Mühlh. Frankfurt a. M. Druck: Frankfurter Volkshilfsvereine, Neue Mainzerstraße 5

Wahlaufruf der Nationalsozialisten zur Asta-Wahl, vermutlich aus dem Jahr 1931.



agoge, persönlich nicht einmal ein übler Kerl, obwohl er mir später ganz schöne Schwierigkeiten gemacht hat. Aber damals haben wir die natürlich in die Pfanne gehauen. Wir – die Sozialisten – waren besser geschult, die Nazis hatten weniger Ahnung von politischen Zusammenhängen, sie hatten nur ein paar Schablonenvorstellungen von dem, was Sozialismus oder gar Marxismus war. Wir waren besser geschult und ich habe dann dafür gesorgt, daß alle unsere Leute 'Mein Kampf' lasen. Und Bergsträsser, der als wohlwollender, rundlicher Buddha über dem Ganzen thronte, hatte seinen Mordsspaß an unseren Auseinandersetzungen. Das kann man durchaus im übertragenen Sinn als eine politische Arbeit bezeichnen.“

### Gewalt und Ausgrenzung an der Tagesordnung

Die Auseinandersetzungen zwischen dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) und der Roten Studentengruppe (RSG) eskalierten Anfang der dreißiger Jahre; Prügeleien und Überfälle nahmen in den letzten drei Jahren vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten zu: so wurde beispielsweise während einer nationalsozialistischen Studentenversammlung im Bockenheimer SA-Lokal „Wolfsschlucht“ ein kommunistischer Student, der sich an der Diskussion beteiligen wollte, verprügelt, ebenso diejenigen, die gegen das Vorgehen protestierten und Redefreiheit forderten. Mitglieder der demokratischen Studenten-

gruppe wurden nachts am Bettinaplatz von Nationalsozialisten überfallen.

Viele der linken Studenten und Studentinnen wurden nach der Machtübernahme relegiert, d. h. sie wurden von der Hochschule verwiesen. Einige, vor allem die jüdischer Herkunft, mußten emigrieren, andere leisteten aktiven Widerstand und gerieten in Gefangenschaft. Einige begingen aus Verzweiflung in der Gefangenschaft Selbstmord. Viele versuchten, so schnell wie möglich ihr Examen zu machen, einige wechselten deshalb den Hochschulort, um völlige Anonymität herzustellen. Die Stipendien wurden entzogen, einige konnten erst nach jahrelangem Kampf um Wiedenzulassung ihr Studium abschließen, manche paßten sich an, wenige ließen sich in den nationalsozialistischen Kameradschaftshäusern „umerziehen“.

Kampffmeyer erinnert sich an diese Zeit: „Als das Semester wieder begann, kam ich die Freitreppe hoch und da standen die SA-Studenten und sagten: 'Ah, der Kampffmeyer', und nahmen mir den Studentenausweis weg. Ich war damit relegiert.“

Grundlage für das Vorgehen gegen die Mitglieder der linken Hochschulgruppen boten die Erlasse des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 29. Juni 1933 und vom 9. August 1933. Der neue Rektor Ernst Kriek richtete daraufhin einen Ausschuß zur politischen Überprüfung Verdächtiger ein, und die Studentenschaft wurde aufgefordert, eine Liste ihrer Kommilitonen und Kommilitoninnen einzureichen, die in der

RSG und der KPD aktiv mitgearbeitet hatten. Die Entscheidungen zur Relegation einzelner Studenten und Studentinnen wurden zur Mitteilung und zur Abschreckung für alle Studenten und Studentinnen am Schwarzen Brett angeschlagen.

Kampffmeyer zählte nach seiner Relegation zu den Studenten, die ein Gesuch auf Wiedenzulassung stellten: „Ich habe ein halbes Jahr um meine Wiedenzulassung gekämpft und sie dann auch erreicht. Als ich mich dann 1934 zum juristischen Staatsexamen meldete, hat man mir höflich erklärt: 'Wir haben dich zwar studieren lassen, aber das Examen darfst du mit deinen Belastungen nicht machen.' Da habe ich wieder ein halbes Jahr gekämpft, um zum Examen zugelassen zu werden, und das wurde mir dann gestattet unter der Bedingung, ich müsse mich nach dem Examen politisch bewähren, in irgendeiner NS-Organisation. Das habe ich auch hingekriegt. Ich habe mich zum Arbeitsdienst gemeldet, dort wurde ich nicht genommen und kam dann durch Empfehlungen von Leuten, die bei der Universitätsverwaltung untergetaucht waren, also früheren Genossen, in den akademischen Landdienst.“

### Juden benötigten starke Nerven

Die Stationen der Diskriminierung der jüdischen Studierenden nach 1933 lassen sich an der planvollen Verschärfung der eindeutig antisemitischen Gesetzgebung ablesen:

► 7. April 1933: Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums;

Feierliche Fahnenweihe des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, vermutlich 1938.







Die „weiße Villa“ an der Hohemark: Das Schulungslager der Frankfurter Hochschulgruppe des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB). Zu den Pflichten der Studenten und Studentinnen gehörte nicht nur der Besuch von politischen Vorträgen, die Ausübung von drei Sportstunden pro Woche, sondern auch die Teilnahme an den Schulungslagern in Oberursel. Ein Beispiel: „Wissenschaftliches Schulungslager der Fachschaft der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät: Arbeitsgemeinschaft am Vormittag: Thema 'Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit'. Gegenüberstellung mit den alten Zuständen und Herausschälung des Führerprinzips, der betrieblichen Schicksalsgemeinschaft und der sozialen Ehrenhaftigkeit.“

- ▶ 25. April 1933: Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen;
- ▶ 11. Januar 1934: Jüdische Studenten und Studentinnen dürfen nur noch in Ausnahmefällen promovieren;
- ▶ 15. April 1937: Promotionsverbot für alle jüdischen Studenten und Studentinnen;
- ▶ 23. April 1938: Immatrikulation ist grundsätzlich vom „Ariernachweis“ abhängig;
- ▶ 25. Juli 1938: Berufsverbot für jüdische Ärzte und Ärztinnen. Es folgten weitere Berufsverbotsmaßnahmen;
- ▶ 8. Dezember 1938: Relegation sämtlicher jüdischer Studenten und Studentinnen von den Universitäten und Hochschulen.

Um als jüdischer Student oder Studentin an der Universität weiter zu studieren, bedurfte es starker Nerven und Durchhaltevermögen. Tägliche Diskriminierungen waren an der Tagesordnung. Dies belegt die Schilderung, die eine ehemalige jüdische Studentin jetzt in einem Interview gab. Esther Knopf war ab 1934/35 die einzige jüdische Studentin der Zahnmedizin. Bei einem kleinen Kreis von 25 Studenten und Studentinnen pro Semester kannte man sich untereinander, und so wußte auch jeder, daß sie Jüdin war.

„Direkt persönlich haben sie mich nicht angegriffen. Sie haben aber versucht, mir Schwierigkeiten zu machen. Das war im

Staatsexamen. Da habe ich müssen eine Krone gießen, und da haben die Studenten den Apparat verstellt. Zweimal ist es mir nicht gelungen. Ein Student hat sich dann bei mir entschuldigt. Aber erst danach, da er Angst vor den anderen gehabt hat. Die Studenten wollten auch nicht mit mir zusammen auf das Examen vorbereitet werden. Der Repetitor selbst wollte mich aufnehmen, aber die Studenten waren dage-

gen. Ich habe dann eine Privatstunde bei ihm bekommen. Und im mündlichen Examen bin ich allein geprüft worden. Da haben die Studenten es verlangt, nicht mit mir im Examen zu sein.“

Die jüdische Studentin wurde nicht nur von Prüfungen und vom gemeinsamen Lernen ausgeschlossen, auch menschliche Kontakte wie Begrüßung und Gespräche waren selten: „Ein Kommilitone hat sich mal bei mir entschuldigt: 'Ich habe Dir nicht Guten Morgen gesagt, weil da jemand hinter mir war.' Man war sehr einsam. Ein Student hat sich einmal um mich bemüht. Er wollte mich mit dem Auto nach Hause bringen. Da habe ich zu ihm gesagt: 'Hören Sie zu, ich bin Jüdin, ich möchte Ihnen keine Schwierigkeiten machen.' Er meinte, es spiele keine Rolle. Aber es hat uns jemand gesehen und er ist registriert worden.“

Da Esther Knopf eine sehr gute Schülerin war, wurde ihr ein Dissertationsthema angeboten, doch war es wie zuvor eine Arbeit voller Hindernisse: „Ich habe gerade meine Doktorarbeit angefangen, da rief mich der Professor Kühn, bei dem ich gearbeitet habe, zu sich und teilte mir mit, daß es Schwierigkeiten mit meiner Zulassung geben würde. Ich bin zum Dekan gegangen und der sagte: 'Ja, der deutsche Dokortitel ist ein Ehrentitel und den verleihen wir nicht an Juden. Ich gebe Ihnen den Rat in die Schweiz zu gehen.' Ich habe dann doch einen schriftlichen Antrag gemacht und er wurde genehmigt. Ich habe Mut gefaßt und habe weiter gemacht.“



Aktualisierte Fassung des Originalberichts aus FORSCHUNG FRANKFURT 3/1989

Der Arbeitskreis „Uni Frankfurt im Faschismus“ bestand zwischen 1985 und 1990 an der Katholischen Hochschulgemeinde der Goethe-Universität. Eine wechselnde Zahl von Studierenden, zu denen auch die Autorin und die Autoren zählen, erforschte die Lebens- und Arbeitsverhältnisse an der Goethe-Universität zwischen 1930 und 1945. Wichtigstes Ergebnis der Arbeit, die vor allem aus Literaturrecherchen und Interviews mit Zeitzeugen bestand, war die Ausstellung „Die braune Machtergreifung – Universität Frankfurt 1930-1945“ zum 75. Geburtstag der Universität, die als Dauer Ausstellung heute noch im 1. Stock der neuen Mensa zu sehen ist. Daran beteiligt waren folgende ehemalige Studentin und Studenten: Christoph Dorner (35) studierte Querflöte und anschließend Traversflöte an der Musikhochschule in Frankfurt. Seit dem letzten Jahr setzt er seine akademische Ausbildung an der Goethe-Universität mit den Fächern Musikwissenschaft, Amerikanistik und Politologie fort. Er lebt als freischaffender Musiker und Musiklehrer in

Frankfurt. Lutz Lemhöfer (51) war nach dem Studium der Katholischen Theologie, Soziologie und Politikwissenschaft bis 1991 Bildungsreferent in der Katholischen Hochschulgemeinde; heute ist er Beauftragter für Weltanschauungsfragen im Bistum Limburg. Gerda Stuchlik (42) studierte Biologie und Politikwissenschaft und schrieb ihre Examensarbeit über „Goethe im Braunhemd – Universität Frankfurt 1933-1945“. Die ehemalige Mitarbeiterin der Fraktion der Grünen und des Umweltschutzes in Frankfurt ist seit 1997 Bürgermeisterin in Freiburg und dort zuständig für Umwelt, Bildung und Sport. Rainer Stock (35) studierte Soziologie und ist heute Mitarbeiter der Selbsthilfekontaktstelle Frankfurt. Frank Wenzel (41) studierte Katholische Theologie, Politikwissenschaft und Geschichte an der Goethe-Universität und unterrichtet heute am Friedrich-Des-sauer-Oberstufen-Gymnasium in Frankfurt-Höchst. Am Hessischen Landesinstitut für Pädagogik arbeitet er im Bereich „Schule und Museum“.



# Die Johann Wolfgang Goethe-Universität



## Wie die Universität zu ihrem Namen kam



Das erste Siegel der Universität nach 1945: der ältere Goethe nach dem Relief von Angelika Facius (1825-1830), das sich an einem Entwurf zum Frankfurter Goethe-Denkmal von Christian Daniel Rauch von 1824 orientiert.

von Notker Hammerstein



Das Siegel der Philosophischen Fakultät zeigt den jugendlichen Goethe nach Vorlage von Martin Gottlob Klauer um 1790.



Während eines öffentlichen akademischen Festaktes zum Gedenken an den hundertjährigen Todestag Goethes verlieh am 25. Juni 1932 der preußische Kultusminister Adolf Grimme der Frankfurter Universität den Namen, den sie seitdem trägt. Für das preußische Staatsministerium, dessen Zuständigkeit in Ermangelung anderer klarer satzungsmäßiger Festlegungen unterstellt wurde, verlas der Minister die am 16. Juni 1932 ausgefertigte Urkunde und überreichte sie dem Rektor, Erwin Madelung, symbolisch für Kuratorium und gesamte Universität.

„Der Universität zu Frankfurt am Main, deren Gründung in schwerer Zeit durch die Opferwilligkeit Frankfurter Bürger ermöglicht wurde, und die seitdem bedeutsamen Anteil an der Pflege der Wissenschaften in Deutschland genommen hat, wird, dem Wunsche des Kuratoriums und der akademischen Körperschaften entsprechend, der Name

### Johann Wolfgang Goethe-Universität

verliehen“. Siegel des preußischen Staatsministeriums und die Unterschriften des Ministerpräsidenten (die er delegiert hatte) und des Kultusministers vervollständigten das Dokument.





Der neue Goethe: Der bekannte Schweizer Grafiker Adrian Frutiger entwarf 1985 dieses Signet, das seither alle offiziellen Dokumente der Goethe-Universität schmückt. Orientiert hat er sich dabei an einem der wenigen En-face-Porträts, das Johann Heinrich Lips 1791 schuf. Dazu schreibt Günther Bergmann in seinem Buch „Goethe – Der Zeichner und Maler“: „Vielleicht wollte der Zeichner mit diesem 'schönen' Bildnis jenen Weimarer, die behaupteten, Goethe sei in Italien merklich gealtert, das Gegenteil beweisen. Diese Darstellung wurde zum Standard-Porträt des klassischen, nachitalienischen Goethe.“



### Traditionelle Namensgebung: Verweis auf Gründer

Was sich zwar glanzvoll ausnahm, aber eigentlich wenig spektakulär war, war zugleich das Ergebnis längerer Vorüberlegungen. Immerhin hatte die Universität im Oktober 1914 ihre Pforten geöffnet, existierte also bereits 18 Jahre, bevor sie diesen Namen annahm. Was heute üblich und jedermann verständlich erscheint, daß eine neugegründete Universität einen herausragenden Gelehrten, Dichter, Künstler zum Namenspatron wählt, war damals keineswegs so selbstverständlich. Gewiß, Universitäten trugen traditionellerweise Namen, aber die waren anders zustande gekommen, verwiesen und verweisen bis zum heutigen Tag im allgemeinen auf ihre Gründer. Das war üblich seit der frühesten Gründung einer deutschen Universität auf damaligem Reichsboden in Prag (1348), die sich nach ihrem Inaugurator Kaiser Karl IV. Carolina nannte. Marburg (1527) – um ein weiteres Beispiel zu nennen – erhielt den Namen Philippina nach ihrem Stifter Landgraf Philipp dem Großmütigen. Die Universität in Halle (1694) führte vor der Zusammenlegung mit Wittenberg den Namen Fridericiana, nach dem brandenburgischen Kurfürsten und späteren ersten branden-

burg-preußischen König Friedrich I. (III.). Nicht gerade selten ist es, daß ein zweiter Name dem ersten hinzugefügt wurde. Die Heidelberger Universität wird Ruperto Carola nach Pfalzgraf Ruprecht II., der die Anstalt 1386 ins Leben rief, und nach Kurfürst Carl Ludwig genannt, der die zwischenzeitlich geschlossene und nunmehr reformierte Anstalt 1652 wiedereröffnete. Ähnliches gilt für Erlangen, die Friedrich-Alexander-Universität (1742/43). Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth und sein übernächster Nachfolger in der Dynastie, Markgraf Alexander, der die von Aufhebung bedrohte Anstalt rettete, stehen für die Namenswahl einer dann dauerhaften Gründung.

In anderen Ländern – in England, Schottland, Frankreich, Spanien etwa – firmierten häufig Donatoren, also Stifter und Errichter als Namensgeber. Nur im Falle der Sorbonne bezog sich das freilich auf die gesamte Universität. Zumeist verbanden sich die Namen großherziger Stifter von Studienplätzen bzw. Studienhäusern mit den auf sie zurückgehenden Collegien, wie Merton-College, Queens-College, Collèges de Montaigu. Eine Benennung nach dem herrschenden Fürsten war in diesen schon stark zentralistischen Staaten nicht zweckmäßig, konnten doch während einer Regierungszeit mehrere

Hochschulen ins Leben treten. So griff man häufiger auf Heilige bzw. allgemeine Begriffe zurück wie St. Johns-College, Corpus Christi-College wie in Oxbridge oder Collegio di Spagna in Bologna. Im Heiligen Römischen Reich hingegen regierten die Landesherren fast eigenverantwortlich in ihren Territorien. Zudem verfügten sie im allgemeinen nur über eine Landesuniversität. Von den wenigen Ausnahmen städtischer Gründungen abgesehen wie das ältere Köln, wie Erfurt oder Basel gaben also Gründer und Reformen den Hochschulen einen Namen. Das hielt sich bis ins 19. Jahrhundert. Die einzige Neugründung einer Universität nach Berlin (1810), die 1872 eröffnete Musteruniversität in Straßburg erhielt den Namen Kaiser-Wilhelm-Universität. Während der Vorüberlegungen einer Frankfurter Universitätsgründung mußten auch von daher bereits Schwierigkeiten einer Namensgebung auftauchen, existierte doch im deutschen Kaiserreich bereits eine Universität mit diesem Namen, der sich zwar auf den ersten Kaiser, nicht auf seinen Enkel bezog. Beide führten sie jedoch den gleichen Vornamen, was sich nur schwer bei einer Namensgebung durch Nummernhinzufügung unterscheidbar machen ließ. Indem die schließliche Eröffnung der jüngsten und letzten Universität in gleichsam fürstlichem Auftrag jedoch in den Beginn des Ersten Weltkriegs fiel, mußte eine in gewohnten Mustern sich vollziehende Namensgebung mehr als problematisch erscheinen. Sie wurde denn auch vermieden. Gedanken hatte man sich zuvor allerdings durchaus gemacht.

### Universität Frankfurt – ein Unikum in der deutschen Hochschullandschaft

Die Universität Frankfurt sollte bewußt eine Neuschöpfung innerhalb der deutschen Universitätslandschaft darstellen. Und sie war es auch. Sie war institutionell im Zusammenwirken von Stadt, reichen Bürgern, zuständigem preußischen Staatswesen, war finanziell – sie gehörte zu den bestdotierten Anstalten im damaligen Deutschland – und war ferner als bewußt bürgerliche Stiftung eine Ausnahme innerhalb der deutschen Hochschullandschaft. Von daher eigneten ihr spezifische Eigentümlichkeiten. Sie hatte eine andernorts nicht existierende Fakultätseinteilung: mit der ersten sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, dem Fehlen theologischer Fakultäten – stattdessen Religionswissenschaften – und der ersten bereits bei der Gründung und nicht erst wie im Falle Tübingens 1869 aus Zweckmäßigkeitsgründen aus-



gegliederten naturwissenschaftlichen Fakultät. All dies hatte den Frankfurter Universitätsplänen seit längerem auch viel Ablehnung eingetragen, auf kommunaler Ebene von der örtlichen SPD, im preußischen Landtag von den Konservativen, allemal von den umliegenden Universitäten, von Bewahrern guter deutscher Universitätstraditionen, die Großstadt-Universitäten generell mit Mißtrauen begegneten und vielen weiteren, die einer liberalen, gegenüber jüdischen Mitbürgern, linken Gelehrten, auch Katholiken offenen Anstalt Vorbehalte hatten. Die an der Gründung Mitwirkenden waren darüber höchst erstaunt, aber sie mußten es zur Kenntnis nehmen. Das hatte seine Auswirkungen auch auf die Diskussionen über die sicherlich nicht zentrale, aber auch nicht ganz belanglose Frage eines möglichen Namens.

Begreiflicherweise war früh schon der naheliegende Vorschlag erörtert worden, den Namen Goethes zu verwenden. Franz-Adickes- oder Wilhelm-Merton-Universität – ventiliert, aber nicht ernsthaft in Betracht kommend – verbot sich, weil die beiden überragenden Gründerfiguren noch lebten. Nicht abwegig erschien es wiederum, einem Vorschlag der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu folgen, die 1912 die Namensgebung „Senckenberg-Goethe-Universität“ ins Spiel brachte. In Berlin jedoch war man einer Erwähnung von Goethes Namen mehr als abgeneigt. In der Vorgeschichte der sich lang hinziehenden Universitätsgründung, als einige daran dachten, eine „freie“, also nicht vom Staat sanktionierte neue Universität zu schaffen – so etwas gibt es heute etwa noch in Amsterdam –, hatte man für eine solche in Deutschland ungewöhnliche und unbe-



Das älteste Amtssiegel der Universität, ab 1914 von der Verwaltung der Hochschule genutzt.

kannte Hochschule bereits den Namen Goethes ins Spiel gebracht. Daran wollte in Berlin niemand erinnert werden.

Als Ausweg erschien irgendwann die Vorstellung, der Name „Kaiser-Friedrich-Universität“ biete sich an. Friedrich III. war gemeint, der 100-Tage-Kaiser. Er stehe für eine liberale Erneuerung und Öffnung der starren Monarchie und der kaiserzeitlichen Gesellschaft insgesamt. Eine solche Namensgebung sei eine angemessene Option einer neuen, reformfreudigen, liberalen wissenschaftlichen Institution, und sie hätte zugleich damit deutscher Tradition entsprochen. Der Vorschlag scheiterte jedoch, weil er vorzeitig in die Presse gelangt und publiziert worden war und weil auch das Verhältnis zwischen dem regierenden Kaiser-Sohn Wilhelm II. und seinen Eltern nicht so geartet war, daß eine die Billigung seitens des regierenden Monarchen wahrscheinlich war. So war das Ergebnis 1918 schließlich, daß die Anstalt als

„Königliche Universität Frankfurt am Main“ ins Leben trat.

Nach dem verlorenen Krieg und der Abdankung der Monarchie, in neuen verfassungspolitischen Verhältnissen, mußte ein solcher Name für eine zudem bürgerliche Stiftungsuniversität kaum angemessen, ja eigentlich nicht tragbar erscheinen. Die großen äußeren Sorgen und die vielfältigen Schwierigkeiten, vor denen sich die junge Gründung sah – und die hier nicht näher geschildert werden können – ließen diese Frage begreiflicherweise nicht als vordringlich erscheinen. Das Problem wurde gelöst indem die Univer-



Das Universitätssiegel von 1914 mit dem Portrait Karls des Großen, in dessen Regierungszeit Frankfurt zum ersten Mal erwähnt wurde. Dieses Siegel stand dem Rektor zur Verfügung.

sität als Universität Frankfurt am Main firmierte.

### Initiative von Stadt und Universität zu Goethes 100. Todestag

Die Rettung der nach 1918 zunächst bedrohten Universität, Aufstieg und frühe Blüte der Anstalt, die neugewonnene Reputation innerhalb der älteren Schwesterunternehmungen, ja über die Grenzen des deutschen Staatswesens hinaus, ließen ab 1930 erneut Überlegungen zu einer Namensgebung aufkommen und diskussionswürdig erscheinen. Im Einvernehmen mit der Stadt, dem Oberbürgermeister und dem Magistrat – immer noch einer der wichtigsten und verantwortlichen Wahrer der Anstalt – und dem Senat der Universität gewann rasch die Vorstellung Gewicht, die Universität solle anlässlich der Feiern der hundertjährigen Wiederkehr von Goethes Todesjahr seinen Namen erhalten. Der bereits damals gern bemühte Topos vom „größten Sohn der Stadt“, die selbstverständliche Präsenz Goethes, der „Klassiker“ insgesamt im zeitgenössischen bildungsstolzen Bürgertum legten eine solche Entscheidung nahe. Sie war völlig problemlos, allgemein konsensfähig und eigentlich naheliegend.

Im Juni 1931 konnte Rektor Bernhard



Wandelhalle Mittelbau  
Frankfurt a. M., Königliche Universität

Als einzige deutsche Stiftungsuniversität machte sich die Frankfurter Universität einen Namen, doch auf den Postkarten jener Zeit firmierte sie – Tribut an die Preußen, die sich den Frankfurter Plänen nicht länger widersetzen konnten – als „Königliche Universität“. Die Karte, die kurz nach der Gründung 1914 entstanden ist, zeigt einen Blick ins Innere des Hauptgebäudes, rechts und links die Reliefbilder der Jügel als Stifter des Gebäudes.



Fischer-Wasels im Senat vertraulich davon sprechen, daß mit Ministerium und Stadt eine „Universitäts-Goethe-Woche“ im Juni 1932 geplant sei. Für sein vorher nicht mit dem Senat abgestimmtes Vorgehen entschuldigte er sich und berichtete noch, daß von seiten des Ministeriums in Aussicht gestellt worden sei, daß aus diesem Anlaß eine „neue goldene Medaille für die Rektor-Kette“ gestiftet werden solle, die auf der Vorderseite den Kopf Goethes, „auf der Rückseite das Siegel der Universität mit dem Kopf des Hohenstaufen Friedrichs II. tragen soll“. Der Senat erklärte sich nach eingehender Aussprache einverstanden mit dem Vorgehen des Rektors und den Absichten. Leider erlauben es die Protokollnotizen nicht, Diskussion, die wichtigsten Argumente, vielleicht auch abweichende Vorschläge – was eher unwahrscheinlich erscheint – zu rekonstruieren. Indem die Sitzung nicht lange dauerte, dieser Tagungsordnungspunkt einer unter vielen anderen war, ist freilich zu vermuten, daß eine allgemeine Zustimmung überwog, die Angelegenheit rasch und fast wie selbstverständlich erledigt wurde.

In einer späteren Senatssitzung Ende Juli 1931 wurde nochmals über das Goethe-Jahr gesprochen und das Problem erörtert, inwieweit durch eine neue Amtskette die alte „dadurch ... zurückgestellt werden“ müßte. Man einigte sich daher auf eine möglichst stillschweigende Auswechslung. Der Rektor hatte zudem dem Wunsch des Senats nachzukommen und über die Kosten zu berichten, inwieweit sie die Universitätskasse belasteten. Jetzt war nur noch davon die Rede, daß die neue (zweite) Amtskette des Rektors ein Bildnis Goethes haben und daß die vom Ministerium gestiftete Goethe-Medaille nicht an die bisherige Kette angehängt werden solle. Der Frankfurter Kunst-



Auch der Name des Frankfurter Gelehrten und Stifters Johann Christian Senckenberg (1707-1772) kam ins Gespräch: 1912 machte die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft den Vorschlag, die neu gegründete Universität „Senckenberg-Goethe-Universität“ zu nennen.



Diese Entwürfe für Goethe-Köpfe legte der Frankfurter Künstler Benno Elkan seinem Vorschlag für die Amtskette bei und schrieb in seinem Brief an „S. Magnifizenz den Herrn Rektor“: „Zunächst wäre der Gedanke zu erwägen, welches Alter und demgemäss Ausdruck der Kopf Goethes zeigen soll. Ob den des idealen Aufschwungs, den des eindringenden Strebens oder den des gereiften Alters.“

Die erste Amtskette für den Rektor der Frankfurter Universität (Bild links), der Entwurf stammte von dem Berliner Bildhauer Professor A. Kraus. Auf der Vorderseite war ein Bild Kaiser Wilhelms II, auf der Rückseite befand sich die Inschrift: „Die Universität zu Frankfurt a.M. verliehen am 18. Oktober 1914“. Offiziell wurde sie allerdings erst am 27. Januar 1915, dem Geburtstag des Kaisers, bei einem Festakt überreicht. Die Bänder, die die einzelnen Kettenglieder verbinden, erinnern an die Figur des Eisernen Kreuzes und damit ebenso wie die im Schloß eingravierte Inschrift auf das „Kriegsjahr 1914“.

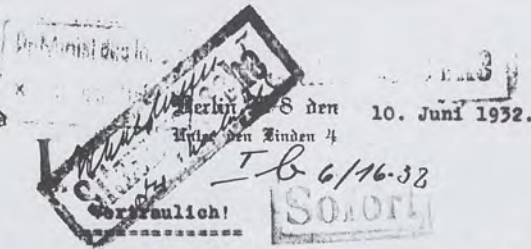
Statt des Kaisers nun Goethe: Die Amtskette des Rektors sollte 1932 von dem Frankfurter Kunstschmied Karl Berthold gefertigt werden. Kette und Medaille – die mit Goethes Kopf auf der Vorder-, den Köpfen von Senckenberg und Adickes auf der Rückseite verziert war – wurden dann jedoch von Professor Richard Scheibe entworfen. Diese Amtskette wurde während der Studentenunruhen 1968 gestohlen.





Der Preussische Minister  
für Wissenschaft, Kunst und  
Volkshildung

U I Nr. 21302. 1



Betr.: Namensverleihung für die Universität Frankfurt-Main.

Schon bei ihrer Gründung hatte die Universität Frankfurt a. Main den Wunsch geäußert, ihr den Namen einer „Goethe-Universität“ zu verleihen. Der bisher fehlende Feierliche Anlaß, diesem Wunsche zu entsprechen, ist nunmehr im Jahre der hundertsten Wiederkehr des Todestages Goethes gegeben. Daher haben Rektor und Senat der Universität Frankfurt-Main nunmehr erneut die Bitte ausgesprochen, zum Gedächtnis des größten Mitbürgers ihrer Heimatstadt seinen Namen tragen zu dürfen.

Ich beabsichtige, diesem Wunsche zu entsprechen und die Verleihung gelegentlich der Goethe-Gedenkfeier der Universität am 25. Juni 1932 zu verkünden. Da die Namensverleihung an Universitäten nach früherem Recht eine Prærogative des Königs war, und da sie in gegenwärtigen Fall unabhängig von der mir durch Beschluß des Staatsministeriums vom 30. März 1923 übertragenen Satzungsverleihung bleibt, bedarf es zunächst eines Beschlusses des Staatsministeriums.

In der Anlage überreiche ich ergebenst einen Entwurf mit der Bitte, wegen der durch die Nähe des Verkündungstermins bedingten Eile den erforderlichen Beschluß in Wege beschleunigten Umlaufs herbeiführen und die Angelegenheit bis zu diesem Termin vertraulich behandeln zu wollen. Reinschrift der Urkunde ist mit der Bitte um gefällige Vollziehung beigelegt.

Den übrigen Herren Fachministern habe ich Abschrift dieses Antrages zukommen lassen.

Unterschrift.

An den Herrn Preussischen Ministerpräsidenten.

Abschrift nebst 1 Anlage übersende ich ergebenst zur gefälligen vertraulichen Kenntnisnahme.

ges. Grimme.

An

den Herrn Preussischen Minister  
des Innern.



Beglaubigt.

Ministerial-Kanzleisekretär.



Professor Erwin Madelung, Rektor von 1931 bis 1932, nahm am 16. Juni 1932 aus der Hand des preußischen Kultusministers Adolf Grimme die Urkunde entgegen, mit der der neue Name der Universität besiegelt wurde.

schmied Karl Berthold solle die neue Kette wie auch die Münze, die 1.000 Reichsmark koste „(Silber, feuervergoldet) und wofür das Ministerium die Mittel“ bereitstelle, anfertigen. „Durch diese Anfertigung einer vollkommen neuen Kette würde jede Zurücksetzung der alten Kette vermieden, die als Reservekette dauernd in Benutzung bleiben könnte.“ Der Senat stimmte einstimmig zu. Kette und Medaille – die mit Goethes Kopf auf der Vorder-, den Köpfen von Senckenberg und Adickes auf der Rückseite verziert war – wurden nunmehr jedoch von Professor Richard Scheibe, einem zeitgenössisch angesehenen Bildhauer und damals Professor am Städtischen Kunstinstitut, angefertigt.

Während einer weiteren Senatssitzung im Januar 1932 kam man zur Überzeugung, eine gesamte Woche mit Goethe-Feiern sei nicht sinnvoll zu gestalten, zumal vorgesehene Redner abgesagt hätten. Man einigte sich auf einen einzelnen Tag und wenig später darauf – wie später beschlossen wurde – den Minister einzuladen. „Für den Festakt, der auch weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich sein soll, wird wegen der besseren Akustik der große Saalbau anstelle der Paulskirche vorgeschlagen.“ Die studentischen Korporationen übrigens, also die offizielle Vertretung der Studenten, solle nicht eingeladen werden aufgrund ihrer zu konservativen und anmaßenden Einstellung. Studentenchor und studentisches Orchester

„Um gefällige Vollziehung“ der Namensverleihung an die Frankfurter Universität bittet der Preussische Kultusminister Adolf Grimme hier den Ministerpräsidenten. Die beiliegende Urkunde überreichte der Staatsminister dann zum Gedenken an den hundertjährigen Todestag Goethes am 25. Juni 1932 an die künftige „Johann Wolfgang Goethe-Universität“.



hingegen sollten den Festakt umrahmen, was dann auch erfolgte.

### Die zögerliche Zustimmung von Preußens Gnaden

Inzwischen bemühte sich der preußische Kultusminister Grimme mit Ministerkollegen und dem Ministerpräsidenten, eine Zustimmung für die neue Namensgebung zu erreichen. Er verwies darauf, daß schon bei der Gründung der Name einer „Goethe-Universität“ im Gespräch gewesen sei. „Der bisher fehlende feierliche Anlaß, diesem Wunsch zu entsprechen, ist nunmehr im Jahr des 100. Todestages Goethes gegeben“. Rektor und Senat hätten an ihn eine entsprechende Bitte gerichtet. „Ich beabsichtige, diesem Wunsch zu entsprechen und die Verleihung gelegentlich der Goethe-Gedenkfeier der Universität ... zu verkünden“. Und es hieß dann weiter: „Da die Namensverleihung an Universitäten nach früherem Recht eine Prerogative des Königs war, und da sie im gegenwärtigen Fall unabhängig von der mir durch Beschluß des Staatsministeriums vom 30. März 1923 übertragenen Satzungsverleihung bleibt, bedarf es zunächst eines Beschlusses des Staatsministeriums“, den er bat, „im Wege beschleunigten Umlaufs“ herbeizuführen.

Im Innenministerium hatten führende Beamte gewisse Vorbehalte gegenüber dem von Stadt und Senat vorgeschlagenen Namen. „Ich würde 'Goethe-Universität' für viel eindrucksvoller und werbender erachten“, meinte Ministerialdirektor Wilhelm Abegg und andere teilten diese Meinung. Einer meinte „bei Zufügung der Vornamen würde es zudem korrekterweise heißen müssen: Johann Wolfgang von Goethe-Universität. Das würde ebenfalls dafür gesprochen haben, eine möglichst einfache Bezeichnung zu wählen“. Schließlich wurde dann doch dem Wunsche der „Frankfurter Stellen (Rektor, Senat, Oberbürgermeister) entsprochen“. Eine neuerliche Diskussion über die verschiedenen Möglichkeiten hatte es allerdings nicht mehr gegeben. So wurde also, wie es in dem eingangs mitgeteilten Text heißt, die Anstalt auf den Namen „Johann Wolfgang Goethe-Universität“ getauft.

Der Festakt selbst erschien innerhalb der vielfältigen Feiern zu Goethes Geburtstag als ausgesprochen gelungen, im „beschaulichen Glanz akademischer Würde“. Der Zeitungsbericht erwähnt darüber hinaus, daß diese Veranstaltung wohlthuend sachlich und friedfertig verlaufen sei, ganz anders als die zeitgenössischen politisch-tumultuarischen Ereignisse der Juni-Wochen. „Die Ansprache seiner Magnifi-



Nach den Studentenunruhen Ende der sechziger Jahre, die sich auch im Bruch mit den alten Traditionen wie Amtskette und Talaren äußerten, wurde Anfang der achtziger Jahre „ein Bedürfnis nach akademischer Tradition wieder spürbar“, wie es der damalige Präsident Professor Hartwig Kelm formulierte. Deshalb wurde auch das großzügige Angebot des Juweliers Heinz Ross, Inhaber der namhaften, 1768 gegründeten Juwelierwerkstätte Hessenberg, 1983 dankbar aufgenommen, der Universität eine neue Amtskette zu stiften und diese auch anzufertigen. Der Wunsch des Präsidenten, die Kette solle ein zentrales Medaillon mit dem Kopf des Namenpatrons besitzen, wurde von den Goldschmieden kunstvoll umgesetzt.

zenz des derzeitigen Rektors, Professor Madelungs, feierte Goethe, den jungen und den Frankfurter Goethe, den Sohn der Stadt, deren Universität vom Tage dieser Feier an“ seinen Namen führen solle. „Das wissenschaftliche Thema der Gedenkfeier 'Goethe und die deutschen Universitäten' wurde von Professor Dr. Franz Schulz behandelt“. Der Frankfurter Neugermanist schilderte vor allem Goethes Bemühungen als Staatsminister um die Universität Jena. „Goethe als Spiegel, Goethe im Spiegel der Welt, der Einfluß seines Wesens und Geistes auf die Gegenwart, sein Hineinweisen in die Zukunft wurde im Schlußwort behandelt“, hieß es in den Frankfurter Nachrichten.

Eine eher kuriose Schlußbemerkung sei noch angefügt. Die Universität besaß keine Unterlagen der Vorgänge im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Über zufällige Bekanntschaften – und zugleich anlässlich

eines Besuchs in der DDR – erhielt Professor Boris Rajewsky Fotokopien dieser Vorgänge aus den Beständen des nach Merseburg ausgelagerten geheimen preußischen Staatsarchivs. Von da gelangten sie 1956 in die Akten des Rektorats. Sie wie auch die Senatsprotokolle, aus denen zitiert wurde, werden im Universitäts-Archiv aufbewahrt, die Berichte über die Feier stammen aus den Akten des Frankfurter Instituts für Stadtgeschichte.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1999  
Autorenkasten auf Seite 42

### Literatur

Notker Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Band I 1914-1950, Alfred Metzner Verlag, Neuwied/Frankfurt 1989

Paul Kluge, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt 1972



# Verdeckte Aktivitäten zur Wiedereröffnung der Universität

von Bernhard Heun

Nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands lagen alle Hoheitsbefugnisse bei den Besatzungsmächten. Täglich hatte der vom Military Government (im folgenden: MG) eingesetzte „acting Burgomaster“ persönlich die Weisungen der Besatzungsmacht einzuholen, um sie anschließend seinen Mitarbeitern zur Beachtung und Ausführung bekanntzugeben.

Die von der Besatzungsmacht angeordnete Schließung der Frankfurter Universität wurde durch schriftliche Anordnung des „amtierenden Bürgermeisters“ vom 16.5.1945 dem Universitätskuratorium besonders eingeschärft. Dort heißt es u.a.: „Irgendwelche Vorbereitungen für



Im Herbst 1944 von Bomben zerstört: Das 1906 eingeweihte Jügelhaus, Herzstück der Universität. Nach der Instandsetzung zog hier auch das Rektorat wieder ein.



Dinosauerier in Trümmern: Auch bei dem Wiederaufbau des Naturmuseums Senckenberg halfen Studenten und Studentinnen mit.

die Wiederaufnahme des Lehr- und Forschungsbetriebs haben unbedingt zu unterbleiben, es sei denn, daß die Militärregierung das von ihr erlassene Verbot aufhebt oder abändert.“ Mit dieser Anordnung gab der „amtierende Bürgermeister“ zu verstehen, daß eine etwaige Zuwiderhandlung gegen das strikte Verbot des MG keinesfalls ihm zur Last gelegt werden könne. Schon vorher hatte er als Kommissar für alle in Frankfurt ansässigen Behörden mich zum „Geschäftsführenden Vorsitzenden“ des Universitätskuratoriums ernannt.

Nachdem ich bald darauf mit Zustimmung der Besatzungsmacht hauptamtlicher Frankfurter Stadtrat geworden war, ließ ich mir das Dezernat der Stadtwerke übertragen. Hinter dieser „Firmenbezeichnung“, die allein die Tür meines Vorzimmers zierte, führte ich nun die Geschäfte des Universitätskuratoriums. Nach außen ließ ich den zur ehrenamtlichen Mitarbeit bereiten Vorsitzenden der Dr. Senckenbergischen Stiftung, den Alt-

frankfurter Dr. August de Bary, fungieren, der in der Universität Sprechstunden abhielt und damit dem Verdacht einer anderweitigen Tätigkeit des Kuratoriums vorbeugte. Alles, was mit der Erhaltung und Neuordnung des Lehrkörpers, mit der Sicherung von Gebäuden und Einrichtungen sowie mit der sonstigen Vorbereitung des Lehr- und Forschungsbetriebs zu tun hatte, geschah beim „I. Werkleiter der Stadtwerke“ oder in Zusammenarbeit mit ihm.

Für eine erfolgversprechende Wirksamkeit waren zwei Faktoren von entscheidender Bedeutung: Durch meine hauptamtliche Stellung als Stadtrat hatte ich unmittelbare Verbindung zu den übrigen städtischen Dezernaten, namentlich zur Finanzverwaltung, zum Bauamt, zum Wirtschaftsamt und zum Wohnungsamt. Der zweite entscheidende Faktor war die Bereitschaft der führenden Persönlichkeiten der Universität, vor allem des Rektors Professor Hohmann und des Prorektors Professor Seddig, bei den Vorbereitungen





Ein Mann der ersten Stunde: Der Orthopäde Professor Dr. Georg Hohmann, erster Rektor der Universität, warnte seine Kollegen vor dem verführerischen Angebot, nur eine Medical School zu eröffnen, wie die Amerikaner es gern gesehen hätten. Er blieb bei der Forderung, die Universität in allen Fakultäten gleichzeitig zu eröffnen.

für die Wiedereröffnung vorbehaltlos mit mir zusammenzuwirken. Beide Herren, die ursprünglich vom „amtierenden Bürgermeister“ ernannt waren und später durch Wahl in ihren Ehrenämtern bestätigt wurden, erkannten alsbald die Chance, gemeinsam mit dem Exponenten der Stadt Frankfurt das Ziel der Wiedereröffnung anzustreben.

Die äußeren Umstände, unter denen dieses Triumvirat agierte, waren zeitgemäß: Professor Hohmann, einer unserer angesehensten Orthopäden, hatte durch Bombenangriff seine Klinik und durch Beschlagnahme seine Wohnung verloren. Mit seinen Patienten war er in dem Dorf Gettenbach bei Gelnhausen untergekommen. Professor Seddig, Ordinarius für Angewandte Physik, hatte ebenfalls seine Wohnung durch Beschlagnahme verloren und hauste im Sockelgeschoß des Physikalischen Vereins an der Robert-Mayer-Straße, in der von ihm sogenannten „Proletarskaja“. Auch ich hatte durch Beschlagnahme unser Haus im Holzhausenspark verloren. Immerhin verfügte ich als Stadtrat über ein gut eingerichtetes Dienstzimmer nebst Vorzimmer und über hervorragende Sekretärinnen. Als Sachbearbeiter hatte ich mir den Stadtmann Hartmann gesichert, dessen Kenntnis und Einfallsreichtum, Einsatzfreude und Konzilianz, Bescheidenheit und Treue mir seit vielen Jahren bekannt waren.

Dieses Chefbüro in der Lindenstraße, das formell nur den I. Werkleiter der

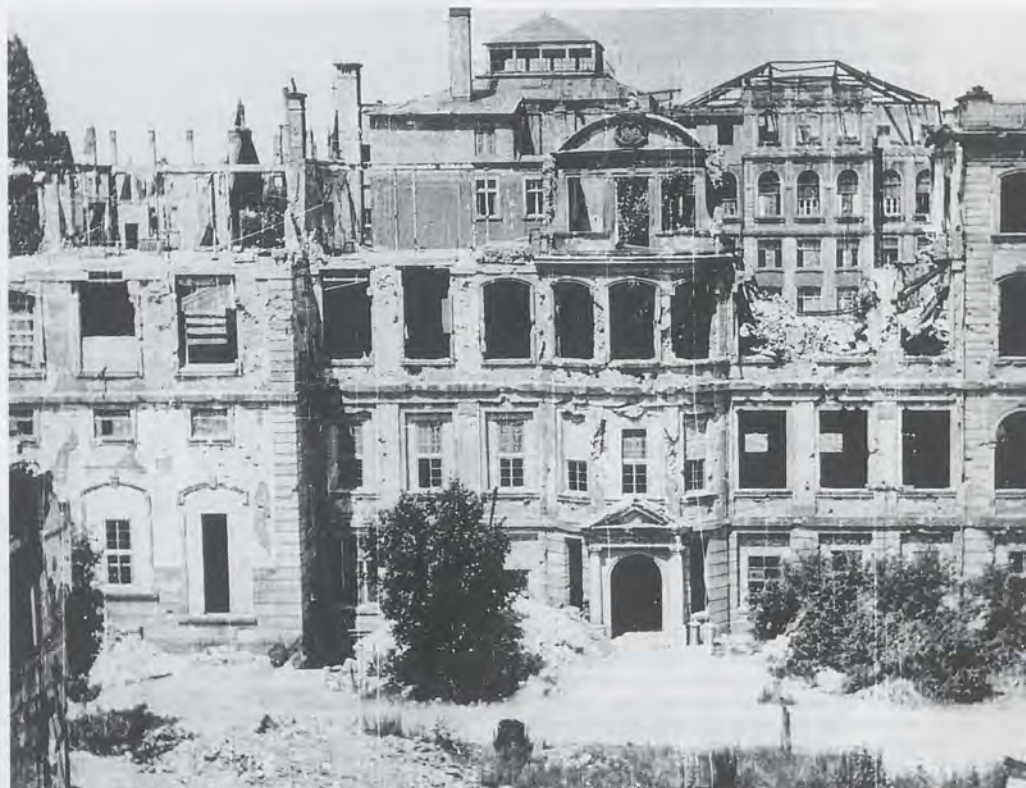
Stadtwerke beherbergte, hat viele bedeutende Besprechungen mit Forschern und Gelehrten über die Besetzung von Lehrstühlen, die Betreuung von rund hundert Forschungsinstituten (einschließlich der Rückführung von auswärts) und über den notdürftigen „Wiederaufbau“ gesehen. Vormittags erschien wöchentlich mehrmals der Rektor. Seine Besuche in Frankfurt galten sowohl der Verhandlung mit dem MG als auch der Beratung mit mir, wobei die mehr als hundert Vakanzen des ohnehin knapp bemessenen Lehrkörpers im Vordergrund standen. Nachmittags traf sich das Triumvirat regelmäßig beim Prorektor in der „Proletarskaja“, um seine in doppeltem Sinn untergründige Arbeit unbehelligt fortzusetzen. Professor Seddig, der schon damals eine Amerikareise plante, hatte gute Beziehungen zu einigen Amerikanern, die ihm unbekannt gewordene Kostbarkeiten, nämlich Kaffee und Zucker zum Austausch gegen seine privaten Mikroskope lieferten. So konnte er uns dreien „mikroskopischen“ Kaffee einflößen und über manchen bangen Zweifel am Gelingen des Unternehmens hinweghelfen.

Frankfurt war – abgesehen von den schweren Kriegsschäden – besonders hart betroffen durch die Aufnahme des US-Hauptquartiers. Das gesamte nördliche Stadtgebiet von der Bockenheimer Warte bis zur Eckenheimer Landstraße war evakuiert und abgesperrt. Wo sollten die zurückkehrenden oder die neu zu verpflichtenden Professoren und Dozenten unter-

gebracht werden? Wem konnte man zumuten, in einer hungernden Großstadt freiwillig zu leben, um auf die ungewisse Wiedereröffnung der Universität zu warten? Marburg, Gießen, Heidelberg und Tübingen waren demgegenüber bedeutende Anziehungspunkte geworden, obwohl auch dort die Universitäten geschlossen waren und die Gehälter ausblieben. Da entschloß ich mich zu einer außerordentlichen, verbotenen Maßnahme:

Nach einer generellen und ständig kontrollierten Anordnung der Besatzungsmacht durfte Gehalt nur an aktive Beamte usw. gezahlt werden. Aktiv tätig sein durfte nur, wer vom MG als politisch einwandfrei anerkannt war. Da die Universitäten durch Besatzungsmacht geschlossen waren, galt ihr gesamter Lehrkörper ohne Rücksicht auf die Forschung als nicht tätig und war von der ihm zustehenden Besoldung ausgeschlossen.

Mit Wissen des im Juni 1945 neu berufenen Oberbürgermeisters Dr. Blaum und mit der Finanzhilfe des über alle Frankfurter Steuereinnahmen verfügenden Stadtkämmerers Dr. Lehmann ordnete ich die Wiederaufnahme der Gehaltszahlungen an alle einsatzfähigen Mitglieder des Lehrkörpers an. „Frei von bürokratischen Hemmungen“ mußte ich davon absehen, dem MG die vorgeschriebenen Gehaltslisten zur Kontrolle vorzulegen. Auch durfte ich mir keine Sorgen über die nachträgliche Deckung der von der Stadt Frankfurt vorgestreckten Gelder machen. Mit der Wiederaufnahme der Gehaltszah-



Wiedereröffnung in Ruinen: 70 Prozent der Universitätsgebäude – wie das Zoologische Institut – waren zerstört.



lung gewann die Universität Frankfurt wenigstens in materieller Hinsicht einen eindeutigen Vorsprung in dem sonst ungleichen Wettbewerb mit den bereits genannten Rivalinnen.

Wenn ich heute auf jenen nachhaltigen Verstoß gegen das eindeutige Besatzungsrecht zurückblicke, kann ich es nur als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß weder ein Nachrichtendienst noch der Zufall mir einen Strich durch die Rechnung gemacht haben.

Meine Doppelrolle mit ihren hauptamtlichen Aufgaben und den hierdurch verdeckten und begünstigten Kuratorialgeschäften konnte sich längere Zeit eines Vakuums erfreuen, das ebenfalls zu den einzigartigen Möglichkeiten jener turbulenten Übergangszeit zu zählen ist. Bis zum Herbst 1945 gab es als Folge der bedingungslosen Kapitulation keine staatliche Autorität auf deutscher Seite. Wieviel diese Freiheit praktisch bedeutete, wie wichtig es war, sie rechtzeitig auszunutzen, ergab sich später, als der Staat „Großhessen“ ins Leben trat.

Beim ersten Besuch im neuen Kultusministerium wurde mir erklärt, daß die Großstadt-Universität Frankfurt keine Aussicht auf Wiedereröffnung habe; statt dessen werde das Land sich für die Universitäten Marburg und Gießen einsetzen. Hochschulpolitisch war damit ein Verbündeter der Besatzungsmacht auf den Plan getreten; auch dieser begünstigte die Kleinstadt-Universitäten, namentlich Marburg. Gegen Frankfurt, für Marburg und Gießen sprachen tatsächlich zwei gewichtige Gründe: Das Leben in der Großstadt Frankfurt mit der doppelten Last der Zerstörung und des US-Hauptquartiers war schwieriger als in Marburg oder Gießen. Das eben entstehende Land Hessen sah zunächst in der Universität Frankfurt eine anscheinend überflüssige Universität, zumal im ehemals hessischen Mainz eine weitere Universität eingerichtet werden sollte. Dafür, daß man sich trotzdem in Wiesbaden verhältnismäßig bald mit der wiedererstehenden Großstadt-Universität abfand, dürften vor allem zwei Gesichtspunkte ausschlaggebend gewesen sein. Der Widerstand der Militärregierung gegen die Wiedereröffnung der Universität Frankfurt bröckelte seit der Errichtung des

Landes Hessen ab. Die Frankfurter Vorbereitungen waren in der regierungslosen Zeit zu weit gediehen, als daß man sie ignorieren oder annullieren konnte.

Ohne eine staatliche Mitwirkung hätte die ursprüngliche Stiftungsuniversität ausschließlich von der Stadt Frankfurt und damit von einem rechtlich und finanziell unzulänglichen Träger abgegangen; ohne staatlichen Hoheitsakt hätte weder ein vakanter noch gar ein neu zu schaffender Lehrstuhl besetzt werden können. Wenn auch die Zeit noch nicht reif war, um einen neuen Universitätsvertrag zwischen Frankfurt und Hessen auszuhandeln, so konnte man doch einstweilen von der früheren Regelung zwischen Frankfurt und Preußen ausgehen. Nachdem das Kultusministerium sich auf die Berufungsverhandlungen eingelassen hatte, konnte es nur noch eine Zeitfrage sein, wann Hessen der Wiedereröffnung zustimmen würde.

Freilich, die Zeit drängte. Um die nach Frankfurt zu berufenden Professoren bemühten sich auch andere Universitäten mit günstigeren Lebensbedingungen und stärkerem staatlichem Rückhalt. In diesem Wettlauf stand nicht der Federkrieg, sondern die Improvisation im Vordergrund, wobei vor allem zwei Faktoren bei den Berufungen von auswärts eine ausschlaggebende Rolle spielten: die Beschaffung von Wohnraum und der Transport des Hausrats und der Bücher.

Wohnraum konnte gelegentlich durch Herrichtung beschädigter und verlassener Wohnungen gewonnen werden. In anderen Fällen gelang es, das Wohnungsamt von der Vordringlichkeit einer Unterbringung zu überzeugen. Hier sei mir eine allgemeine Anmerkung gestattet: Niemals in meinem langen Berufsleben habe ich ein solches Maß von gegenseitiger Hilfsbereitschaft, Aktivität und Verantwortungsfreude festgestellt wie in jenem ersten



Vor den Ruinen seines Instituts: Professor Dr. Max Seddig (links), erster provisorischer Prorektor nach Kriegsende, lebte vorübergehend im Sokelgeschoß des Physikalischen Vereins an der Robert-Mayer-Straße, in der von ihm sogenannten „Proletarskaja“. Dort fanden auch wichtige Gespräche des Triumvirats „Seddig, Hohmann, Heun“ zur Wiedereröffnung der Universität statt.



Nachkriegsjahr in der Frankfurter Stadtverwaltung.

Nicht allein von Improvisationen, sondern auch vom Glück lebte der Transport des Hausrats und der Bücher uneretzlicher Werte, die meist in entlegenen Orten ausgelagert waren. So wie man damals Personen in einem Holzgaswagen der Stadtverwaltung unter Überwindung von Pannen, Polizeistreifen und ähnlichen zeitgemäßen Hindernissen nach Frankfurt brachte, geschah es auch mit dem Inventar. Städtische und private Lastwagen wurden nach sorgsamster Planung mit ausgesuchtem Personal und mit Geleitbriefen entsandt, als handle es sich um eine Expedition in unerforschte Gebiete. Unter den vier Besatzungszonen erschien die französische am gefährlichsten, weil örtliche Machthaber nach „Kriegsrecht“ vorgingen und manchen Kraftwagen schon beim Überschreiten der Zonengrenze beschlagnahmten.

Mit diesen Molestes und Miseren hatte das neue Kultusministerium zum Glück nichts zu tun. Ihm oblag die verwaltungsmäßige „Normalarbeit“, insbesondere die Prüfung der vom Kuratorium im Einvernehmen mit den Fakultäten gestellten Berufungsanträge. Darin steckten auch einige Grundsatzfragen: Welche Lehrstühle waren wirklich zur Neubesetzung frei (Auswanderung, Denazifizierung)? Welche seit 1933 weggefallenen Lehrstühle waren wieder einzurichten, welche inzwischen errichteten einzuziehen, und inwieweit konnte dem Wunsch nach völlig neuen Lehrstühlen entsprochen werden? Bei den letzteren handelte es sich vor allem um einen Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaften (Professor Hartner), um einen zweiten Lehrstuhl für Neuere deutsche Philologie, insbesondere für das Zeitalter Goethes (Professor Beutler) und um einen zweiten Lehrstuhl für Bürgerliches, Handels- und Wirtschaftsrecht (Professor Böhm). Daß die neuen Lehrstühle ohne bedenkliche Abstriche an anderer Stelle genehmigt wurden, gereicht noch heute dem Kultusministerium und der Landesregierung zur Ehre.

Im Rahmen der Neubildung des Lehrkörpers spielte die Besatzungsmacht eine unterschiedliche Rolle. Als sie noch die Wiedereröffnung der Universität ablehnte, stellte sie die Genehmigung einer „Medical School“ in Aussicht. Damit sollte nach amerikanischen Vorstellungen den praktischen Bedürfnissen entsprochen werden, an denen auch die Militärregierung auf die Dauer nicht vorübergehen konnte. In jenem „Angebot“ des MG lag für die Zukunft der Universität eine der größten Gefahren: Bei seiner Annahme wäre von der Johann Wolfgang Goethe-Universität be-

stenfalls eine Medizinische Akademie übrig geblieben. Hier erwies es sich als ein besonderes Glück, daß gerade ein Mediziner von ausgesprochenem Weitblick und anerkannter Autorität das Rektorat innehatte: Professor Hohmann lehnte oh-



**Oberstadtdirektor i.R. Dr. iur. Bernhard Heun (1899-2000)** erhielt 1964 die Ehrenbürgerwürde der Frankfurter Goethe-Universität, die es ohne ihn vielleicht gar nicht mehr gäbe. Gegen das Verbot der amerikanischen Militärregierung arbeitete der damalige Geschäftsführende Vorsitzende des Universitätskuratoriums unter geradezu konspirativen Umständen am Wiederaufbau der Universität. Dabei setzte er nicht nur sein Amt als Stadtrat aufs Spiel, sondern riskierte auch eine Gefängnisstrafe. Schon kurz nach Kriegsende verhandelte er unter dem Deckmantel des „I. Werkleiter der Stadtwerke“ gemeinsam mit dem neuen Rektor, dem Orthopäden Georg Hohmann und dem Prorektor, dem Physiker Max Seddig über Neuberufungen, besoldete Professoren heimlich aus der Stadtkasse und besorgte den Wissenschaftlern Wohnraum. Damit hatten Heun und seine Mitstreiter im ersten Nachkriegsjahr so viele Fakten geschaffen, daß schon im Februar 1946 alle Fakultäten ihren Lehrbetrieb wieder aufnehmen konnten. Zwanzig Jahre davor, 1926, kam der in Montabaur geborene Jurist als Richter ans Landgericht nach Frankfurt und wechselte 1928 ins städtische Rechtsamt. 1930 wurde er Referent des damaligen Oberbürgermeisters Ludwig Landmann. Nach dessen Vertreibung aus dem Amt im April 1933 diente Heun, der selbst nicht Mitglied der NSDAP war, bis 1945 dem nationalsozialistischen Oberbürgermeister Friedrich Krebs. Vier Jahre nach Kriegsende verließ Heun Frankfurt und war bis zu seiner Pensionierung 1964 Stadtdirektor in Krefeld. Heun lebte bis zu seinem Tode im April diesen Jahres in Baden-Baden.

ne Umschweife die „Medical School“ ab und hielt mit dem Prorektor und mir an dem Vorhaben fest, die Universität in allen Fakultäten gleichzeitig zu eröffnen.

Die Finanzierung des Lehrkörpers, die Wiederherstellung und Neugründung von Lehrstühlen, die angemessene Besetzung von mehr als hundert Vakanzen, die Beseitigung von Kriegsschäden an Hörsälen, Instituten und Wohnungen waren vordergründige Aufgaben, so wichtig und schwierig sie auch gewesen sein mögen. In den Sturmgewittern der zwölfjährigen Gewaltherrschaft hatten vorausschauende Männer sich vorgenommen, im Falle des Überlebens ein beständigeres Deutschland als die Weimarer Republik zu errichten. Das hieß für die Hohen Schulen, eine tiefgreifende Reform vorbereiten und verwirklichen. Auch wir in Frankfurt haben uns bald nach Kriegsende mit Vorberatungen befaßt. Diese mußten jedoch trotz des inneren Abstandes von der vernichteten Diktatur in den Anfängen stecken bleiben, weil wir allesamt zu tief gestürzt waren, um uns alsbald im Grundsätzlichen neu zu orientieren. Hier gilt, was Theodor Heuss vom Kriegsende sagte, das er „die tragischste und fragwürdigste Paradoxie der Geschichte für jeden von uns“ genannt hat, „weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind“.

Das Triumvirat Hohmann, Seddig und Heun hat etwa Dreiviertel Jahre bis zur Wiedereröffnung der Universität im Februar 1946 bestanden. Professor Hohmann wurde im Frühjahr 1946 nach München berufen, wo er zum zweiten Male eine geschlossene Universität zur Wiedereröffnung führte. Mir legte mein damaliger Vorgesetzter, Oberbürgermeister Dr. Blaum, dringend nahe, als „junger Mann“ nicht das Amt eines hauptamtlichen Kurators zu erstreben, sondern mich wieder ausschließlich kommunalen Aufgaben zu widmen.



Aktualisierte Fassung aus  
FORSCHUNG FRANKFURT 3/1995  
Erstveröffentlichung im Jahrbuch 1964  
der Universität





# Die Universität in Frankfurt am Main – Wirkungsstätte auch für Außenseiter

von Ludwig von Friedeburg

In der langen Hochschulgeschichte der deutschen Fürstenstaaten war die Frankfurter Universität am Main die letzte, als sie 1914 ihre Tore öffnete. Denn in Deutschland waren alle Universitäten Landeshochschulen und bedurften zu ihrer Gründung eines Landesherren. Den hatte die Freie Reichsstadt bis zur Okkupation durch die Preußen 1866 nicht aufzuweisen, abgesehen von einem kurzfristigen Großherzog zu Napoleons Zeiten. Für die Wissenschaften hatte die Stadt des Handels und der Handwerker überdies jahrhundertlang kein großes Interesse gezeigt. Es gab dort weder bedeutende Klöster noch den Hochschulen vergleichbare Gymnasien. Seit Frankfurt in der Gegenreformation die Buchmesse an Leipzig verlor, war es auch nicht mehr zu Messezeiten ein Treffpunkt für die europäische Gelehrtenwelt.

Die preußische Besatzungsmacht überlegte, Hessens älteste Universität von Mar-

burg nach Frankfurt zu verlegen. Doch die Frankfurter, endlich ihres ständischen Regiments ledig, wollten keine Hochschule nach preußischer Fassung, sondern eine freie „Volksuniversität“. Sie zu finanzieren aber war der preußische Landtag in Berlin nicht bereit, dessen Mehrheit die sogenannten jüdisch-demokratischen Tendenzen in der Wirtschaftsstadt höchst bedenklich erschienen. Der Liberalismus hatte dort seinen Kopf in Leopold Sonnemann gefunden, der die Frankfurter Zeitung schuf. Er wurde Frankfurts erster Reichstagsabgeordneter und warb anderen Städten fähige Bürgermeister ab. So holte er aus Altona Franz Adickes, der als Oberbürgermeister von 1891 bis 1912 Frankfurt zur modernen Handels- und Industriestadt ausbaute und für die Gründung einer in der Tat vergleichsweise liberalen Universität sorgte. Zu diesem Zweck verbündete er sich mit dem im preußischen Kultusministerium zuständigen Ministerialdirektor Friedrich

Althoff, dem es zwar nicht um die Liberalität, wohl aber um den wissenschaftlichen Fortschritt ging und der deshalb begabten Außenseitern ungewöhnliche Chancen einräumte. So hatte Althoff früh die außerordentlichen Fähigkeiten Paul Ehrlichs erkannt, als der noch als Assistent im Berliner Institut für Infektionskrankheiten von Robert Koch arbeitete. Er schuf ihm ein eigenes Institut für Serumforschung. Es war die Zeit, als sich die Medizin mit der Chemie verband und der Forschung neue Horizonte eröffnete. Doch Althoff wußte um die Behinderungen in Berlin für einen jüdischen Gelehrten und erkannte, daß für dessen Arbeit in Frankfurt besser gesorgt werden könnte. Mit Adickes verabredete er, dort 1899 ein Königliches Institut für experimentelle Therapie zu errichten, für das die Stadt den Boden und die Baukosten, der Staat die laufenden Mittel beisteuerte. Ein zweites Haus und eine beträchtliche Summe für Ehrlichs therapeutische Forschung





spendete dann die Witwe des jüdischen Bankiers Georg Speyer.

### Die Gründungsphase und die Stifterfamilien

Für die spätere Universitätsgründung wurde diese Konstruktion einer neuartigen rechtlichen Form des Zusammenwirkens von Staat, Stadt und privaten Stiftern zum Vorbild und zur Generalprobe. Gegen die Widerstände im Innern wie von außen hatte Adickes jahrzehntelange Überzeugungsarbeit zu leisten. Die traditionelle Meinung, daß eine Handels- und Gewerbestadt kein rechter Ort für wissenschaftliche Grundlagenforschung mit ungewissem Nutzen sei, stand einer Universitätsgründung ebenso entgegen wie die Besorgnisse jener Stifterfamilien, die bereits wissenschaftliche Einrichtungen förderten, nun unter die Bevormundung des

Berliner Kultusministeriums zu geraten. Einheimische Akademiker, vor allem die Ärzte, fürchteten die Konkurrenz von Universitätskollegen wie die umliegenden Universitäten die einer neuen Hochschule, zumal wenn sie gut ausgestattet für Spitzenkräfte attraktiv werden würde. Andererseits war eine Universität in Frankfurt nur in Zusammenarbeit mit der zuständigen Landesverwaltung wie mit den bisherigen Stiftungen zu verwirklichen und mit neuer privater Finanzhilfe für die notwendigen Bauten, Einrichtungen und Personalmittel.

Für die Universität war dann die Unterschrift des Landesherrn, für die Althoff und der damalige Kultusminister August von Trott zu Solz sorgten, erforderlich. Aber Mittel aus dem Landeshaushalt konnten nicht erwartet werden. Daher boten allein private Stiftungsgelder im Verein mit dem inzwischen erreichten Engagement





der Stadt einen Weg und zugleich die Gewähr für das liberale Konzept der neuen Hochschule. Stadt und Stifter verzichteten bewußt auf die theologischen Fakultäten, schufen statt dessen eine eigene Naturwissenschaftliche und, erstmals in Deutschland, eine Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. In ihr wirkte die am Anfang des Jahrhunderts gegründete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften fort, für die 1906 von der Jügelstiftung ein repräsentatives Gebäude (Farbfoto S. 9) errichtet worden war, das zum Zentrum der im Oktober 1914 eröffneten Universität wurde. Für Adickes' Bemühen, das Mäzenatentum in der Stadt mit deren Kulturpolitik aufs engste zu verknüpfen, hatte die Zusammenarbeit mit Wilhelm Merton, dem Leiter der Metallgesellschaft, besondere Bedeutung. Merton beschäftigten die sozialen Fragen der Gründerzeit. Er richtete ein Institut für Gemeinwohl ein, um soziale und wirtschaftliche Probleme daraufhin zu untersuchen, was von öffentlicher wie privater Seite zu ihrer Lösung getan werden könne. Adickes gelang es, dieses Interesse mit dem Hochschulprojekt zu verbinden, naheliegend



Paul Ehrlich (1854-1915), der 1908 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, hatte es zunächst trotz oder vielleicht auch wegen seiner genialen Forschungsarbeiten schwer, sich im Wissenschaftsbetrieb durchzusetzen. Für den Außenseiter Ehrlich war es ein Glücksfall, daß er auf Betreiben des Berliner Kultusministeriums und des Frankfurter Oberbürgermeisters Adickes 1899 als Direktor an das „Königliche Institut für experimentelle Therapie“ in Frankfurt berufen wurde. Die Entdeckung des Salvarsan, des ersten gegen Syphilis wirksamen Medikaments, war auch die Geburtsstunde der modernen Chemotherapie, Geburtsort: das Georg-Speyer-Haus in Frankfurt. Es gehörte zu den wichtigsten medizinischen Wissenschaftseinrichtungen vor der Universitätsgründung.

beim Aufbau der Akademie, schwieriger bei der Universitätsgründung.

Um die Liberalität der Hochschule zu sichern und der bisher üblichen faktischen Benachteiligung jüdischer Gelehrter zu begegnen, wirkten, abweichend von der Organisation der deutschen Landesuniversitäten, in Frankfurt Stadt und Stifter in einem Großen Rat und dessen Kuratorium auch bei den Berufungen mit. Die bürgerliche Gleichberechtigung aller Konfessionen erreichte damit in Preußen eine neue Stufe. Frankfurt holte nach, was sein altstädtisches Regiment so lange versäumt hatte. Als durch Krieg und Inflation Finanzierungslücken sich auftaten, sprang die Stadt ein, später auch das Land Preußen.

An dieser Universität in Frankfurt wurde der Außenseiter Ehrlich, der inzwischen für seine Forschungen den Nobelpreis erhalten hatte, Ordinarius für die von ihm entwickelte experimentelle Therapie, und er wäre ihr erster Rektor geworden, wenn seine Gesundheit es erlaubt hätte. An Althoff hat Ehrlich einmal in einem Dankesbrief geschrieben: „Als Assistent herumgeschubst, in die engsten Verhältnisse eingezwängt – von der Universität absolut ignoriert kam ich mir ziemlich unnütz vor. Ich habe nie einen Ruf an die kleinste Stellung erhalten und galt als ein Mensch ohne Fach – d.h. als vollkommen unverwerthbar. Wenn Sie da nicht mit starker Hand und genialer Initiative für mich eingetreten wären, wenn Sie mir nicht mit rastlosem Eifer und gütiger Freundschaft die Arbeitsmöglichkeiten zurecht gemacht hätten, wäre ich vollkommen brachgelegt worden“ [1].

### Pioniere ihres Fachs: Dessauer und Edinger

An der in Deutschland einzigartigen, durch den Erlaß des Landesherrn sanktionierten bürgerlichen Stiftungsuniversität haben auch zeitweise Physiker wie die Nobelpreisträger Max von Laue, Max Born und Otto Stern gelehrt, aber charakteristischer waren die Chancen, die der Pionier der Strahlenbiophysik Friedrich Dessauer als Professor für die physikalischen Grundlagen der Medizin oder der Nervenarzt Ludwig Edinger als erster Professor für Neurologie in Deutschland an ihr erhielten. Dessauer war schon als Schüler so fasziniert von der Entdeckung der Röntgenstrahlen, daß er sogleich selbst mit eigenen Experimenten begann und in einer Korrespondenz mit Conrad Röntgen über seine Erfahrungen von diesem zu weiteren Untersuchungen ermutigt wurde. Nach einigen Physik-Semestern gründete er in seiner Vaterstadt Offenbach ein „Elektrotechnisches Labora-

torium“, um Röntgengeräte für die medizinische Anwendung herzustellen, später in Frankfurt einen Zweigbetrieb. Dort beendete er an der neuen Universität 1917 sein Studium. Zugleich engagierte er sich aktiv in der Zentrumsparlei mit weitgespannten wirtschafts- und sozialpolitischen Gedanken, die er nicht nur als Frankfurter Stadtverordneter, sondern ebenfalls viele Jahre als Reichstagsabgeordneter seiner Partei in Berlin vertrat. Auch als Publizist machte er sich einen Namen. In Frankfurt gab er die Rhein-Mainische Volkszeitung heraus. Für seine wissenschaftliche Arbeit bot ihm die Universität Raum, ohne allerdings die Mittel für ein entsprechend ausgerüstetes Laboratorium bereitstellen zu können. Wieder half eine private Stiftung, aus deren Zinserlös das Institut für die Erforschung der physikalischen Grundlagen der Medizin mit mehreren Abteilungen finanziert werden konnte. Nach Dessauers Vertreibung durch die Nationalsozialisten setzte sein Mitarbeiter Boris Rajewsky sein Werk fort, dem es gelang, Dessauers Einrichtung in ein



torium“, um Röntgengeräte für die medizinische Anwendung herzustellen, später in Frankfurt einen Zweigbetrieb. Dort beendete er an der neuen Universität 1917 sein Studium. Zugleich engagierte er sich aktiv in der Zentrumsparlei mit weitgespannten wirtschafts- und sozialpolitischen Gedanken, die er nicht nur als Frankfurter Stadtverordneter, sondern ebenfalls viele Jahre als Reichstagsabgeordneter seiner Partei in Berlin vertrat. Auch als Publizist machte er sich einen Namen. In Frankfurt gab er die Rhein-Mainische Volkszeitung heraus.

Für seine wissenschaftliche Arbeit bot ihm die Universität Raum, ohne allerdings die Mittel für ein entsprechend ausgerüstetes Laboratorium bereitstellen zu können. Wieder half eine private Stiftung, aus deren Zinserlös das Institut für die Erforschung der physikalischen Grundlagen der Medizin mit mehreren Abteilungen finanziert werden konnte. Nach Dessauers Vertreibung durch die Nationalsozialisten setzte sein Mitarbeiter Boris Rajewsky sein Werk fort, dem es gelang, Dessauers Einrichtung in ein



Institut für Biophysik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu überführen, das später als Max-Planck-Institut Frankfurt erhalten blieb.

Ludwig Edinger, der sich nach Studien- und Wanderjahren in Frankfurt als praktischer Arzt und Spezialist für Nervenheilkunde niedergelassen hatte, war davon überzeugt, in der Anatomie des Gehirns einen Schlüssel zum Verständnis der Hirnfunktionen finden zu können. Über seine neuroanatomischen Forschungsergebnisse hielt er in Ärztekreisen Vorträge, die als Buch zusammengefaßt internationale Aufmerksamkeit fanden. Auf Grund seiner Forschungen wurde er am Anfang des Jahrhunderts Direktor eines eigenen Neurologischen Instituts innerhalb der Senckenbergischen Stiftung, das er als eines der elf Gründungsinstitute in die neue Universität mit der Absprache einbrachte, daß es weiterhin aus eigenen Stiftungsmitteln finanziert würde.

### Förderer der jungen Fächer – besonders der Soziologie

Das liberale Programm der Stiftungshochschule, die in den zwanziger Jahren hervorragende Gelehrte aller Disziplinen anzog, kam besonders den Grenzgängern und den jungen Fächern zugute, vor allem der Soziologie. Hier entstand 1918 mit den Mitteln einer Stiftung ihr erster eigenständiger Lehrstuhl in Deutschland, und der Kultusminister setzte auf Anregung des Stifters, des Kaufmanns Karl Kotzenberg, 1919 die Berufung eines Außensei-

ters durch. Franz Oppenheimer war eine der großen Figuren aus dem Gründerkreis der historischen Soziologie, der aber als Arzt nicht aus der richtigen Familie, nämlich der der historischen Nationalökonomie, kam und als Jude, trotz seiner außerordentlichen Lehrerfolge als Privatdozent an der Universität Berlin, bisher kaum eine Chance gehabt hatte, ordentlicher Professor zu werden, zumal er sich als Sozialist verstand. In Wirklichkeit war er ein radikaler Liberaler, dem die freie Konkurrenz über alles ging. Er wollte den Kapitalismus von der Gewalt der Bodensperre wie der Monopole befreien und erstrebte eine Gesellschaft der Freien und Gleichen, mit offenem Zugang zum Landbesitz für jedermann. Kein Gelehrter jener Zeit hat später durch seine Schüler, unter ihnen Ludwig Erhard, auf die Entwicklung der Bundesrepublik, von der Währungsreform bis in die sechziger Jahre, einen derart großen Einfluß ausgeübt.

Gesellschaftspolitisch nicht minder bedeutsam und kaum vorstellbar damals an einem anderen Ort war 1923 die Einrichtung der ersten Forschungsstätte für den wissenschaftlichen Marxismus an einer deutschen Universität durch die Familie Weil mit der Stiftung des Instituts für Sozialforschung samt zugehörigem Lehrstuhl. Zum Direktor wurde der Vater des Austromarxismus, Carl Grünberg, berufen, der bereits an der Universität Wien Ordinarius für Staatswissenschaften war und dessen zahlreiche Schüler, von Max Adler und Otto Bauer bis Karl Renner und Rudolf Hilferding, für die sozialde-



Der Nervenarzt und Hirnforscher Ludwig Edinger (1855-1918) startete seine wissenschaftliche Karriere in Frankfurt im Verborgenen: Auf einem alten Küchentisch in seinem Schlafzimmer begann er mit seinen bahnbrechenden anatomischen Studien des Gehirns, für eine wissenschaftliche Karriere sah er zunächst wegen seiner jüdischen Abstammung keine Chancen. Doch bedingungslose wissenschaftliche Neugier und ein ausgeprägter Sinn für das Machbare machten ihn später zu einem international renommierten Hirnforscher. Das Neurologische Institut, dessen Direktor Edinger lange Jahre war, gehört zu den elf Gründungsinstituten der Frankfurter Universität. Dieses Ölgemälde von Lovis Corinth gilt als eines der bedeutendsten Arztporträts des 20. Jahrhunderts.

mokratische Politik in Österreich bestimmend wurden. Grünberg brachte sein Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung mit. In der Zurechtweisung, daß eine neue gesellschaftliche

Ludwig von Friedeburg (76) ist seit 1975 geschäftsführender Direktor des Instituts für Sozialforschung. Er kennt die Nachkriegsgeschichte der Universität aus eigenem Erleben. Friedeburg studierte Naturwissenschaften, Psychologie und Soziologie in Kiel und Freiburg, bereits während des Studiums war er im Frühjahr 1951 als Praktikant für drei Monate am Institut für Sozialforschung. Nach seinem Abschluß als Diplom-Psychologe, seiner Promotion und einer Zeit als Mitarbeiter am Institut für Demoskopie in Allensbach wurde er Assistent und 1955 Abteilungsleiter am Institut für Sozialforschung. 1960 hat Friedeburg sich in Frankfurt bei Theodor W. Adorno habilitiert. Von 1962 bis 1966 las er als Ordinarius für Soziologie an der Freien Universität Berlin. Im Herbst 1966 wurde Friedeburg an die Universität Frankfurt berufen und übernahm dort zusammen mit Theodor W. Adorno die Leitung des Instituts für Sozialforschung. Seine Hauptarbeitsgebiete sind die Industrie-, Jugend- und Bildungssoziologie, außerdem beschäftigte er sich immer wieder mit hochaktuellen Themen

wie der Studentenrevolte. Gemeinsam mit Erhard Denninger, Jürgen Habermas und Rudolf Wiethölter entwarf er ein neues Hessisches Hochschulgesetz, das er nach Wiesbaden mitbrachte, als er im Oktober 1969 Hessischer Kultusminister wurde. Mit ungewöhnlichem Elan stellte sich der Sozialdemokrat dieser schwierigen Aufgabe und stieß dabei sowohl in der Hochschul- als auch in der Schulpoli-



tik auf starke Widerstände. Als Verfechter einer dringend notwendigen Bildungsreform wurde er Anfang der siebziger Jahre zum Promoter der Gesamtschule; denn nach seiner Auffassung waren die Mängel des Bildungssystems durch den sozialstrukturellen Druck des neuen Mittelstandes hervorgerufen. Neben der Debatte über die Gesamtschule wurde Friedeburg auch wegen der Rahmenrichtlinien für die Fächer Deutsch und Gesellschaftslehre heftig angegriffen, die von der CDU als Instrument neomarxistischer Indoktrination bezeichnet wurden. Heute räumt Friedeburg ein, daß damals mehr Zeit und geduldigere Aufklärungsarbeit der Schulreform geholfen hätten, aber den gesellschaftspolitischen Ansatz der Gesamtschule hält er weiter für richtig. 1975 kehrte der Bildungspolitiker Friedeburg nach Frankfurt zurück und nahm seine wissenschaftliche Arbeit im Institut für Sozialforschung und als Honorarprofessor für Soziologie an der Goethe-Universität wieder auf. 1989 erschien von ihm „Bildungsreform in Deutschland – Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch“.





Franz Oppenheimer (1864-1943) hatte als Jude in Berlin keine Chance, als Professor berufen zu werden. Die bürgerliche, von jüdischen Stiftern mitgeprägte Universität in Frankfurt war ein idealer Entfaltungsort für den Soziologen, Nationalökonom und Arzt. Er war eine der großen Figuren aus dem Gründerkreis der historischen Soziologie. Oppenheimer war gegen Kapitalismus und Kommunismus, wohl aber für liberalen Sozialismus und gegen das Bodenmonopol; er war ein radikaler Liberaler, dem freie Konkurrenz über alles ging. Sein bekanntester Schüler war Ludwig Erhard, der Inspirator der sozialen Marktwirtschaft.

Ordnung nötig und möglich wäre, stand er Oppenheimer nicht nach. Nur war er davon überzeugt, daß der Sozialismus den Kapitalismus ganz und gar ablösen werde, und verstand seine Aufgabe darin, diese Entwicklung nachhaltig zu fördern, allerdings nicht tages- und parteipolitisch, sondern vielmehr durch die wissenschaftliche Arbeit mit der marxistischen Forschungsmethode.

### Die zwanziger Jahre: Die intellektuelle Glanzzeit Frankfurts

Die Universität gedieh in der anregenden Atmosphäre der Stadt in allen ihren Disziplinen. Frankfurt erlebte in den zwanziger Jahren seine intellektuelle Glanzzeit, in der neuen Hochschule wie in seinem gesellschaftlichen und künstlerischen Leben, in der Frankfurter Zeitung wie im Radio Frankfurt. Ermöglicht wurde das kulturelle Klima durch die sozialliberale Prägung der Stadt, die in der Republik unter dem linksliberalen jüdischen Oberbürgermeister Ludwig Landmann überzeugend fortgesetzt wurde. Neue Eingemeindungen vermehrten nochmals beträchtlich das industrielle Potential, insbesondere mit großen Chemiewerken wie im Stadtteil Höchst. Mit der Modernisierung verband sich soziale Reform- und Infrastrukturpolitik, beispielhaft im Wohnungsbau Ernst Mays für das Neue Frankfurt, und die Stadtverwaltung betrieb

aktive Öffentlichkeitsarbeit für Demokratie und Republik. Eine gegen die Sozialdemokratie gerichtete bürgerliche Sammlung war in Frankfurt nicht zustande zu bringen, schon gar nicht mit antisemitischer Spitze. Die dort gewichtigen Gruppen des neuen Mittelstandes tendierten zur sozialliberalen Koalition. Entsprechend republikanisch waren Bildungs- und die Kulturpolitik der Stadt. Alle Pädagogischen Akademien für die Ausbildung der Volksschullehrer in Preußen trennten die Konfessionen. Allein in Frankfurt setzte das Stadtparlament mit nachfolgendem Beschluß des Landtages eine Simultan-Akademie durch.

Im Gegensatz zum traditionellen Wissenschaftsverständnis, aber auch zu den Vorurteilen des völkischen Nationalismus stand die Verleihung des Goethe-Preises der Stadt an Sigmund Freud 1930. Ein Frankfurter Psychoanalytisches Institut hatte in dieser Zeit mit seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit in den Räumen des Instituts für Sozialforschung begonnen. Im Preis-Kuratorium scheuten die Vertreter von Stadt und Land gegen den erbitterten Widerstand der Goethe-Philologen die kontroverse Entscheidung nicht und folgten den Argumenten der Schriftsteller für Freud, mit dessen Auszeichnung, in den Worten Alfred Döblins, der die Preussische Akademie der Künste vertrat, die



Carl Grünberg (1861-1940) rechnete sich zu den entschiedenen Anhängern des Marxismus, allerdings nicht als Parteipolitiker, sondern als Verfechter einer marxistisch orientierten Wissenschaftsmethode. In der deutschen Hochschullandschaft während der Weimarer Republik blieb dieses Forschungsfeld jedoch ein Gebiet für Außenseiter. Felix Weil hatte Grünberg 1924 aus Wien nach Frankfurt geholt und machte den bereits 63jährigen zum Leiter des Instituts, an dem vornehmlich junge Wissenschaftler arbeiteten. Gleichzeitig berief die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät Grünberg auf den gestifteten Lehrstuhl für Wirtschaftliche Staatswissenschaft. Aber bereits zweieinhalb Jahre später erkrankte Grünberg so schwer, daß er seine Funktionen nicht mehr wahrnehmen konnte.

moderne Stadt Frankfurt bekundete, daß sie „der unendlich schweren geistigen heutigen Situation in Deutschland dienen will“ [2].

### Zwischen Kathedermarxisten und „Georginen“ – Kontroversen belebten den Diskurs

In dieser Intention unterstützen während der Weimarer Republik die beiden preussischen Kultusminister Carl Heinrich Becker und Adolf Grimme die Stadt nachdrücklich. So insbesondere auch bei der Berufung der Nachfolger auf die Lehrstühle für Soziologie. Diese waren wieder Außenseiter und wurden für den sozialwissenschaftlichen Diskurs in der Hochschule und die geistige Kultur in der Stadt noch bedeutsamer als die Gründergeneration. Karl Mannheims Eintreten für die republikanische Verfassungspolitik und die besondere Rolle der Soziologie in der politischen Aufklärung brachten Kurator und Kultusminister dazu, ihn 1930 gegen den Anfangswiderstand der Fakultät als Nachfolger des emeritierten Oppenheimer durchzusetzen. Kein sozialwissenschaftliches Buch erregte damals in Deutschland mehr Aufmerksamkeit als Mannheims „Ideologie und Utopie“ (1929), eine Studie über die Situationsgebundenheit allen Denkens, die materialistische Einbettung aller geistigen Gebilde, also auch der Wissenschaften. Mannheim präsentierte die Umriss einer neuen Disziplin, der Wissenssoziologie, die nach den gesellschaftlichen Bedingungen und sozialen Interessen fragt, die die Denkweisen und Lehrmeinungen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen bestimmen. Zugleich bot er eine Analyse der geistigen Krise seiner Zeit, insbesondere auch der faschistischen Ideologie am Beispiel Mussolinis. Aus Heidelberg brachte er den nahezu gleichaltrigen Norbert Elias mit, Privatgelehrter jüdischer Herkunft wie er, der an seiner großen Untersuchung über die höfische Gesellschaft arbeitete und in der Lehrtätigkeit Mannheims eine zentrale Vermittlerrolle innehatte.

Auf der anderen Seite wurde zur selben Zeit ebenfalls ein junger Privatdozent der Philosophie, Max Horkheimer, anstelle des erkrankten Grünberg neuer Direktor des Instituts für Sozialforschung. Nur war dieser Stifterwunsch nicht in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät zu erfüllen, die für den vakanten Lehrstuhl Grünbergs den angesehenen, republikanisch engagierten Nationalökonom Adolf Löwe vom Kieler Institut für Weltwirtschaft ausgewählt hatte. Doch die Stiftung eines neuen Lehrstuhls





Mit Karl Mannheim (1893-1947), der den Kreisen der links-liberalen ungarischen Intelligenz um Georg Lukács entstammte, kam auch der Begründer einer neuen soziologischen Richtung 1930 nach Frankfurt – der Wissenssoziologie, die nach den gesellschaftlichen Bedingungen und sozialen Interessen der Personen fragt. Mannheim gehörte schnell zu dem Kreis der reformfreudigen, sozial-engagierten Gelehrten in Frankfurt und hielt mit ihnen auch gemeinsame Veranstaltungen ab. Die Vorlesungen des herausragenden, elegant wirkenden Gelehrten wurden nicht nur von Studenten, sondern auch von Gasthörern aus der Frankfurter Bürgerschaft stark besucht.



Paul Tillich (1886-1965) war als Philosoph und Sozialpädagoge nach Frankfurt berufen worden – trotz seiner theologischen Ausbildung nicht als Theologe, denn die bürgerliche Stiftungsuniversität war bewußt ohne theologische Fakultät gegründet worden. Tillich galt bereits als bekannter Gelehrter. Im „Berliner Kreis“, dem auch Tillich angehörte, diskutierten herausragende junge Intellektuelle nach dem Krieg Probleme, die zwischen Sozialismus, Theologie und Sozialphilosophie lagen. Sie definierten sich selbst als „religiöse Sozialisten“ und setzten sich sowohl von der traditionellen Kirche als auch vom Historismus der Theologie ab. In Frankfurt konnten sie ihre Vorstellungen zum ersten Mal auch im universitären Rahmen etablieren. Tillichs Veranstaltungen fanden unter den Studierenden und in der Stadt ähnlich starken Zuspruch wie Mannheims Vorträge.

in der Philosophischen Fakultät, auf deren Drängen Professur für Sozialphilosophie genannt, machte die Berufung Horkheimers möglich. Er war seit seiner Jugendzeit mit Friedrich Pollock befreundet, der als Nationalökonom im Institut für Sozialforschung von der Gründung an arbeitete. Horkheimer griff das Projekt einer materialistischen Gesellschaftstheorie anders auf als Grünberg. Die Zusammenarbeit der Fachwissenschaften, der Soziologen und Nationalökonomien, Historiker und Psychologen sollte angeleitet werden durch philosophische Reflexion, bestimmt von den Fragestellungen einer als Gesellschaftstheorie verstandenen Sozialphilosophie. Zusammen mit Löwenthal und Pollock, Fromm, Grossmann und



Max Horkheimer (1895-1973) übernahm 1930 nicht nur von Grünberg die Position als Direktor des Instituts für Sozialforschung, er erhielt auch die neu geschaffene Professur für Sozialphilosophie. Obwohl Sohn aus reicher jüdischer Unternehmerfamilie hatte er sich früh mit dem Elend der Arbeiter und der gesellschaftlich Benachteiligten auseinandergesetzt, statt einer kaufmännischen Karriere wählte er ein Studium der Psychologie, Philosophie und Nationalökonomie. Horkheimer rückte von der dogmatisch marxistischen Position Grünbergs ab und entwickelte zusammen mit seinen Mitarbeitern die Kritische Theorie der Gesellschaft.

Adorno begann er in diesem Sinne die Zeitschrift für Sozialforschung.

Viele andere Außenseiter wären zu nennen, die an der Frankfurter Universität eine Wirkungsstätte fanden. Erinnerung sei nur an den Theologen und religiösen Sozialisten Paul Tillich auf einem Lehrstuhl für Philosophie, den Afrikaforscher Leo Frobenius, dessen völkerkundliches Forschungsinstitut von München nach Frankfurt geholt wurde, den Mitbegründer der Gestaltpsychologie Max Wertheimer, den Religionswissenschaftler Martin Buber oder unter den Juristen den ersten Theoretiker des sozialen Rechtsstaates Hermann Heller und den Frankfurter Rechtsanwalt



Der Nationalökonom Friedrich Pollock (1894-1970) war ein enger Freund von Marx Horkheimer und Felix Weil. Pollock gehörte zu den Mitbegründern des Instituts für Sozialforschung und arbeitete dort bis 1933. Er ging mit dem Institut ins Exil und kehrte mit Horkheimer und Adorno zu Beginn der fünfziger Jahre aus Amerika nach Frankfurt zurück.

Hugo Sinzheimer, einen der Schöpfer des modernen Arbeitsrechts, das er an der Universität vertrat. Er entwarf das Konzept der Akademie der Arbeit, einer Weiterbildungsstätte für Arbeiter an der Universität, getragen von ihr, dem Staat und von den Gewerkschaften.

Auch Wissenschaftler aus dem engeren Kreis des Lyrikers Stefan George erhielten eine Chance, wie sie keine andere Universität in Deutschland ihnen bot. So wurde der Historiker Ernst Kantorowicz auf Grund seiner ebenso gerühmten wie umstrittenen „Gestaltbiographie“ des Stauferkaisers Friedrich II. in die Philosophische Fakultät berufen und Max Kommerell dort für Germanische Philologie habilitiert. Solche Berufungspolitik, nachdrücklich vom Kurator der Universität Kurt Riezler unterstützt, förderte im toleranten Klima der Stadt eine ungemein lebhaft Diskussionsatmosphäre. Ob Kathedermarxisten, religiöse Sozialisten, Gestaltpsychologen, Psychoanalytiker oder „Georginen“, wie die Anhänger Georges genannt wurden, alle hatten Gelegenheit, sich in den akademischen Veranstaltungen wie in den verschiedensten Kreisen und „Kränzchen“ außerhalb der Universität zu treffen und sich miteinander und untereinander zu streiten, gemeinsam bedacht auf Qualität und Originalität, abhold positivistischer Faktenhuberei und mechanisiertem Denken.



## Das brutale Ende der liberal-demokratischen Kultur

Das nationalsozialistische Regime schloß aus rassistischen und politischen Gründen ein Drittel der Lehrpersonen von der Frankfurter Universität aus, darunter jeweils führende Vertreter ihres Faches. Die Vertreibung und dann die Vernichtung der deutschen Juden trafen die Hochschule wie die Stadt in besonderer Weise. Sie verloren die wichtigste Gruppe unter den Trägern ihrer liberal-demokratischen Kultur.

Der Stiftungskonstruktion der Universität war es zu danken, daß im Falle des Instituts für Sozialforschung die rechtzeitig außer Landes geschafften privaten Unterhaltsmittel nicht nur das Überleben des Instituts nach der Vertreibung, sondern die einzigartige interdisziplinäre Kooperation seiner Mitglieder in den USA und die weitere Publikation der Zeitschrift für Sozialforschung ermöglichten, ganz abgesehen von dem Schlüsselwerk über die Dialektik der Aufklärung – Arbeiten, die später unter dem Namen „Frankfurter Schule“ weltweite Aufmerksamkeit fanden.



Der Afrikaforscher Leo Frobenius (1873-1938) gehörte als Außenseiter des bürgerlich-professoralen Gelehrtenbetriebs sicher zu den eigenwilligen Gründungsfiguren der Frankfurter Universität. Er hatte kurz nach dem Ersten Weltkrieg in München ein Institut für Kulturmorphologie gegründet, das allerdings durch die Geldentwertung in finanzielle Schwierigkeiten geraten war und keine Unterstützung durch die Münchner Universität fand. Frankfurter Bürger setzen sich für ihn ein, und so war dann auch die Stadt überzeugt, daß Frobenius zwar in akademischen Kreisen kontrovers, aber schon als bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeit anzusehen sei. Eigens für Frobenius wurde das mit der Universität verbundene „Forschungsinstitut für Kulturmorphologie“ geschaffen. Notker Hammerstein schreibt in seiner Universitätsgeschichte über Frobenius: „Für die einen war er genial, begeistert, ein begnadeter Gelehrter, für andere ein Scharlatan, eine tyrannische, sich selbst verspottende Spielernatur, unseriös, ja dubios.“



Hugo Sinzheimer (1875-1945) (Zeichnung von Lino Salini) war nicht nur Rechtsgelehrter auf dem innovativen Feld des Arbeitsrechts, er war auch politisch engagiert: Als jüdischer Sozialist und Abgeordneter im Verfassungsausschuß der Weimarer Nationalversammlung machte er sich für eine Verankerung des Genossenschaftsgedankens mit sozialistischen Ideen stark. Die Gründung der Frankfurter Universität verfolgte Sinzheimer skeptisch, denn sie beschwor die doppelte Gefahr weiterer Abhängigkeit der Stadt von der ungeliebten preußischen Verwaltung und zusätzlicher Benachteiligung der Arbeiterklasse. Sinzheimer engagierte sich für die Akademie der Arbeit, zählte auch 1919 zu ihren Mitbegründern – und nahm dann doch 1920 einen Lehrauftrag für Arbeitsrecht an der Universität an. So wurde die erste arbeitsrechtliche Honorarprofessur für Sinzheimer geschaffen, eine vergleichbare Position gab es nur in Berlin.

Nach dem Zusammenbruch des Regimes wurde in den Westzonen allorts der Anschluß an vorangegangene Orientierungen und Strukturen gesucht, bestimmte in diesem Sinne Kontinuität die gesellschaftliche Entwicklung. So auch, aber mit deutlich anderer Tendenz, in Frankfurt. Es nahm den eigenen, vom deutschen Sonderweg abweichenden Entwicklungspfad wieder auf. Die weithin zerstörte Stadt wurde von einer radikal demokratischen Koalition wiederaufgebaut, in der nun die Sozialdemokraten mit Walter Kolb als Oberbürgermeister das Heft in die Hand nahmen, aber gemeinsam mit einer linksliberalen CDU, die den Kämmerer Georg Klingler stellte. Auch die Freien Demokraten blieben in Frankfurt linksliberal orientiert, im Unterschied zur Oppositionsrolle ihrer Landespartei gegenüber der in Wiesbaden ebenfalls mit radikal demokratischem Akzent regierenden großen Koalition.

### Rückbesinnung auf die exilierten Soziologen

Die Liberalität der Stadt und der Landesregierung kam erneut der Wissenschaft in Frankfurt zugute, insbesondere den Außenseitern und Grenzgängern. Hatten exilierte Soziologen und Vertreter der politischen Wissenschaften wegen des

Ernst Kantorowicz (1895-1963) war ein Außenseiter seines Faches. Seine „Gestaltbiographie“ des Stauferkaisers brachte ihm den Ruf ein, stärker Dichter als Historiker zu sein, mehr mythische „Wesenschau“ als Geschichtsschreibung zu betreiben. Denn für den Kreis um Stefan George galt: Der Forscher müsse auf den in den Gestalten und Gebilden lebenden Mythos lauschen, um so auf eine ebenfalls mythische Weise die großen Schöpfer dieser Werke als „Vorbilder“ zu erkennen und zu erleben. Der Kurator Kurt Riezler, der sich selbst keineswegs zu den George-Jüngern zählte, ersuchte die Philosophische Fakultät Ende der zwanziger Jahre, Kantorowicz wegen seiner hervorragenden Leistungen zu habilitieren. Die Historiker in diesem Gremium sperrten sich zwar, setzten sich aber gegen Riezlers taktisches Verhandlungsgeschick nicht durch, Kantorowicz zum Honorarprofessor ernennen zu lassen. Seine Antrittsvorlesung wurde zu einem Ereignis für Frankfurt, dem auch die linken Intellektuellen nicht fernblieben.



entstandenen Vakuums und in dem Bemühen um demokratisch-politische Bildung auch generell größere Chancen, zurückberufen zu werden, als Gelehrte aller anderen Disziplinen, war doch die Anstrengung von Stadt und Land, unterstützt von der amerikanischen Verwaltung, die vertriebene Soziologie nach Frankfurt zurückzuholen, ohne Beispiel. An der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät lehrte später wieder Julius Kraft, an der Philosophischen Gottfried Salomon. Früher schon kehrten Horkheimer, Pollock und Adorno zurück, um die gemeinsame Arbeit fortzusetzen. Das Institut für Sozialforschung wurde 1950 auf nachdrückliche gemeinsame Einladung der Stadt und des Landes als private Stiftung mit öffentlichen Mitteln wiedererrichtet und zugleich Soziologisches Seminar der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt.

Wie die genannten Soziologen wurden aus dem Exil beispielsweise der Finanzwissenschaftler Fritz Neumark und der Dermatologe Oscar Gans zurückgeholt und, wie Max Horkheimer, Dekane ihrer Fakultät und Rektor der Hochschule. Auch mit Friedrich Dessauer, der nach seiner Vertreibung zunächst an der Universität Istanbul und dann an der Univer-



sität Fribourg in der Schweiz lehrte, nahm die Universität sogleich die Verbindung auf. Als ihm der Kurator den Wunsch der Stadt mitteilte, ihm wieder die Leitung seines Instituts anzutragen, antwortete er: „Die Erforschung der Beziehung zwischen Physik und Lebensvorgängen oder, mit anderen Worten, zwischen unbelebter und belebter Natur ist in ein neues Stadium getreten, bietet ganz große Zukunftsaussichten und ist eine wirklich rein humane, von keinem Streit der Zeit befleckte Mission. Es wird vielleicht einmal zur Anerkennung, ja zum Ruhme Frankfurts am Main beitragen, daß hier das erste derartige Institut begründet und durch die schlimmsten Stürme der Zeit hindurch gerettet wurde, die jemals tobten.“ [3] Als Emeritus nahm er 1951 seine Lehrtätigkeit in Frankfurt mit Vorlesungen über Biophysik und Naturphilosophie wieder auf.

So bedeutsam die Ursprungsidee der Frankfurter Universität als bürgerliche Stiftungshochschule auch für ihr Selbstverständnis blieb, sie ließ sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer schwerer realisieren. Die enge Verbindung zu den Stifterfamilien hatten Nationalsozialismus und Krieg zumeist zerstört, die Mittel vernichtet. Die Stadt war



Der erste Theoretiker des sozialen Rechtsstaates, Hermann Heller (1891-1933), wurde 1932 gegen starke Widerstände im Fachbereich nach Frankfurt berufen. Kritisiert wurde von einigen Kollegen sein politisches Engagement. Heller hatte sich unter anderem auf die Seite der Arbeiter gestellt, die die Weimarer Republik gegen die Kapp-Putschisten von rechts verteidigten. Heller beschäftigte sich in verschiedenen wissenschaftlichen Aufsätzen mit der Bedrohung der jungen Republik durch eine Diktatur von rechts. Doch Hugo Sinzheimer hatte sich für Heller erfolgreich stark gemacht. Von einer Vortragsreise nach Oxford kehrte Heller im März 1933 nicht mehr nach Deutschland zurück. Freunde sahen das Leben des Juden und Sozialdemokraten nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Gefahr. Heller ging nach Madrid und starb dort nach einem Herzanfall im November 1933.



Theodor W. Adorno (1903-1969), der in Frankfurt aufwuchs, studierte und sich an der Goethe-Universität habilitierte, hielt seiner Heimatstadt die Treue, wieviele Jahre er auch im Exil verbringen mußte. Schon in seiner Antrittsvorlesung als Privatdozent über die aktuelle Philosophie ist sein wissenschaftliches Programm erkennbar, die Motive der „Negativen Dialektik“, die Ästhetik im Zentrum seiner Philosophie, Schlüssel auch zur Erkenntnis des gesellschaftlichen Zusammenhangs. Seine musikalische Begabung stand seiner intellektuellen nicht nach. Er engagierte sich als Komponist und Kritiker für die neue Musik. In der amerikanischen Emigration wurde er anfangs als Sozialpsychologe mit den Studien zum autoritären Charakter bekannt. In engster Zusammenarbeit mit Horkheimer entstand die „Dialektik der Aufklärung“. Nach der Rückkehr entfaltete sich im neu begründeten Institut für Sozialforschung seine einzigartige Wirkung, die in den sechziger Jahren über den Einfluß auf Wissenschaft und Kunsterkenntnis hinaus zu einem Moment der politischen Kultur in Europa wurde.

auf die Dauer den enorm wachsenden finanziellen Anforderungen des modernen Wissenschaftsbetriebs nicht mehr gewachsen, die selbst die zuständigen Länder überforderten und zu einer Grundgesetzänderung führten, um den Bund an den Kosten zu beteiligen. So wurde die Frankfurter Hochschulentwicklung, in den Grenzen eines Bundesrahmengesetzes, zur Sache des Landes. Aber auch in der Normalisierung blieb der Gründungswille erkennbar, neuen Wissenschaftsgebieten eine Chance zu geben. In den sechziger Jahren erhielt erstmals an einer deutschen Universität die Psychoanalyse einen ordentlichen Lehrstuhl, vertreten durch Alexander Mitscherlich, der das Sigmund-Freud-Institut, ein Ausbildungs- und Forschungsinstitut für Psychoanalyse, in Frankfurt leitete. In den achtziger Jahren wurde in Frankfurt die erste ordentliche Professur für Frauenforschung in Deutschland eingerichtet und mit ihr die Soziologin und Rechtswissenschaftlerin Ute Gerhard betraut, unter deren Leitung im Sommer 1997 ein reguläres, interdisziplinäres Universitätszentrum für

Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse seine Arbeit begann.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 4/1997

## Literatur

- Bethge, Klaus und Horst Klein, Physiker und Astronomen in Frankfurt, Neuwied 1989.  
 Forstmann, Wilfried, Frankfurt am Main in Wilhelminischer Zeit 1866-1918, in: Frankfurter Historische Kommission (Hrsg.), Frankfurt am Main. Die Geschichte der Stadt in neuen Beiträgen, Sigmaringen 1991.  
 Hammerstein, Notker, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Neuwied und Frankfurt 1989.  
 Hansert, Andreas, Bürgerkultur und Kulturpolitik in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1992.  
 Horkheimer, Max, Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung, Frankfurter Universitätsreden XXXVII, Frankfurt am Main 1931.  
 Kluge, Paul, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, Frankfurt am Main 1972.  
 Oppenheimer, Franz, Lebenserinnerungen, Düsseldorf 1964.  
 Schivelbusch, Wolfgang, Intellektuellendämmerung, Frankfurt am Main 1982.  
 Stern, Fritz, Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 1996.  
 Wolf, Siegbert, Liberalismus in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1987.

## Anmerkungen

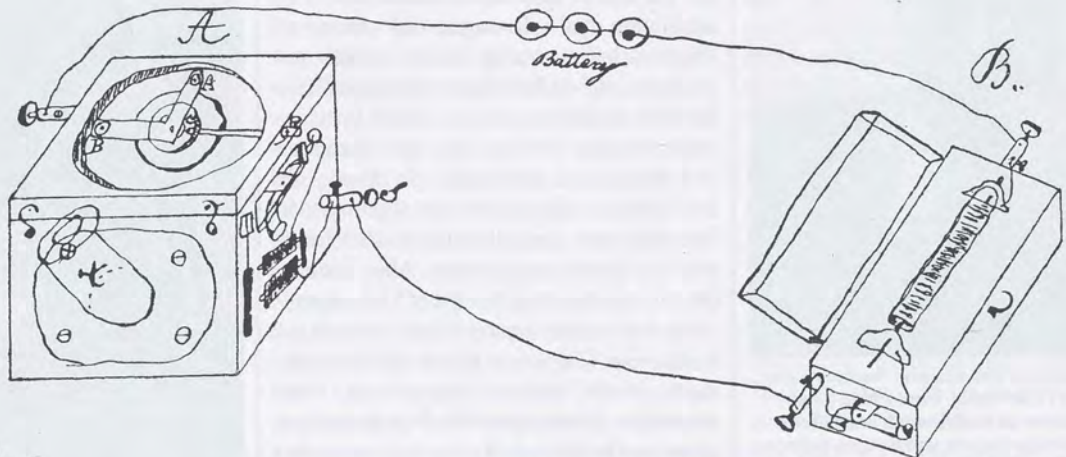
- [1] Zitiert nach Fritz Stern, Verspielte Größe, München 1996, S. 164.  
 [2] Zitiert nach Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung, Frankfurt am Main 1982, S. 89.  
 [3] Zitiert nach Wolfgang Pohlitz, Friedrich Dessauer, in: Klaus Bethge und Horst Klein (Hrsg.), Physiker und Astronomen in Frankfurt, Neuwied 1989, S. 98.



Der Nationalökonom Fritz Neumark (1900-1991) gilt als Nestor der deutschen Finanzwissenschaften. Er hatte sich in den zwanziger Jahre für wirtschaftliche Staatswissenschaften habilitiert und lehrte dann als Professor für wirtschaftliche Staatswissenschaften. Als sogenannter „Nichtarier“ wurde ihm 1933 die Lehrbefugnis entzogen. Er emigrierte und war bis zu seiner Rückkehr nach Frankfurt 1951 Professor an der Universität Istanbul. Zweimal war Neumark nach dem Krieg auch Rektor der Goethe-Universität. [vgl. Beitrag von Karl Häuser über Neumark, S. 138ff]



**F**ast alles in Frankfurt scheint mit dem Namen Goethes verflochten zu sein, so auch die Anregung für einen Physikalischen Verein: „Wäre es möglich, einen tüchtigen Physiker herbei zu ziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Kapitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet; setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung des Phänomens nötigen Instrumente anzuschaffen, so wäre in einer großen Stadt für wichtige, insgeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben.“ (Reise an Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815).



Handskizze von Philipp Reis eines Apparats, den er „Telephon“ nannte.

*zu  
von Hoffmann'schen Apparat  
zu  
Frankfurt a/M.*

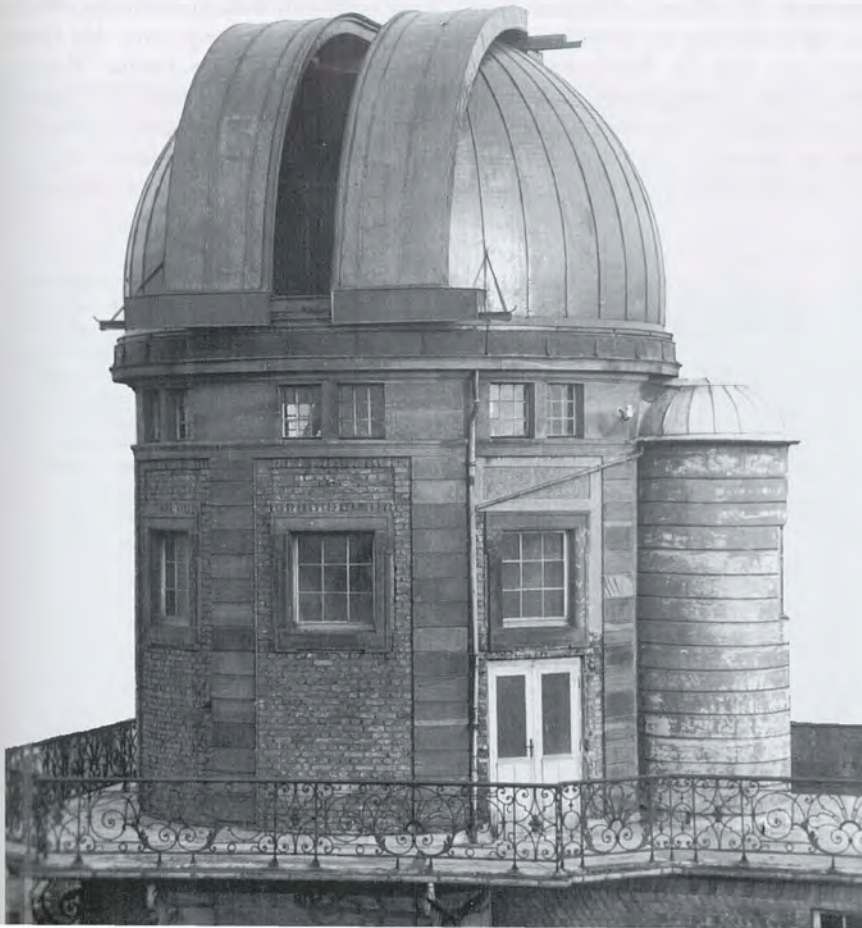




# Der Physikalische Verein

VORLÄUFER UND BEGLEITER DER UNIVERSITÄT

von Gerd Sandstede  
und Ulrich Thimm

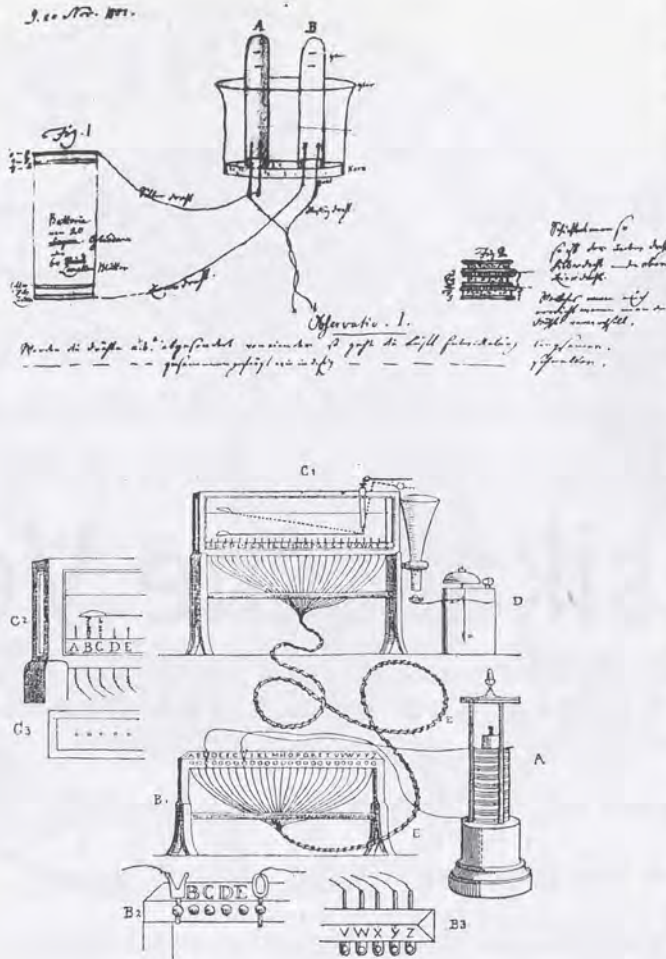


1817 war auf Goethes Anregung hin zunächst eine Naturforschende Gesellschaft gegründet worden. Physik und Chemie waren zwar in ihrem Tätigkeitsplan vorgesehen, aber die Absicht ging nie über das Papierstadium hinaus, weil den meisten Mitgliedern vor allem an der naturgeschichtlichen Sammlung lag.

„Die Gelegenheit, mit dem Umfange der neueren Chemie, die schon den größten Teil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größeren Ort, besonders Frankfurt zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn beiseite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmazeut würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichtums finden, würden durch Übersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung Strebende würden in der chemischen Kenntnis neue Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht ab-



Außer Neeff waren noch weitere Ärzte Mitbegründer des Physikalischen Vereins, darunter Vater und Sohn Soemmering, Dr. med. Samuel Soemmering hatte schon mit elektrischem Strom experimentiert, kurz nachdem im Jahr 1800 die Volta'sche Säule vorgestellt wurde. Soemmering nutzte sie zur Elektrolyse von Wasser, und konstruierte auf dieser Grundlage den ersten Telegraphen. Als Signal verwendete er die Gasblasen der Wasserstoffentwicklung, für jeden Buchstaben brauchte er folglich einen Draht. 1828 stellte er im Physikalischen Verein eine verbesserte Ausführung vor, bei der er mit zwei Pulsen für einen Buchstaben arbeitete, so daß er mit acht Drähten für das Alphabet auskam.



schen Vereins so viele treue Verehrer in unserer Stadt gewonnen worden, daß der hingeworfene Funke schnell zündete und Frankfurt nun eine lange gefühlte Lücke in der Reihe seiner Bildungs- und Belehrungs-Institute aufs Vielversprechendste ausgefüllt sieht.“

In seiner Eröffnungsrede argumentierte Neeff mit dem „Standort Deutschland“. Man braucht nur Frankreich und England durch Japan und die Vereinigten Staaten zu ersetzen, die Sprache etwas zu modernisieren, und die Argumente kommen einem vertraut vor: „Was hat Frankreich, was hat besonders England, auf eine so staunenswerte Höhe des Kunstfleisses, und, durch diesen, des Reichthums und der Macht gehoben? Daß diese Länder dem Lichte der Wissenschaft sich nicht verschlossen haben; daß ihre Künstler, ihre Fabrikanten, bei dem Naturforscher in die Schule gehen, und aus dem Studium der Physik und Chemie unendlichen Gewinn ziehen; daß jede neue Entdeckung ein Erwerbszweig für Tausende wird, und Millionen ein genußreicheres Daseyn gewährt.“

Wie heruntergekommen waren dagegen Industrie und Maschinenbau in Deutschland: „Verarmt, verödet sind diese im Laufe der Zeit, weil bloß auf mercantile und technische Productionen ihr Leben begründet war, nicht aber auf die ewig jugendliche Natur, die stets neue Ideen erzeugt und in Umtrieb setzt. In der Wissenschaft und der Kunst hat hinfort Deutschland seine Ehre zu suchen, seinen Rang unter den Völkern, seine Existenz.“

Eine Sonderstellung unter den Gründungsmitgliedern hatte Johann Valentin Albert, das Adreßbuch von 1835 charakterisiert ihn als Handelsmann und Mechaniker, Döngesgasse. Galanterie-, Kunst-, Spiel- und engl. kurze Waren, Werkstätte

geneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennen, daß so vieles, was unsere Vorfahren in dunklen Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an- und ineinander schließt, sich aufklärt, sodaß vielleicht in keinem anderen Fach mehr als im chemischen wissenschaftliche Übersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.“

Es waren tatsächlich vor allem Ärzte, die Chemie und Physik in Frankfurt vorantrieben, allen voran Prof. Christian Ernst Neeff (1782 bis 1849). Der Arzt am Bürgerhospital gehörte zu den Doctores Recepti und war gleichzeitig Accoucheur, also Geburtshelfer. Neeff war Mitglied des Medical-Collegs – der Ärztekammer – und des Sanitäts-Amtes, das die Aufsicht über das gesamte Medicinal- und Sanitätswesen führte. Über Jahrzehnte würde er dem Vorstand des Physikalischen Vereins angehören, mehrfach auch dem Vorstand der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Zu den Mitgründern gehörten weitere Ärzte, ein Apotheker, Lehrer, ein fürstlich Reuß-Plauenscher Hofrath und der „Stadt-Lotterie-Cassirer“.

Sieben Jahre nach der Naturforschenden Gesellschaft konnte „Iris“, das Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie, die Eröffnung des physikalischen Museums für den 24. November 1824 melden: „Der Naturwissenschaft sind durch die glücklich erreichten, so höchst erfreulichen Resultate der Senckenbergischen Gesellschaft und des polytechni-



Das erste Vereinslokal befand sich rechts oben in der Schäfergasse 10, dem Hintergebäude des Hotels Reichskrone. 1827 wurde es in das Haus Löwenberg in der Töngesgasse 46 links unten verlegt.



für mathematische und physikalische Instrumente, Maschinen und Apparate, technologische Modelle. Albert war eine Mischung aus Erfinder und Manager und gelegentlich auch Immobilienmakler. Mit Lambert befreundet, dem Professor für Physik und Mathematik am Frankfurter Gymnasium, erwarb er nach dessen Tod Lamberts Sammlung physikalischer Geräte, die er zum Grundstock des Museums machte. Albert war nie im Vorstand des Vereins, er arbeitete eher als eine Art Geschäftsführer, Mechanikermeister und Custos.

Paragraph 4 der Vereinsstatuten bestimmte: „Der hiesige Kunsthändler J.V. Albert übergibt diesem Vereine ein geeignetes Lokal, stellt darin seinen ganzen, ihm fortwährend eigenthümlich zugehörigen physikalischen Apparat, so wie seine Büchersammlung, zur ordnungsgemäßen Benutzung der Theilnehmer auf. Bei beiden soll auf Ergänzung des abgehenden, so wie überhaupt auf zweckdienliche Vermehrung gesehen werden.“ Für Albert war das ein einträgliches Geschäft, warf doch damit sein Warenlager einen Gewinn ab, auch wenn es noch gar nicht verkauft war.

Für das Museum wollte Albert zunächst sein Haus in der Döngesgasse, Ecke Schärfengäßchen aufstocken, fand dann aber einen geeigneteren Ort nächst der Zeil im Hintergebäude des Hotels Reichskrone, Schäfergasse 10, dort, wo heute das Kino „Royal“ steht. Das Physikalische Museum war seinerzeit so beachtlich, daß man es ins Besichtigungs-

programm der 4. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte aufnahm.

Im zweiten Jahr nach der Vereinsgründung ließ die Begeisterung schon nach. Das Ereignis des Jahres war der Auftritt von Ernst Florens Friedrich Chladni, Begründer der experimentellen Akustik, über die er 14 Vorlesungen hielt. Der Physiker mußte mit seinen akustischen Experimenten seinen Unterhalt bestreiten und verriet deshalb auch nicht die Kniffe, die



er für seine Versuche anwendete – die Vorlesung glich eher einer Zaubervorstellung. Noch heute steht Chladni mit seinen Klangfiguren in den Lehrbüchern der Physik.

Ende 1826 zog Albert mit dem Museum ins Haus Löwenberg, Döngesgasse 46, um. Ohne mit dem Physikalischen Verein Kontakt aufzunehmen, hielt der Churer Professor von Tscherner Experimentalvorlesungen in der Stadt, „begleitet

mit allen den zur Erläuterung dienenden Experimenten, und werden sich über die sämtlichen Hauptzweige der Physik ausdehnen.“ Der Erfolg war so durchschlagend, daß von Tscherner einen zweiten Cursus anbieten konnte. „Das Honorar beträgt für jedes einzelne Billet 1 Lsd'r. Für diejenigen, welche noch eine Dame mitzubringen wünschen, ist jedoch die Erleichterung getroffen, daß sie für 1,5 Lsd'r. nebst ihrer Einlaßkarte noch ein Damen-Billet erhalten.“ Auch 1829 hielt von Tscherner einen Vortragszyklus ab, offensichtlich gab es einen Markt für Physik-Vorlesungen.

Konkurrenz belebt das Geschäft, und der Physikalische Verein reagierte, indem er für das Winterhalbjahr 1828/29 selbst ein Vorlesungsverzeichnis herausgab: Geschichte und das Technische der Gasbeleuchtung, die Newtonischen Attractions-Gesetze, der chemische Theil der Physik, Geschichte der Astronomie, Vergrößerungs- und Ferngläser. Als letzter Punkt erscheint eine Reihe von Vorträgen über verschiedene Theile der populären Physik für Kinder – eine Tradition, die der Verein bis heute beibehalten hat.

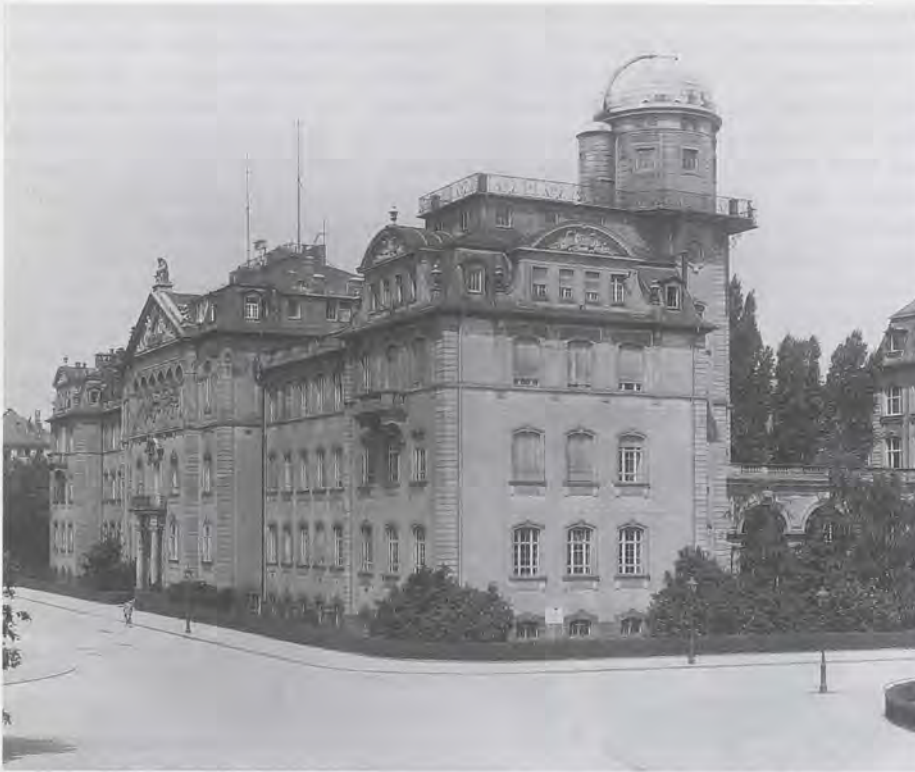
### Ein hauptamtlicher Lehrer

Die Abhängigkeit von Albert blutete den Verein aus. Deswegen trennte sich der Vorsitzende Karl Passavant 1834 genau zehn Jahre nach der Vereinsgründung – von ihm; in seinen Lebenserinnerungen erwähnt Albert den Physikalischen Verein nicht. Ein weiterer Schritt



Blick vom Hauptgebäude auf die Rückseite des Senckenbergmuseums und die Sternwarte des Physikalischen Vereins.





Das Gebäude des Physikalischen Vereins am Kettenhofweg, der in diesem Teil auf seinen Vorschlag in Robert-Mayer-Straße umbenannt wurde, und Ecke Viktoria-Allee, die heutige Senckenberganlage.

zur Sanierung waren die kostenlosen Räume, die die Dr. Senckenberg-Stiftung im Naturkundemuseum Bleichstraße 59 und nebenan im Stiftsgebäude zur Verfügung stellte. Im Hinterhof lag der Botanische Garten und schräg gegenüber das Eschenheimer Tor. Der gebürtige Frankfurter Passavant war Arzt am neuen Versorgungshaus. Vor der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft hielt er Vorträge über „Lebensmagnetismus“, der die Bürger damals arg beschäftigte, unter seinen Werken findet man ein Buch über Lebensmagnetismus und Hellseherei.

Passavant ist es zu verdanken, daß der Verein den ersten hauptamtlichen Lehrer namens Wiebel einstellen konnte, dem allerdings das Gehalt von 500 Gulden nicht reichte; er ging schon im Frühjahr 1835 nach Aarau. Dem nächsten Lehrer – Rudolph Christian Boettger war noch nicht einmal promoviert – konnte man schon 700 Gulden bieten, weil der Senat der Stadt den Verein mit tausend Gulden subventionierte. Aber keine Leistung ohne Gegenleistung: der Verein mußte die Schüler der öffentlichen Schulen zu den Vorträgen zulassen und „auf Erfordern städtischer Behörden mit Untersuchungen, Berichten und Begutachtungen aus dem Gebiete der Physik und Chemie unweigerlich und unentgeltlich an Handen gehe[n].“

Die humanistisch gesinnten Gymnasien waren bis nach dem 2. Weltkrieg ex-

perimentell sehr mäßig ausgestattet, so daß die Schülervorlesungen viel beachtet wurden (ab 1894 kamen Lehrerkurse hinzu). Die Gutachtertätigkeit wurde von den städtischen Behörden vor allem bei Patentanträgen gerne genutzt, es finden sich auch abstruse Anfragen darunter, wie die des Polizey-Amtes an die Löbliche Direction des physikalischen Vereins vom 6. Oktober 1843: „Verehrliche Stelle ersuchen wir, uns gefälligst darüber Auskunft ertheilen zu wollen, ob sich rohe, mit dem Fell versehene Hammelsfüße von selbst entzünden können.“ Wie jeder gute Gutachter hielt sich der Verein in seinem Bericht ein Hintertürchen offen: Das könne nicht der Fall sein, sofern nicht besondere Umstände hinzu kämen.

Bei den Gutachten spielte schon damals eine Rolle, was heute Umweltschutz heißt. Die Frankfurter Jahrbücher vom 15. Oktober 1836: „Viele Fabriken, Gewerbe und sonstige bürgerliche Einrichtungen sind mit Gefahr oder doch Unbequemlichkeit für die Arbeiter und Nachbarn verbunden, und deshalb von dem Staate unter besondere Aufsicht gestellt, und bedürfen zur Errichtung und Fortführung spezieller Erlaubniß. Bei den raschen Fortschritten der Industrie und der Leichtigkeit mit der sie sich fast jeder neuen wissenschaftlichen Entdeckung zu ihren Zwecken bemächtigt, bedarf es einer speziellen Kenntniß der theoretischen und praktischen Physik, Mechanik und Chemie und geeigneter Apparate zu Versu-

chen, um in vorkommenden Fällen über Schädlichkeit oder Unschädlichkeit ein begründetes Urtheil abgeben zu können. Es ist deshalb für unsere Stadt nicht unwichtig, daß sich in der physikalischen Gesellschaft ein Verein von Sachverständigen gebildet hat, die zugleich wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, um Anträge dieser Art durch besonders erwählte Kommissionen berathen und begutachten zu lassen.“

Als Beispiel möge die Aufstellung von Gutachten aus dem Jahresbericht 1845/46 dienen:

- „1. Über die Gasfabrik vor dem Obermaintor und das von derselben gelieferte Gas.
2. Über einen Ventilator in einer Eisengießerei.
3. Über die Einrichtung eines Geschäfts in chemischen Produkten.
4. Über ein Patentgesuch in Betreff des Daniel'schen Heizapparates.
5. Über die Einrichtung einer galvanoplastischen Fabrik zu Oberrad.
6. Über ein in Betreff einer eigenthümlichen Art der Fabrikation von Mineralteer, Mineralkitt, Asphaltfirniß und Ruß nachgesuchtes Patent.
7. Über ein die Anfertigung feuerfester Schränke betreffendes Patentgesuch.
8. Über die Einrichtung einer Fabrik von Limonade gazeuse zu Oberrad.
9. Über die Errichtung einer Lampenrußfabrik.“

### O Eisen! wie hast du mich lange geneckt

Der Physikalische Verein diente vor allem auch den Experimenten seiner Mitglieder, der Buchhalter Johann Philipp Wagner ist ein hervorragendes Beispiel dafür. Am 25. Februar 1837 führte Wagner im Physikalischen Verein den elektromagnetischen Hammer vor, eine Vorrichtung zum Öffnen und Schließen des elektrischen Stroms, deren Prinzip noch heute für die elektrische Klingel verwendet wird.

Im selben Jahr hatte Wagner einen kleinen, elektrisch angetriebenen Wagen konstruiert. Das Elektroauto wurde 1840 auf der 18. Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Erlangen vorgeführt. Am 10. November erteilte ihm die Stadt Frankfurt auf 15 Jahre ein Privileg auf einen Elektromotor. Das Patent galt nur in der Freien Reichsstadt, und um es auf das Gebiet des Deutschen Bundes auszudehnen, hätte jedes einzelne Bundesland ebenfalls ein Patent erteilen müssen – in England oder Frankreich galten dagegen damals schon Patente für das Gebiet der gesamten Monarchie. 1844 überprüfte eine vom Bundesrat eingesetzte Kommis-



sion die von Wagner konstruierten Elektromotoren.

Auch Wagner spielte das Argument Umweltschutz aus. Seit 1840 bis zu seinem Tode 1878 war Wagner Inspektor der Dampfmaschinen in der Stadt Frankfurt. Penibel rechnete er für eine Dampfmaschine vor, „in wie weit die Atmosphäre zur Umwandlung so ungeheurer Massen von Brennstoff, zum größten Theil in Kohlensäure, in Anspruch genommen und mit dieser bereichert wird. Zur Umwandlung von 1 Pfund Steinkohlen sind erforderlich 9,25 Pfund oder 110 Kubikfuß atmosphärischer Luft.“ Für den Verkehr der Taunus-Eisenbahn kam er auf täglich „1,210,000 Kubikfuß atmosphärischer Luft, welche durch Aufnahme der Bestandtheile der Steinkohlen wenigstens zum Einathmen untauglich geworden ist. Eine weitere Bereicherung erleidet die Atmosphäre bei der Anwendung von Hochdruck-Dampfmaschinen durch das Aushauchen von Wasserdampf.“

Bevor man Wagner hellseherische Fähigkeiten zubilligt, weil noch heute das CO<sub>2</sub>-Problem die Abendnachrichten beschäftigt – allerdings wegen des Treibhauseffekts – muß man beachten, daß Wagner nicht die Gegenrechnung für den Elektromotor aufmacht. Er produziere „keine der Gesundheit nachtheilige oder feuergefährliche Gase“, in den Zink-Kupfer-Elementen verbrauchte er Zinkplatten.

Der Bundestag forderte Wagner auf, eine Locomotive zu bauen. Wagner geriet in die Schwierigkeiten, die jeder Ingenieur vom „Upscaling“ kennt. Beim Umpolen schlug der Motor Funken, und ihm war noch nicht bekannt, daß nur weiches Eisen für Elektromotoren brauchbar ist. Vielleicht geht auf diese Erfahrung sein Stoßseufzer zurück:

O Eisen! wie hast Du mich lange geneckt, Wie scheint so eigen, verborgen, versteckt Dein Wesen so schwer zu ergründen.

Wagners Locomotive stellte sich im Betrieb als zwölf Mal so teuer heraus wie eine Dampfmaschine. Der Bundestag erstattete ihm zwar Auslagen von 6.000 Gulden, aber empfahl den Bundesländern nicht, den Elektromotor zu patentieren.

Monumentaler Mittelpunkt der Feiern zum 400jährigen Gutenberg-Jubiläum war 1840 auf dem Roßmarkt das aus Holz und Gips gefertigte Denkmal. Ein endgültiges Denkmal sollte aus Letternmetall gegossen werden, aber aus Geldmangel kam das Projekt nicht recht voran. Mitte der vierziger Jahre erfand Boettger das galvanoplastische Verfahren der Verkupferung. Das Modell wurde mit Graphit überzogen und an den Minuspol einer Batterie angeschlossen, so daß der galvanische Strom zu einem KupfERNIEDERSCHLAG führte. Erst 1857 war das gesamte Denkmal fertiggestellt.

## Sicherheitszündhölzer und Schießbaumwolle

Der Name des Physikalischen Vereins täuscht darüber hinweg, daß er auch immer auf dem Gebiet der Chemie tätig war. 1835 unterschrieb Rudolph Christian Boettger den Anstellungsvertrag. Bis zu seinem Tode 1881 blieb er Lehrer des Vereins. Bekannt wurde er durch drei Leistungen: die Fabrikation von Sicherheitszündhölzern, die Erfindung der Schießbaumwolle und seinen Anteil am Frankfurter Gutenberg-Denkmal.

Streichhölzer waren damals je nach Gemütslage ein beliebtes Mittel für Mord oder Selbstmord – schließlich enthielten sie Phosphor – und häufig entzündeten sie sich mit einem störenden Knall. Boettger behauptete, die Sicherheitszündhölzer erfunden zu haben, beantragte allerdings 1848 kein Privileg bei der Stadt Frankfurt. Dabei hatte sich die Rechtslage geändert: Frankfurt war dem Zollverein beigetreten, und ab 1845 galt ein Patent für sämtliche Zollvereinsstaaten und damit auch ganz Preußen.

Die Paste für die Zündholzköpfchen stellte Boettger aus Gummi arabicum, Mennige, Kaliumchlorat und Wasser her. In einem französischen Antiphosphor-Zündholz-Patent von 1855 beschreibt er die Vorteile: „1. Die Fabrikation dieser Zündhölzer weist keinerlei Gefahren-Quelle für die Gesundheit auf, die Arbeiter sind vor der grausamen Krankheit si-

cher, der sie die Fabrikation der bisher angewandten Zündhölzer aussetzt;

2. Diese Zündhölzer enthalten keinen Phosphor, jene so äusserst giftige Materie, noch eignen sie sich, wie die gewöhnlichen Zündhölzer zu kriminellen oder unachtsamen Vergiftungen;

3. Diese Zündhölzchen weisen die Gefahren der Entzündlichkeit, wie sie bei den gewöhnlichen Zündhölzern nicht anders denkbar, nicht auf, weil sie auf andern Körpern als auf den präparierten Reibflächen nicht entflammen.

4. Dagegen auf den präparierten Oberflächen angerieben, entflammen unsere Zündhölzer allemal, ohne jemals zu versagen, selbst bei sehr feuchter Witterung, und man kann sie ohne Unzuträglichkeiten über das Meer transportieren.“

Ob nun Boettger oder der Schwede Lundström die Sicherheitszündhölzer erfand oder beide gleichzeitig, ohne voneinander zu wissen, läßt sich heute nicht mehr entscheiden.

Boettger beanspruchte auch, zusammen mit dem Baseler Professor Schönbein die Schießbaumwolle erfunden zu haben, die billiger und mindestens doppelt so gut wie Schwarzpulver sei. Allerdings schafften die beiden es nicht, die freie Säure aus der Baumwolle zu entfernen, was die Kanonenrohre und Gewehrläufe korrodieren ließ. Der Deutsche Bund schlug den Regierungen eine Belohnung für die beiden Erfinder vor; der Antrag wurde abgelehnt.







An der Südseite des Westflügels des Römers befindet sich ein Relief mit fünf Repräsentanten der technischen Wissenschaften: die vierte Figur ist Samuel Thomas von Soemmering, die fünfte Rudolf Christian Boettger.

Viel Arbeit steckte Boettger in die Galvanoplastik, also das galvanische Vergolden, Versilbern oder Verkupfern von Gegenständen. Eine Büste aus Kupfer, die 1842 auf einer Sitzung des Physikalischen Vereins vorgezeigt wurde, erregte viel Aufsehen.

1840 war in vielen deutschen Städten das Gutenberg-Jubiläum gefeiert worden, aber aus Geldmangel schleppte sich der Entwurf für ein Denkmal dahin und erst im März 1847 waren die Modelle fertig. Boettger bejahte die Möglichkeit, sein Verfahren zur Verkupferung auch auf so große Figuren anzuwenden. Die galvanoplastische Herstellung hat das Denkmal vor dem Einschmelzen in den Weltkriegen bewahrt: die Kupfermenge lohnte sich nicht!

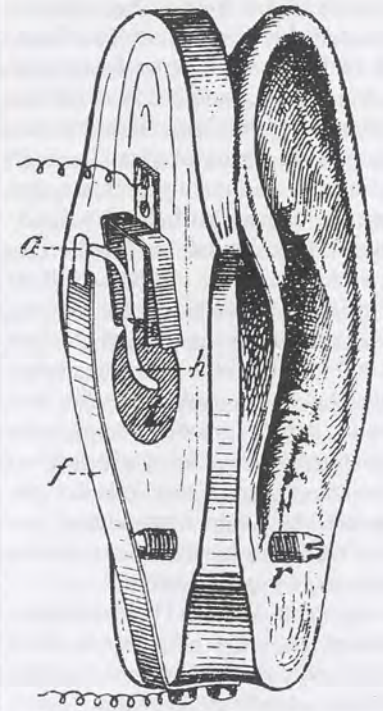
1868 bildete sich schließlich als Tochtergesellschaft des Physikalischen Vereins die „Frankfurter Chemische Gesellschaft“, die sich an jedem 2. Samstag eines Monats im Anschluß an die Vorlesung des Vereins traf.

### Töne und Laute, übertragen durch galvanischen Strom

Samuel Thomas von Soemmering hatte den elektrolytischen Telegraphen erfunden; das Original aus dem Jahr 1809 war im Besitz des Vereins. Sein Sohn, der Arzt Detmar Wilhelm Soemmering, hatte den Verein mit begründet.

Der Lehrer Johann Philipp Reis aus Friedrichsdorf hatte unter anderem Vorlesungen über Mechanik bei Prof. Boettger gehört. 1851 wurde er Mitglied im Physikalischen Verein. Sein Ehrgeiz war, über Telegraphenleitungen „Töne aller Art durch den galvanischen Strom zu übertragen.“ Die Firma J.V. Albert & Sohn baute eine Reihe von den Apparaten nach den Angaben von Reis, die auch in andere europäische Länder verschickt wurden. 1861 referierte Reis über sein Telefon im Physikalischen Verein. Einige Mitglieder

Philipp Reis nannte 1861 seine Kombination aus Geber und Empfänger Telefon. Der Ausdruck war schon früher verwendet worden, was Reis aber nicht wußte. Dem Geber – ein Vorläufer des Widerstandsmikrofons – gab er zunächst die Form eines Ohres. Im Empfänger brachte die Längenänderung einer Stricknadel den Resonanzkasten zum Tönen. Der Siegeszug des Telefons – in der Version von Graham Bell – begann erst um 1880, als Edison das Kohlemikrofon eingeführt hatte.



## Die Zeitmacher

1838 wurde die erste Sternwarte des Vereins auf dem Turm der Paulskirche eingerichtet. Die Stadt beauftragte ihn, Zeitsignale zu geben, nach denen die Frankfurter Uhren gestellt werden konnten. Der Verein bildete eine „Kommission für das Regulieren der Turmuhren“ unter der Leitung von Dr. med. Johann Balthasar Lorey, wieder einem Arzt mit physikalischen Neigungen.

Zunächst wurde ein gutes Chronometer angeschafft, außerdem ein Theodolith und ein Fernrohr, das lichtstark genug war, um bei Tage Sterne 1. Größe wahrzunehmen. Die geographische Breite wurde so über den Polarstern, weitere Fixsterne und die Sonne bestimmt. Mit einem Passageinstrument konnten dann die Uhren geeicht werden; allerdings mußte man dazu die geographische Länge genau kennen. Sie wurde zunächst durch damals übliche Chronometerreisen bestimmt. Lorey fuhr dreimal mit dem Frankfurter Boxchronometer zur Sternwarte nach Bonn, um es mit dem dortigen Chronometer zu vergleichen. Später wurden zu diesem Zweck im August 1852 Berlin und Frankfurt telegraphisch verbun-

den und die Frankfurter Zeit mit dem Chronometer der Berliner Sternwarte verglichen.

Eine Signalglocke von hellem, scharfen Klang wurde auf der nordöstlichen Seite des Paulskirchenturms aufgehängt, deren Schall auf allen Türmen der Stadt vernommen werden konnte. 22 Sekunden vor 12 Uhr wurde auf dem Paulskirchenturm angefangen zu schlagen, alle zwei Sekunden ein Schlag.

Als Physikdozent holte man 1860 Ernst Abbe nach Frankfurt. Er war auch Leiter der astronomischen Beobachtungsstation und damit für die Zeitbestimmung verantwortlich. Abbe bezeichnete sich selbst oftmals als Frankfurter Stadtastonom. Ein weiterer Leiter der Sternwarte und Uhrenkommission wurde 1864 Friedrich Kohlrausch, der spätere Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. Auch heute noch werden die Ortskoordinaten von Frankfurt auf die Paulskirche bezogen. Wer's genau wissen will: Der Fuß des Kreuzes liegt auf 50° 06' 43",8061 nördlicher Breite und 8° 40' 54",5951 östlicher Länge.



reagierten mit Unverständnis: Warum sollte man so umständlich in den Nebenraum telefonieren, wenn man sich doch auch Nachrichten zurufen konnte? Im ganzen war man aber sehr beeindruckt: „Nach Verbesserungen könnte dies Gerät zum Gipfel aller Erfindungen des Jahrhunderts werden.“

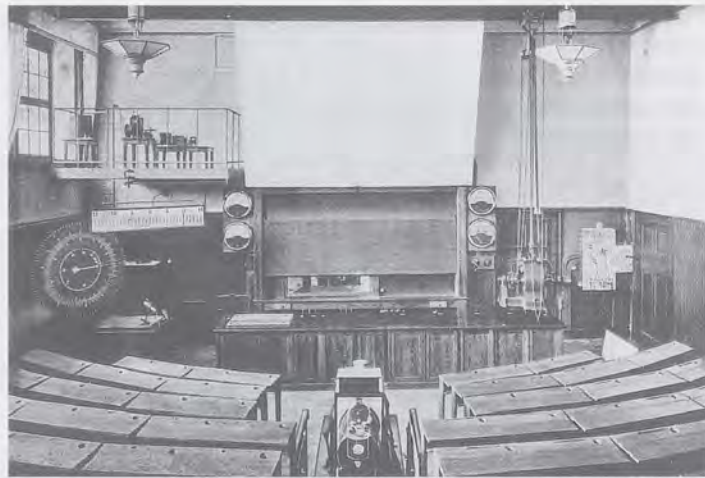
Reis hat noch zwei Mal im Verein vorgelesen und Professor Boettger hat sich um die Verbreitung der Erfindung sehr bemüht. Reis erhielt nun schließlich volle Anerkennung von der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte und auch international. Doch die Qualität der Geräte ließ wohl zu wünschen übrig, und der Verein wollte sich vermutlich nicht weiter engagieren – so trat Reis 1867 aus dem Verein aus. 1876 entwickelte Graham Bell in den USA ein Telefon, das durch die Rückdeckung des amerikanischen Präsidenten bald in Serie gefertigt wurde. So gilt Bell häufig als der eigentliche Erfinder, aber die Priorität liegt bei Reis, auch wenn sein Apparat zeitweilig als Spielerei verkannt wurde.

Gegen Mitte des Jahrhunderts zeigte sich, daß niemand Chemie und Physik mehr überschauen konnte. Da Boettger überwiegend als Chemiker arbeitete, mußte ein Physiker gefunden werden. Die Stelle wechselte häufig, unter anderem holte man aus Eisenach Dr. Ernst Abbe. Sein Engagement endete nach einem Jahr, weil er nicht den Beifall der Frankfurter Zuhörer fand. So gründete er die Zeiss-Werke in Jena und nicht in Frankfurt. 1866 endete die Existenz des Stadtstaates Frankfurt, und damit büßte der Physikalische Verein auch seine führende Stellung in Physik und Chemie ein. Frankfurt war schließlich Sitz des Deutschen Bundestags gewesen und damit praktisch die Hauptstadt Deutschlands. Durch seine Gutachtertätigkeit vertrat der Physikalische Verein eine Art Patentamt, er war der Vorläufer eines Technischen Überwachungsvereins und nahm die Stellung einer wissenschaftlichen Akademie ein. In einer königlichen Kabinettsorder vom 17. Juli 1876 – aus Berlin – wurde er als juristische Person bestätigt.

### Blüte der Elektrotechnik

1887 erhielt der Verein das erste eigene Institutsgebäude. Es lag an der Stiftstraße 32, ungefähr auf halbem Wege zwischen Eschenheimer Turm und Katzenpforte, die Rückseite ging auf den Botanischen Garten. Das Grundstück übergab die Dr. Senckenberg-Stiftung dem Physikalischen Verein in Erbpacht.

Die neunziger Jahre waren die Zeit der Elektrotechnik. 1891 eröffnete die große



Hörsaal für Elektrotechnik des Physikalischen Vereins 1908

elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt auf dem Gelände zwischen Hauptbahnhof, Kaiserstraße, Anlagenring und Gutleutstraße. Zum ersten Mal wurde Strom aus der Ferne übertragen, von Lauffen im Schwarzwald, und trieb einen künstlichen Wasserfall vor dem Bahnhof. Der Physikalische Verein unterhielt einen eigenen Stand auf der Ausstellung. Neben den Originalapparaten von Soemmering und Reis wurden die Schülerarbeiten aus der Elektrotechnischen Lehr- und Untersuchungs-Anstalt gezeigt, die der Verein als erste Technikerschule Deutschlands seit 1889 betrieb.

Der Vereinsdozent Walter König richtete eine Röntgenabteilung ein. 1895 hatte Wilhelm Conrad Röntgen in Würzburg neuartige Strahlen entdeckt, die er X-Strahlen nannte. In Frankfurt wurde am 29. Januar 1896 die erste Aufnahme von der gebrochenen Hand eines Jungen gemacht. Das Bild entstand bei 24 Zentimeter Abstand und vier Minuten Belichtungszeit. Am 2. Februar wurden erstmals Zähne aufgenommen mit eingewickelten Filmplättchen, die in den Mund gelegt wurden. Die

Jahresberichte sagen nichts über Strahlenschäden aus den ungeschützten Röntgenröhren.

### Stadt der Stifter und Mäzene

Der Neubau in der Stiftstraße war vor allem ein Verdienst des Schatzmeisters Heinrich Rößler gewesen, der bei Wöhler in Göttingen promoviert worden war. Er trat in den väterlichen Betrieb in Frank-



Die Stromübertragung von Lauffen am Neckar (oben der Drehstromgenerator) nach Frankfurt am Main ließ 1891 auf der elektrotechnischen Ausstellung 1000 Glühbirnen strahlen und einen Wasserfall plätschern.





furt ein, aus dem 1873 die „Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt vorm. Rößler“ hervorging, besser bekannt als DEGUSSA. Rößler hatte mit Interesse Boettgers Verfahren zur Vergoldung und Versilberung verfolgt.

Schon nach einem Jahrzehnt war das Gebäude zu klein geworden. Da eine Straßenbahn durch die Stiftstraße gelegt werden sollte, fürchtete man auch die Erschütterungen und die Erdströme von den Schienen. Man einigte sich schließlich auf einen Neubau außerhalb der Stadt an der Viktoria-Allee, der heutigen Senckenberg-Anlage, neben dem Jügelgebäude und dem Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. Heinrich Rößler organisierte den Bau, der in Schwierigkeiten geriet, als man beim Ausschachten auf das alte Bett des Kettenhofbachs stieß, das mit mehreren Waggons Zement befestigt werden mußte. Deshalb wurde auch kein Grundstein gelegt. Auf Antrag des Vereins wurde später der Teil des Kettenhofwegs westlich der Senckenberg-Anlage in Robert-Mayer-Straße umbenannt, das Vereinsgebäude erhielt die Nummer 2-4.

Die Jahresberichte führen seit der Jahrhundertwende eine große Anzahl von Assistenten auf, meistens Kandidaten für das Lehramt an höheren Schulen: Der Physikalische Verein war beim Kultusministerium hoch angesehen. Unter den Assistenten ragt Dr. James Franck



Unmittelbar nach Entdeckung der X-Strahlen, wie sie Conrad Röntgen nannte, erkannte Walter König ihre medizinische Bedeutung und richtete sofort ein Röntgenlabor ein. Wenige Monate später wurde die wiedergegebene erste Aufnahme gemacht. Die erste Firma für Röntengeräte gründete Friedrich Desauer in Aschaffenburg mit einem Zweigbetrieb in Frankfurt ab 1907. Auf ihn geht das Fach Physikalische Grundlagen der Medizin an der Universität zurück. Während des Dritten Reichs emigrierte er in die Türkei und die Schweiz. Erst spät wurde er vom Physikalischen Verein zum Ehrenmitglied ernannt.

hervor, der 1926 zusammen mit Gustav Hertz den Nobelpreis erhielt. In seiner Frankfurter Zeit wird er nicht viel zu wissenschaftlicher Arbeit gekommen sein, da gerade der Umzug von der Stiftstraße in die heutige Robert-Mayer-Straße anstand. Der Physikalische Verein finanzierte sein Gebäude aus Spenden der Bevölkerung. Zusätzlich zu den Instituten Physik, Chemie, Angewandte Physik (früher Elektrotechnik) wurde ein Institut für Meteorologie – vorher existierte viele Jahrzehnte eine meteorologische Kommission – sowie eines für Physikalische Chemie und schließlich die Sternwarte errichtet. Eine großzügige Spende von Arthur von Weinberg, Neffe des langjährigem Vorsitzenden des Physikalischen Vereins Leo Gans (Cassella), ermöglichte einen Lehrstuhl für Physikalische Chemie nebst Institut. Auch die





Georg und Franziska Speyer-Stiftung half mehrfach.

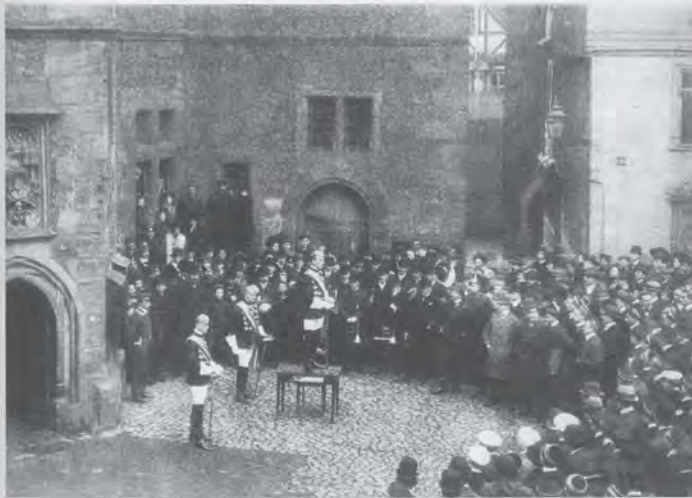
Der preußische Finanzminister hatte 1891 die progressive Besteuerung eingeführt: sie stieg für ganz große Einkommen auf 4 Prozent. Die Stadt verlangte an Gemeindegeldsteuer in etwa denselben Satz. Wer den Spitzensteuersatz von damals 8 Prozent mit heute 53 Prozent vergleicht, versteht vielleicht, warum kaum mehr gespendet wird.

### Stifter der Universität

Zuletzt wurde 1907 Richard Wachsmuth als Dozent und Leiter des Physikalischen Instituts an den Verein berufen. Er sollte der erste Rektor der Universität werden, da Paul Ehrlich diese Ehre ausschlug. Bereits 1908 hatten die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften und der Physikalische Verein einen Vertrag geschlossen, der Berufungen durch einen gemeinsamen Wahlkörper vorsah. Die Übernahme der Dozenten entlastete den Verein finanziell, schränkte aber auch seine Selbständigkeit ein.

Die Frankfurter waren sich nicht einig, ob sie eine Universität wollten. Die Stadtverordneten befürchteten, daß anschließend noch eine Technische Hoch-

1907 wurde Richard Wachsmuth als Dozent und Leiter des Physikalischen Vereins berufen. Er sollte erster Rektor der Universität werden, da Paul Ehrlich diese Ehre ausschlug.



Studentendemonstration in Marburg gegen die Gründung einer Universität in Frankfurt am Main

schule gegründet werden müsse. Die Konservativen glaubten, die Krone vergebte sich etwas, wenn den Stiftern Mitbestimmungsrechte zugestanden würden. Auch gefährdete eine Universität in dem demokratischen Milieu Frankfurts zukünftige Staatsbeamte. Die Sozialdemokraten fürchteten bei einer königlich genehmigten Universität die Abhängigkeit von der preußischen Regierung.

Dem Physikalischen Verein und den anderen Stiftern schwebte eine Privatuniversität nach amerikanischem Vorbild vor. Die Stifter hätten die Mittel aufzubringen, aber auch das alleinige Recht zur Beru-

# October

# 1866.

Kassel.  
 und Kassel.  
 10 in Kassel.  
 idw Kassel.  
 1. und 2.  
 ilier-Bat.  
 Kassel.

noverschen Garde du Corps, wurde schon in der Voruntersuchung außer Verfolg gesetzt, da sich für eine Untersuchung selbst durchaus keine Anhaltspunkte ergaben, der andere, Prinz Ernst, Hauptmann im hannoverschen Garde-Regiment, wurde vor ein von bisherigen hannoverschen Offizieren gebildetes Kriegsgericht gestellt, ist aber von diesem freigesprochen.

Berlin, 23. Oct. Von einigen Stimmen ist der Gedanke angeregt worden, in Frankfurt eine Universität zu gründen, beziehungsweise die jetzt in Marburg befindliche Hochschule nach Frankfurt zu verlegen. Man hat behauptet, Frankfurt biete in bezug auf die materielle und geistige Mittel, welche zur würdigen Ausstattung einer Universität erforderlich seien. Bis jetzt scheint der Vorschlag in maßgebenden Kreisen keinen Anklang gefunden zu haben. Bei der Gründung und noch mehr bei der Verlegung einer Universität kommen mancherlei Rücksichten in Betracht, welche durch den Hinweis auf den blühenden Wohlstand einer Stadt keine genügende Erledigung finden. Vielmehr hält man hier dafür, daß gerade ein Ort, welcher vorzugsweise den Interessen und Genüssen des materiellen Lebens zugewandt ist, keineswegs einen besonders geeigneten Boden für eine Pflanzschule der Wissenschaft biete. Es ist z. B. nicht außer Acht zu lassen, daß Lehrer und Köpfe einer Hochschule in der Mehrzahl große Schwierigkeiten haben würden, ihr Budget mit den Anforderungen des Lebensauswandes in einer so üppigen Stadt wie Frankfurt in Einklang zu setzen. Ein Professor, der bei einer Dotation von tauend Thalern jährlich in Marburg mit Anstand leben kann, würde nach dem Maßstabe der Frankfurter Finanzverhältnisse kaum über dem Niveau des Proletariats stehen. Die Entschädigungen, welche passender Weise für Frankfurt in Aussicht zu nehmen sind, müssen vorzugsweise auf dem Gebiete der Verkehrsinteressen liegen, in welchen die Stadt bisher die Quellen ihres Wohlstandes gefunden hat.

Die Artillerie-Kassel. Die Infanterie-Schwadron 1 Schwadron und 2. (H.) Schwadronen

Nach mehr als 100 Jahren heute von der Waffenstillstandskommission. Ziffer 2 mit angenommen. en gegen 9

„Dresdener amandantur i preußischen ungen, der eFestigungs von. Die enfalls, hische“

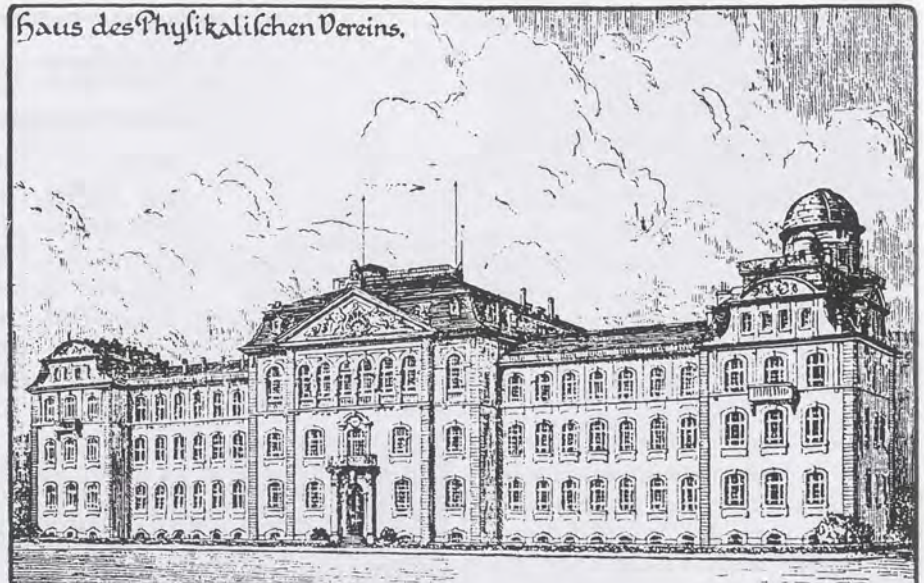
Berlin, 23. Oct. Mehrere Abgeordnete von der Linken beabsichtigen, wie mitgeteilt wird, bald nach Wiedereröffnung der Session eine Interpellation wegen der Ausführung des Amnestieedicts zu stellen. Den Anlaß hierzu bietet augenscheinlich das gegen den ... neuerdings einge-



fung von Dozenten. Das Allgemeine Landrecht von 1792 (!) war da allerdings eindeutig: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben.“ Eine große Fraktion im Verein wollte da lieber auf reine Forschungsanstalten setzen.

Auch die preußische Regierung war über eine weitere Universität im Rhein/Main-Gebiet nicht begeistert und machte zur Auflage, noch weitere 7 Millionen Mark Gründungskapital aufzubringen. Am 10. Juni 1914 genehmigte Wilhelm II. die Frankfurter Universität. Es gab keine theologische Fakultät, dafür aber eine eigenständige naturwissenschaftliche Fakultät, die das Recht zur Verleihung des Dr. phil. nat. (nach Newtons *Philosophia naturalis*) erhielt. Die Universität blieb namenlos und führte als Dienstsiegel das Bild Karls des Großen. Weil der Weltkrieg begonnen hatte, wurde sie im Oktober nur in einer bescheidenen Feierstunde eingeweiht.

Der Physikalische Verein brachte in die Universität sechs vollständige Institute ein: für Angewandte Physik, für Chemie und für Physikalische Chemie, sowie das Physikalische, das Meteorologische und das Astronomische Institut. Angehängt war ferner das Planeten-Institut, das Weltruf erlangte. Unmittelbar nach der Eröffnung kam noch ein kleines Institut für Theoretische Physik hinzu; 1943



wurde schließlich mit Unterstützung des Physikalischen Vereins das Institut für Geschichte der Naturwissenschaft gegründet.

### Inflation und Zweiter Weltkrieg

Der Familientradition entsprechend war Fritz Rößler 1894 in den Physikalischen Verein eingetreten. Seit 1897 gehörte er zur Direktion der DEGUSSA. Mit nur geringer Unterbrechung leitete er den Physikalischen Verein ab 1925.

Vor dem Weltkrieg hatte der Physikalische Verein 1100 Mitglieder gehabt, 1925 traten 400 Mitglieder aus: viele bürgerliche Familien waren durch die Inflation verarmt. Der Verein verlor sein gesamtes Vermögen, allerdings hatte die Geldentwertung auch die Schulden aus dem Neubau von 1908 annulliert. Trotzdem schaffte es der Verein 1926 mit einem Bankenkonsortium unter Führung der Deutschen Bank, für das Meteorologische Institut eine repräsentative Villa in der Feldbergstraße 47 anzukaufen.

Fritz Rößler organisierte auch den Bau des Instituts für Physikalische Chemie in der Robert-Mayer-Straße 6, der 1931 übergeben wurde. Die Wirtschaftskrise brachte den zweiten Einbruch; Anfang des 2. Weltkriegs waren 240 Mitglieder geblieben. Das Institut für Physikalische Chemie sollte nicht lange halten. 1944 vernichtete eine Sprengbombe das Gebäude, an dessen Stelle heute das Institut für Theoretische Physik und die Mathematik steht.

Für das Gebäude Robert-Mayer-Straße 2-4 brachten die Bombenangriffe vom März 1944 nur Brandschäden. In der Nacht auf den 13. September ging vor dem Eingang eine Luftmine nieder, die alle Räume beschädigte. Am 5. März 1945 traf eine Bombe den Hauptträger in der



Während des zweiten Weltkriegs konnte der Verein wissenschaftliche Sitzungen ungestört durchführen, während Mitgliederversammlungen seit 1943 grundsätzlich untersagt waren. Nach den Bombenangriffen vom März 1944 wurde der große Refraktor der Sternwarte in Sicherheit gebracht. Die Universität blieb bis zum bitteren Ende in Betrieb. Als letzte akademische Veranstaltung wurde ein Seminar mit etwa zehn Teilnehmern abgehalten, das morgens von sieben bis acht Uhr ungestört stattfand. Um diese Zeit waren die Flieger der Nachtangriffe schon wieder zu Hause und die der Tagangriffe frühstückten noch.





Blick Richtung Norden die Senckenberg-Anlage entlang über das Kerngebiet der Universität; das Flugzeug steht über dem Messengelände. Heute überragt der „Turm“ das Gebäude des Physikalischen Vereins.

Decke des großen Hörsaals. Am 29. März besetzten die Amerikaner die Stadt.

Dank der Vermittlung des Bankhauses Hauck & Sohn, das immer wieder die Schatzmeister des Vereins gestellt hatte, konnte der Verein eine Hypothek für den Wiederaufbau beschaffen, so daß am 28. September 1951 Richtfest gefeiert werden konnte. 1960 konnte auch die Sternwarte wieder in Betrieb genommen werden.

Der Verein setzt die enge Zusammenarbeit mit der Universität fort; so steht die 1998 errichtete Hans Ludwig Neumann-

Sternwarte auf dem Kleinen Feldberg auch für wissenschaftliche Arbeiten und für Ausbildungszwecke der Goethe-Universität zur Verfügung. Des weiteren vergibt der Verein alljährlich zwei Stiftungspreise zur Förderung der naturwissenschaftlichen und physik-didaktischen Ausbildung an der Universität. 1993 wurde zwischen dem Verein und der Universität ein Vertrag über die weitere Zusammenarbeit unterzeichnet. Die Universität darf demnach die Gebäude des Physikalischen Vereins in der Robert-Mayer-Straße

und in der Feldbergstraße 47 (Meteorologie und Geophysik) weiterhin nutzen. Der Physikalische Verein erhält eine Vergütung, die er für ein Planetarium anspart, das Karl-Schwarzschild-Planetarium genannt werden soll.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 1/1994

Dieser Bericht stützt sich in großen Teilen auf Heinz Frickes „150 Jahre Physikalischer Verein Frankfurt a.M.“.



Dr. Gerd Sandstede (71), Vorsitzender des Physikalischen Vereins, studierte ab dem Sommersemester 1949 Chemie und Physik an der Universität Frankfurt. 1958 wurde er in physikalischer Chemie bei Prof.

Hartmann und Dr. Siedler promoviert, dem ehemaligen Vorsitzenden des Physikalischen Vereins. Nach Arbeiten bei der Landwirtschaftskammer Weser/Ems und der Hoechst AG in Griesheim begann er 1955 am Battelle-Institut, wo er vom Gruppenleiter zum Forschungsdirektor aufstieg. Seine Forschungsthemen stammen aus der Grenzflächenchemie, Adhäsion, Elektrolyse, Brennstoffzellen, Batterieforschung, physikalischen Meßtechnik, chemische Technologie, Umwelttechnik, zuletzt Entsäuerung von Papier und Buchkonservierung. Er hat Bücher über Elektrochemie, Brennstoffzellen, Oberflächentechnik, chemische Verfahrenstechnik und Wasserstofftechnologie herausgegeben und hält mehrere Patente. Ehrenamtlich ist er in leitender Funktion in Gremien der Elektrochemiker tätig (GdCh, DECHEMA, VDI, ISE etc.). Er ist Träger der AICHEMIA-Plakette für die Förderung der technischen Elektroindustrie und der DECHEMA-Medaille für die Förderung der chemischen Technologie.

Ulrich Thimm ist Wissenschaftsjournalist (vgl. Autorenkasten auf Seite 96)



# Die Chemischen Institute der Frankfurter Universität: Vom Physikalischen Verein zum Fachbereich Chemie

von Martin Trömel und Walter Wetzell



Die wissenschaftliche Chemie in Frankfurt begann lange, bevor es eine Universität gab: Der Physikalische Verein, 1824 gegründet, richtete zehn Jahre später ein chemisches Laboratorium ein und berief im Jahr darauf Rudolf Christian Böttger als Dozenten für Physik und Chemie. Böttger war ein Schüler von Johann Wolfgang Döbereiner in Jena, den Goethe sehr gefördert hatte. Wie sein Lehrer orientierte sich Böttger am praktischen Nutzen der Chemie, arbeitete also als chemischer Erfinder. Seine bedeutendste Erfindung sind die Zündhölzer, deren Prinzip er 1841 veröffentlichte: ein erstes einfaches, billiges und sicheres Zündmittel. Sie hatten zwei Köpfe; man mußte die Hölzer auseinanderbrechen und die Köpfe aneinanderreiben. Schwedische Erfinder ersetzten die eine Art von Köpfen durch die Reibfläche. Dann traten diese „Schwedenhölzer“ ihren Siegeszug um die Welt an. Böttger fand unabhängig von seinem Zeitgenossen Christian Friedrich Schönbein, daß Baumwolle durch Salpetersäure chemisch verändert wird. Die Nitrozellulose, die dabei entsteht, fand bald als neues Sprengmittel („Schiessbaumwolle“) und später als Grundsubstanz eines der ersten Kunststoffe, des Zelluloids, Verwendung. Sehr stark beschäftigte Böttger die galvanische, d.h. elektrochemische Beschichtung von Oberflächen verschiedener Art mit Metallen. Er erfand die Vernickelung und stellte galvanisch Kopien von Kupfersti-

„Wer sie nicht kennt, die Elemente, ihre Kraft und Eigenschaft, wäre kein Meister über die Geister.“ Dieses Zitat aus Goethes Faust empfing die Zuhörer über dem Portal des Hörsaleingangs im Chemischen Institut.





chen her. Als das Gutenbergdenkmal auf dem Rossmarkt errichtet wurde, entschied man sich, es galvanoplastisch anzufertigen. Böttger und Heinrich Rössler, der spätere Inhaber der Degussa, standen bei der erstmaligen Herstellung eines so großen Werkstücks mit Rat und Tat zur Seite. Auch Böttgers Büste vor dem Senckenbergmuseum wurde vermutlich auf diese Art erstellt.

Ein zweiter bedeutender Chemie-Dozent des Physikalischen Vereins war Martin Freund, ein organischer Chemiker mit ausgeprägtem pharmakologischem Interesse. Seine Arbeiten über Naturstoffe begründeten eine heute noch lebendige Tradition der organischen Chemie in Frankfurt. Freund hatte in Breslau und Berlin studiert, sich 1888 habilitiert und arbeitete zeitweise bei Emil Fischer, der 1902 für seine Arbeiten über Zucker und Purine den Nobelpreis erhielt. 1895 nach Frankfurt berufen, wurde Freund zu Anfang unseres Jahrhunderts auch Dozent für chemische Technologie an der neugegründeten Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften und war zwei Jahre deren Rektor. Nach der Gründung der Frankfurter Universität wurde er Professor und erster Direktor des neu erbauten Chemischen Instituts. Er starb jedoch schon wenige Monate nach dessen Eröffnung. Freund untersuchte vorwiegend Alkaloide, insbesondere die des Opiums. Medikamente, die er entwickelte, waren das blutstillende Stryptocyn und das Schmerzmittel Eukodal.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierte sich eine neue chemische Disziplin: die physikalische Chemie, die sich zum Ziel setzte, chemische Gesetzmäßigkeiten auf physikalische zurückzuführen:

**Arbeiten im chemischen Labor gestern und heute.**

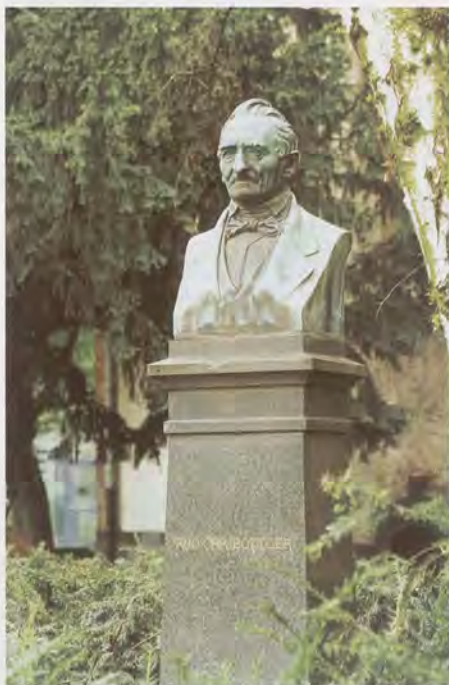


auf den Energiesatz, die Thermodynamik, auf die Wechselwirkungen zwischen Materie und Strahlung und bald auch auf die neuen Erkenntnisse über den Atombau. Noch vor der Gründung der Universität stiftete Arthur von Weinberg dem Physikalischen Verein eine Professur für physikalische Chemie. Weinberg war ein hervorragender organischer Chemiker, der als Leiter der Forschung die Firma Cassella in Fechenheim zu einer der führenden Farbenfabriken gemacht hatte, selbst jahrelang den Fechenheimer Betrieb leitete und nach dem Ersten Weltkrieg die Firma in den I.G.-Farben-Konzern überführte. Weinberg förderte auch die Arbeiten von Paul Ehrlich, des Begründers der klassischen Chemotherapie (Medizin-Nobelpreis 1908), betrieb selbst physikalisch-chemische Grundlagenforschung und gehörte zusammen mit seinem Onkel Leo Gans, dem Inhaber der Cassella, zu den Stiftern, die durch große finanzielle Zuwendungen die Universitätsgründung erst ermöglichten. Die Professur für physikalische Chemie wurde mit Richard Lorenz (1863-1929) besetzt, dem späteren ersten Ordinarius für physikalische Chemie der Universität.

### **Iulius von Braun und die erste Blütezeit**

Bald nach Ende des Ersten Weltkriegs wurde das neuerrichtete Chemische Institut bezogen. Direktor wurde Iulius von Braun. Er war 1875 in Warschau geboren, hatte zunächst in Berlin Architektur und dann in Göttingen und München Chemie studiert. Bei Otto Wallach (Nobelpreis 1910) promovierte er 1898 und habilitierte sich vier Jahre später. Ein kurzes Zwischenspiel war 1905/6 die Leitung der chemischen Forschung in Paul Ehrlichs Institut in Frankfurt, dem Georg-Speyer-Haus. Nach Professuren in Breslau, Warschau und Berlin wurde er 1920 nach Frankfurt als Direktor an das Chemische Institut berufen. Jüngere Wissenschaftler leiteten dort Abteilungen für organische und anorganische Chemie, darunter einige, die schon damals einen hervorragenden Ruf genossen. In der organischen Chemie sind zu nennen Burkhardt Helfferich (ab 1922, zuletzt Ordinarius in Bonn); ab 1925 Karl Ziegler, Nobelpreisträger 1963, und ein Jahr später Walther Borsche. Borsche hatte wie Iulius von Braun und Carl Mannich (seit 1919 in

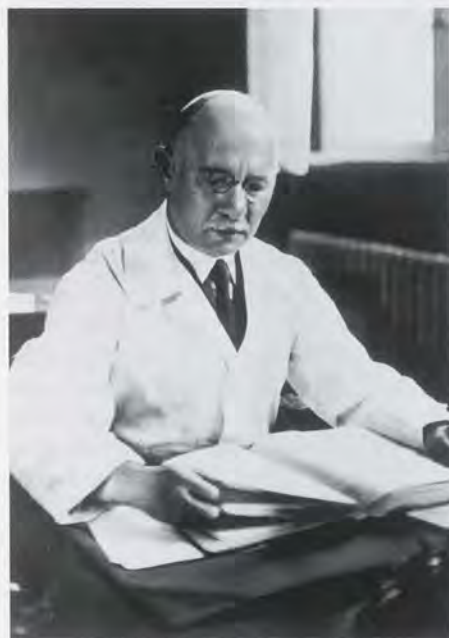




Rudolf Christian Böttger (1806-1881): Chemiker und Erfinder. Büste vor dem Senckenbergmuseum.

Frankfurt Professor für pharmazeutische Chemie) zur Schule von Otto Wallach in Göttingen gehört. Die Abteilung für anorganische Chemie leitete ab 1928 Robert Schwarz (zuletzt Ordinarius in Aachen).

Julius von Braun war ein sehr vielseitiger Chemiker, der organische Synthese, Konstitutionsaufklärung und Naturstoffchemie mit großem Erfolg betrieb und hohes Ansehen in Wissenschaft und Industrie genoss. Einer seiner Frankfurter Schüler hat Industriegeschichte gemacht: Otto Bayer, der die Polyurethan-Kunststoffe entwickelte (später Vor-



Julius von Braun (1875-1939): ein Opfer des politischen Wahns.

stands- und Aufsichtsratsmitglied von Bayer Leverkusen).

### Der rasche Niedergang 1933-1945

Gleich nach Hitlers Regierungsantritt wurden die deutschen Universitäten zum Schauplatz barbarischer Vorgänge, die zwar neben den späteren Ungeheuerlichkeiten kaum ins Gewicht fallen, die aber die deutsche Wissenschaft und Kultur in wenigen Jahren zu Grunde richteten. Die Frankfurter Universität war den Nazis ein Dorn im Auge. Ihre Gründung war zu einem erheblichen Teil dem jüdischen Bildungsbürgertum zu verdanken. Auch hatte der traditionelle Antisemitismus an deutschen Universitäten bei der Zusammensetzung des Frankfurter Lehrkörpers keine Rolle gespielt. So erwog man zeitweise sogar, die Universität zu schließen. Der spätere Versuch, sie ganz nationalsozialistisch auszurichten, traf die Chemie hart, da sich mehrere Chemiker im NS-Dozentenbund besonders hervortaten. Schon Ende 1935 war fast das gesamte Leitungspersonal der chemischen Institute ausgetauscht, zum Teil durch Entlassung der jüdischen Wissenschaftler, im übrigen durch Wegberufungen, da sehr bald an allen deutschen Universitäten ein starker Mangel an qualifizierten Wissenschaftlern auftrat. Prominentestes Opfer der Verfolgung wurde Julius von Braun, dessen Mutter Jüdin war. Als Kriegsteilnehmer blieb er zunächst noch verschont, wurde aber 1935 „zwangsentpflichtet“, d.h. hinausgeworfen. Die Industrie, bei der er in hohem Ansehen stand, richtete ihm in Heidelberg ein Privatlabor ein und versorgte ihn mit Aufträgen, doch wurde er von Amts wegen schikaniert, z.B. durch das Verbot von Auslandsreisen. Sein früher Tod im Jahre 1939 bewahrte ihn vor Schlimmerem. Entlassen wurden außer ihm die Professoren Walter Fraenkel (Physikalische Chemie), Friedrich Hahn (Anorganische Chemie) und Edmund Speyer (Organische Chemie), der Privatdozent Erich Heymann (Physikalische Chemie) und der Honorarprofessor Fritz Mayer (Organische Chemie). Einige entgingen durch Auswanderung dem Massenmord. Aber Edmund Speyer wurde 1941 deportiert und blieb verschollen, ebenso Else Freund, die Witwe des ersten Direktors des Chemischen Instituts. Auch Arthur von Weinberg, der bedeutende Forscher und Industrielle, der sich große Verdienste um die Frankfurter Universität und ihre Chemie erworben hatte, wurde deportiert und starb 1943 in Theresienstadt.

Wegberufen wurden der Anorganiker Robert Schwarz und der Physikochemiker

Karl-Friedrich Bonhoeffer, dessen Brüder Klaus und Dietrich die Nazis 1945 als Widerstandskämpfer umbrachten. Bonhoeffer, Nachfolger von Richard Lorenz, konnte nach Leipzig zwei in Frankfurt politisch unerwünschte Dozenten mitnehmen: Richard Klar und Alfred Magnus, der schon 1933 Ziel von Nazi-Demonstrationen gewesen war. Bonhoeffers Nachfolge trat Hans Joachim Schumacher an, ein überzeugter Nazi, der aber auf wissenschaftliche Qualität achtete. So konnte Hermann Hartmann, der zu Konzessionen an die Nazis nicht bereit war, sich 1943 habilitieren. Freilich erhielt er die Lehrbefugnis nicht.

Besonders üble Folgen hatte der Weggang von Robert Schwarz. Zwar reichte die Fakultät 1934 eine Berufsliste mit fünf hervorragenden Wissenschaftlern ein, angeführt von Otto Hahn, der um diese Zeit die Arbeiten begann, die zur Entdeckung der Kernspaltung führten und ihm den Nobelpreis eintrugen. Das Ministerium gab die Liste jedoch zurück und forderte die Fakultät auf, zu Wilhelm Jander Stellung zu nehmen. Der 36jährige hatte nach dem Ersten Weltkrieg in einem Freikorps in Oberschlesien gekämpft und 1923 am Hitlerputsch in München teilgenommen. Nach dem überaus wohlwollenden Urteil der Fakultät war er ein „alter Nationalsozialist, guter Lehrer, aber als Wissenschaftler noch nicht hervorgetreten.“ Dem Ministerium genügte das, um Jander gegenüber drei hervorragend ausgewiesenen Wissenschaftlern den Vorzug zu geben. Das chemische Institut wurde in Institute für Organische und Anorganische Chemie aufgeteilt, so dass er auch



Walther Borsche (1877-1950): der letzte Vertreter der Chemie vor den Weltkriegen.





Chemisches Institut Robert-Mayer-Straße 7-9 im Jahre 1939, 1994 abgerissen.

Institutsdirektor werden konnte. Den Satz, Jander sei ein guter Lehrer, sollte die Fakultät bald bereuen. Er übernahm die örtliche Leitung des NS-Dozentenbundes und sah es als seine Aufgabe an, die Dozentschaft stramm im nationalsozialistischen Geist umzuformen. „Nach knapp zwei Jahren hatten sowohl seine Geschäftsführung wie sein Auftreten unliebsames Aufsehen erregt, standen sie doch in krassem Mißverhältnis zu seinen Erfolgen als Wissenschaftler und als akademischer Lehrer,“ schreibt Hammerstein. Die Nazis bemerkten, daß seine fachliche Eignung selbst den Studenten zweifelhaft erschien. Jander mußte von der Leitung des Dozentenbundes zurücktreten, führte aber seine politischen Aktivitäten weiter. Er machte dem Anorganiker Paul Royen, der sich 1936 habilitiert hatte, klar, daß ohne Nazi-Gesinnung an eine Hochschulkarriere nicht zu denken sei. So wechselte dieser zur Industrie – ein weiterer Verlust für die Frankfurter Chemie, der erst allzu spät wieder gutgemacht wurde. Jander blieb Stein des Anstosses. Selbst Nazi-Oberbürgermeister Friedrich Krebs bemühte sich darum, ihn wegberufen zu lassen. Das gelang jedoch erst 1941, und Karl Gleu trat die Nachfolge an. Von den führenden Wissenschaftlern der Zeit vor 1933 war lediglich Walther Borsche noch in Frankfurt tätig, jetzt als Direktor der organischen Chemie. Den Nazis brachte er keine Sympathie entgegen, bot ihnen aber auch keine Angriffsfläche.

Was Hitlers Kultusminister Bernhard Rust in Göttingen zu hören bekam, hätte auch in Frankfurt gesagt werden können. Auf seine Frage, ob denn die berühmte

naturwissenschaftliche Fakultät unter den Maßnahmen gegen die Juden wirklich so sehr gelitten habe, antwortete ihm der Dekan David Hilbert trocken: „Gelitten? Die gibt's gar nicht mehr.“ Für die Zeit von 1933 bis 1945 hat denn auch die

Frankfurter Chemie keine herausragenden wissenschaftlichen Leistungen zu verzeichnen.

1939, die Industrie drängte auf Einrichtung eines Forschungsinstituts für Kunststoffe in Frankfurt, wäre noch einmal Gelegenheit gewesen, die Verhältnisse zu verbessern: Der spätere Nobelpreisträger Karl Ziegler, ehemals Abteilungsleiter unter von Braun, inzwischen Ordinarius in Halle, wäre bereit gewesen, nach Frankfurt zu wechseln, verlangte aber die Wiederherstellung des gemeinsamen Chemischen Instituts und damit Janders Unterordnung. Erst nach Janders Wegberufung wurde 1942 das Kunststoff-Institut geschaffen. Leiter und zugleich Direktor des Instituts für Organische Chemie wurde Eugen Müller, ein fähiger Wissenschaftler, der 1935 aus Opportunismus in die NSDAP eingetreten war und sich allzu geschickt den politischen Verhältnissen anpaßte. Das Institut an der Bockenheimer Landstrasse mit über 30 Beschäftigten führte Auftragsforschung für die Wehrmacht aus. 1944 wurde es bei einem Bombenangriff schwer beschädigt und nach Bad Homburg ausgelagert. Müller wurde 1945 entlassen, erhielt aber nach einigen Jahren freiberuflicher Tätigkeit in Tübingen wieder eine Chemie-Professur.



Großzügiger Treppenaufgang im Chemischen Institut an der Robert-Mayer-Straße.





Blick in ein beim Bombenangriff im November 1944 zerstörtes Labor des Chemischen Instituts.

Wintersemester 1946/7 konnte der Unterricht wieder aufgenommen werden, doch kam der Aufbau erst 1949 zum Abschluß.

Länger dauerte der personelle Wiederaufbau. Von den Institutsdirektoren war zu Kriegsende nur der Anorganiker Karl Gleu noch im Amt. 1946 wurde Alfred Magnus Direktor der Physikalischen Chemie, ein Ausgleich dafür, daß die Nazis ihn 1933 veranlaßt hatten, seine Stellung als Oberassistent aufzugeben. Für die organische Chemie versuchte man vergeblich, Burkhardt Helferich zu gewinnen, der unter von Braun Abteilungsleiter gewesen war. Gleu, der wohl die Wiederherstellung des gemeinsamen Chemischen Instituts fürchtete, setzte sich auch mit zweifelhaften Mitteln für Theodor Lieser als Direktor der organischen Chemie ein. Lieser wurde 1947 kommissarisch ernannt, war aber den Anforderungen dieses

Auch das chemische Institut wurde schwer getroffen. Die organische Chemie wurde nach Bad Homburg, die anorganische Chemie nach Bad Nauheim verlagert, wo man einen Notbetrieb aufrecht erhielt.

### Wiederbeginn und Zeit des Übergangs

Am 26. März 1945 besetzten amerikanische Truppen die Universität. Nur wenige Hochschulangehörige waren zurückgeblieben, darunter der 25jährige Assistent Walter Ried, der in der Nähe wohnte. Wegen eines Körperschadens, den er beim Arbeitsdienst erlitten hatte, vom Militär-



Der Ostflügel des Chemischen Instituts im Winter, Fortschritte bei den Wiederaufbauarbeiten sind bereits erkennbar.



Walter Ried (geb. 1920): treibende Kraft des Wiederaufbaus und erster Dekan des Fachbereichs Chemie, eine Aufnahme von 1949.

dienst freigestellt, hatte er schon die Auslagerung des Instituts organisiert. Er war politisch nicht belastet und wurde wenige Tage nach Kriegsende, genau zwei Monate nach der Besetzung Frankfurts, zum kommissarischen Direktor des Instituts ernannt. Noch untersagten die Militärbehörden die Wiedererrichtung der Universität. Ried organisierte die Rückführung der geretteten Bestände und begann nach Aufhebung des Verbots mit Hilfe der Studenten den Wiederaufbau des abbruchreif eingeschätzten Institutsgebäudes. Zum



Wiederaufbau des Chemischen Instituts nach Kriegsende: Zwei Studenten beim Schweißen unter Anleitung des Bauleiters.



Amtes kaum gewachsen. Bald kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, und schließlich wurden Lieser und Gleu vom Dienst suspendiert. Erst 1951 endete die wirre und konfliktreiche Übergangszeit in der organischen Chemie mit der Berufung von Theodor Wieland. Im gleichen Jahr gab Paul Royen seine erfolgreiche Industrietätigkeit auf und übernahm zunächst kommissarisch die Leitung des Instituts für Anorganische Chemie. 1952 wurde Hermann Hartmann zum Institutsdirektor der Physikalischen Chemie berufen. Mit Wieland, Royen und Hartmann begann eine Phase ruhigen Aufbaus unter immer noch schwierigen Verhältnissen. Charakterfeste Männer, weder unter den Nazis noch in der Nachkriegszeit korrumpiert, bestimmten in den nächsten zwei Jahrzehnten das Bild der Frankfurter Chemie.

### Theodor Wieland und der Aufstieg der Biochemie

Theodor Wieland, Sohn des Chemie-Nobelpreisträgers von 1927, Heinrich Wieland, studierte in München. 1937 bis 1946 arbeitete er am Kaiser-Wilhelm-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg und habilitierte sich an der dortigen Universität. 1946 wurde er als Extraordinarius nach Mainz berufen. Seine Forschung betraf Naturstoffe, insbesondere die Peptide, zu denen die Proteine, d.h. die Eiweißkörper gehören. Auf diesem für die moderne Biochemie zentralen Gebiet leistete Wieland bahnbrechende Arbeit. Im Institut für Organische Chemie wurde eine Abteilung für Biochemie eingerichtet, deren Leitung Wielands Schüler Gerhard Pfeleiderer (später Bochum) übernahm. Herausragende Erfolge von Wielands Arbeiten waren die Aufklärung von Struktur und Wirkung der tödlichen Gifte des Knollenblätterpilzes, die ebenfalls Peptide sind. Auch ein Gegengift, das Antamanid, konnte entwickelt werden, doch eignet es sich nicht zur Rettung Vergifteter, da es gleichzeitig mit dem Gift selbst eingenommen werden muß.

Unter Theodor Wieland gelangte die organische Chemie in Frankfurt wieder zu hohem Ansehen, vergleichbar mit der Zeit, in der von Braun das Institut leitete. Die Verhältnisse blieben aber beengt und äußerst unbefriedigend. In dem wieder hergerichteten Institut in der Robert-Mayer-Straße war nach einiger Zeit jede Nische, jeder Fahrstuhlschacht und jeder Dachgeschoßraum ausgebaut. Apparaturen standen auf den Gängen, und selbst die Fachleute des Universitätsbauamts fanden sich in dem Gewirr von Um- und Einbauten schließlich kaum noch zurecht. Ein neues Institut sollte auf dem Grund-



Theodor Wieland (1913-1995). Schwerpunkte seiner Forschung: Naturstoffe und Biochemie.

stück zwischen Senckenberganlage, Robert-Mayer-Straße und Georg-Voigt-Strasse gebaut werden. Mit drei Flügeln, je einem für die Anorganische, Organische und Radiochemie, war es bis zur letzten Steckdose durchgeplant. Aber der Bau wurde niemals Wirklichkeit. Heute steht auf diesem Gelände der „Turm“, und die Planung für die Chemie wandte sich anderen Standorten zu. Wieland, der 1959 einen Ruf nach Bonn abgelehnt hatte, sah, daß er noch auf Jahre hinaus unter diesen Verhältnissen weiterarbeiten mußte, wenn er in Frankfurt blieb. So nahm er 1968 die Berufung zum Direktor der Abteilung Naturstoffchemie am Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg an. Dort wirkte er bis zu seiner Emeritierung 1981. Sein Nachfolger in Frankfurt wurde Gerhard Quinkert. Wielands Weggang aus Frankfurt und Paul Royens Emeritierung 1970 bezeichnen zugleich das Ende einer fünfzigjährigen Ära, in der die Frankfurter Chemie Teil der naturwissenschaftlichen Fakultät war.

### Hermann Hartmann – Wegbereiter der theoretischen Chemie

Der aus Bischofsheim in der Rhön stammende Hermann Hartmann studierte wie Theodor Wieland in München, wechselte aber 1939 nach Frankfurt. Wegen Krankheit vom Kriegsdienst befreit, konnte er hier 1941 promovieren und sich zwei Jahre später habilitieren. Als nach Kriegsende die Universität wieder eröffnet wurde, erhielt er die Lehrbefugnis und

wurde später außerplanmäßiger Professor. Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung stammt aus dieser ersten Nachkriegszeit. Auf der Suche nach einer theoretischen Erklärung für die auffälligen Farben der Komplexverbindungen knüpfte er an Arbeiten von Alfred Magnus aus den zwanziger Jahren an und übertrug zusammen mit Friedrich Ernst Ilse die Vorstellungen von der Wirkung des elektrostatischen Kristallfeldes, wie sie Hans Bethe entwickelt hatte, auf die Komplexverbindungen. Die Ligandenfeld-Theorie, die daraus entstand, erwies sich als bedeutende Alternative zu der damals herrschenden Theorie der chemischen Bindung, der Valenzbindungs-Theorie.

1951 wurde Hartmann als Abteilungsleiter an das Max-Planck-Institut für Physikalische Chemie in Göttingen berufen. Er kehrte 1952 nach Frankfurt zurück und trat die Nachfolge von Alfred Magnus an. Das im Krieg zerstörte Institut für Physikalische Chemie wurde durch einen Neubau ersetzt (heute Fachbereich Informatik). Auch in der Folge bewegte Hartmann immer wieder die Grundfrage der theoretischen Chemie, die Frage nach der Ursache der Anziehung zwischen den Atomen. Sein Buch „Theorie der chemischen Bindung auf quantentheoretischer Grundlage“ (1954) war lange das Standardwerk der theoretischen Chemie im deutschen Sprachraum. Er gründete die Zeitschrift „Theoretica Chimica Acta“ und veranstaltete Ferienkurse zur Förderung dieses Faches. Rufe an die Technische Hochschule München und an das Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz lehnte er ab. Sein weltweites Ansehen bezogen Gastpro-



Hermann Hartmann (1914-1984): „Welchen Ursprung haben die chemischen Kräfte zwischen den Atomen?“





Institut für Physikalische Chemie Robert-Mayer-Straße 11-15, heute Fachbereich Informatik.

fessuren in Chicago (1958) bzw. in Wien (1969/70). Hartmann war ein Ordinarius alter Prägung, humanistisch-altsprachlich gebildet, der dem Unterricht besondere Bedeutung beimaß und dessen Vorlesungen auf die Studenten große Anziehungskraft ausübten. Unter seiner Leitung waren im Institut für Physikalische und Theoretische Chemie Wissenschaftler der verschiedensten Arbeitsrichtungen tätig, und 30 seiner Schüler erhielten Rufe an in- oder ausländische Universitäten.

### Auf dem Weg zum Fachbereich Chemie

In den sechziger Jahren wurde klar, daß das deutsche Bildungssystem den Anforderungen eines modernen Industriestaates nicht gewachsen war. Die „Bildungskatastrophe“ wurde ausgerufen, und auch Hessen begann mit einem großzügigen Ausbau der Hochschulen. Die Zahl der Professoren und der Mitarbeiter wurde vervielfacht. Aber das Gebäude Ro-

bert-Mayer-Straße 7-9 bot keinen ausreichenden Raum mehr. Während die Planung für einen Neubau auf dem Niederurseler Hang lief, mußten große Teile der Institute für Organische und Anorganische Chemie in der „Sofortchemie“ auf dem Gelände der medizinischen Fakultät in der Sandhofstraße 3 untergebracht werden. 1971 wurde die Naturwissenschaftliche Fakultät aufgeteilt und der Fachbereich Chemie gegründet. Er umfaßte die Institute für Anorganische, Organische sowie Physikalische und Theoretische Chemie, ferner das Seminar (später ebenfalls Institut) für Didaktik der Chemie. Die Verteilung auf mehrere Standorte (besonders nach dem Bezug des Neubaus auf dem Niederurseler Hang) brachte schlechte Arbeitsbedingungen mit sich und führte zu starken Spannungen im Fachbereich. Eine Zeit lang erschien sogar die Wahl eines Dekans unmöglich. Schließlich einigte man sich auf Walter Ried, der ein Vierteljahrhundert zuvor den Wiederaufbau in die Wege geleitet hatte. Mit Arbeiten zur organischen Synthese hatte er sich habilitiert und war nun, nach Ablehnung eines verlockenden Industrieangebots, Abteilungsleiter im Institut für Organische Chemie. Er verstand es, einige der ärgsten Gegensätze zu überbrücken und einer konstruktiven Zusammenarbeit im Fachbereich den Weg zu bahnen.



Sofortchemie Sandhofstraße 3, heute ist dort die vorklinisch-naturwissenschaftliche Ausbildung der Mediziner.





Professor Dr. Martin Trömel (65, rechts im Bild), geboren in Berlin, studierte in Frankfurt Chemie und promovierte 1963. Er ist seit 1971 Professor in Frankfurt, arbeitet auf dem Gebiet der anorganischen Festkörperchemie und war 1974/75 und 1989/90 Dekan des Fachbereichs Chemie. Gemeinsam mit Professor Wetzel und Professor Walter Ried veranstaltet er seit 1990 das Seminar „Chemie und Gesellschaft in der Geschichte“.

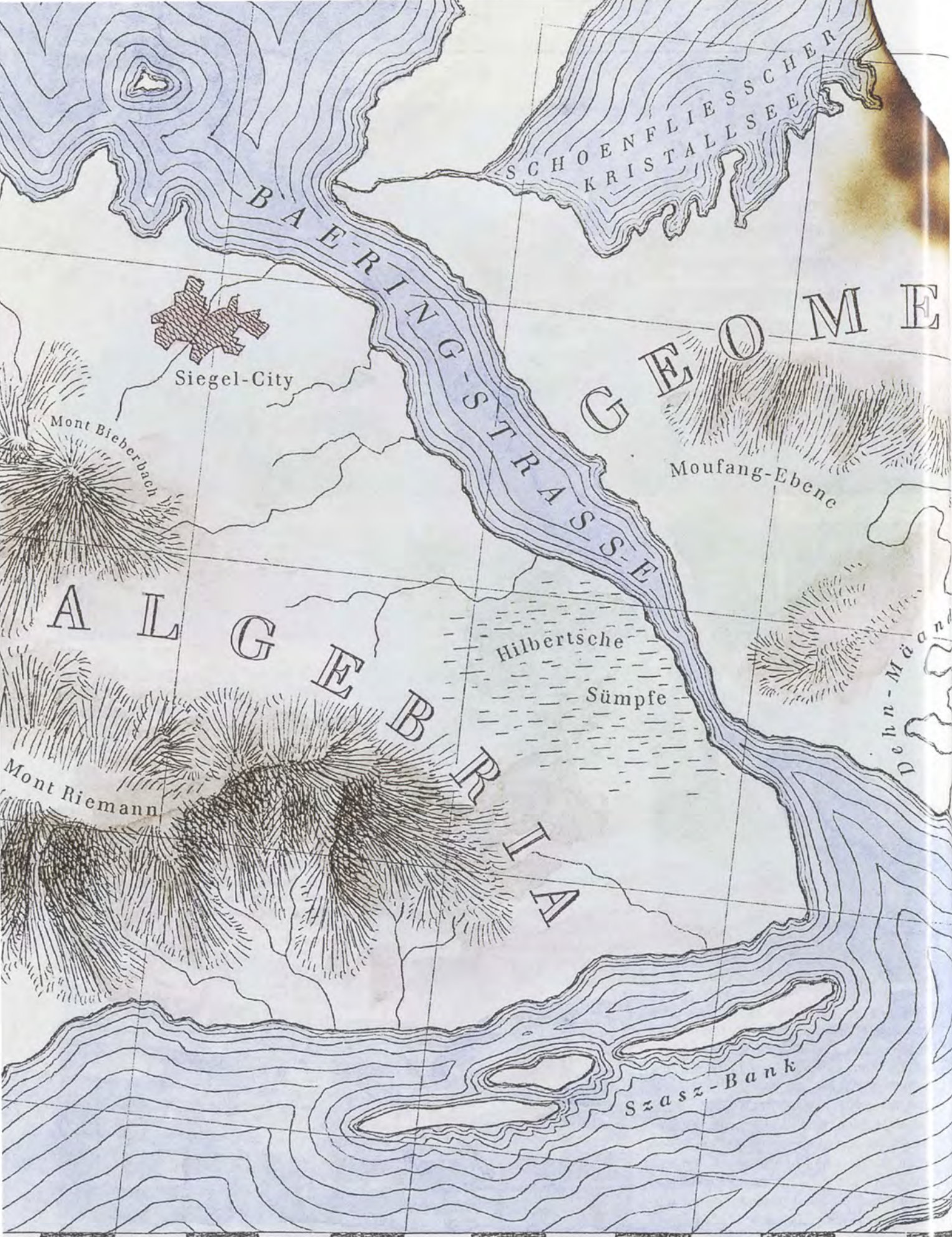
Professor Dr. Walter Wetzel (75), geboren in Baden-Baden, studierte in Karlsruhe Chemie und promovierte 1954. Er war von 1956 bis 1985 bei der Hoechst A.G. in Forschung, Produktion und im Vorstandsstab tätig, von 1976 bis 1990 Mitglied von Museumsrat, Kuratorium und „Fachbeirat Chemie“ des Deutschen Museums in München. Von 1985 bis 1990 studierte er in Frankfurt Geschichte und promovierte 1990 bei Professor Dr. Lothar Gall. Seit 1990 ist er Lehrbeauftragter für Geschichte der Chemie in Frankfurt und seit 1992 Honorarprofessor. 1998 promovierte er in Mainz zum Dr. rer. pol.

Chemiegebäude auf dem Niederurseler Hang, Marie-Curie-Straße 11, bezogen 1973. Aufnahme aus dem Jahr 1978 mit der Erweiterung für Physikalische Chemie und Didaktik der Chemie.

### Literatur

Notker Hammerstein: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Bd. 1: 1914 bis 1950. Neuwied, Frankfurt 1989.  
 Renate Heuer, Siegbert Wolf (Hrsg.): Die Juden der Frankfurter Universität. Frankfurt, New York 1997.  
 Walter Ried, unveröffentlichtes Manuskript von Vorträgen an der Frankfurter Universität.





43

44

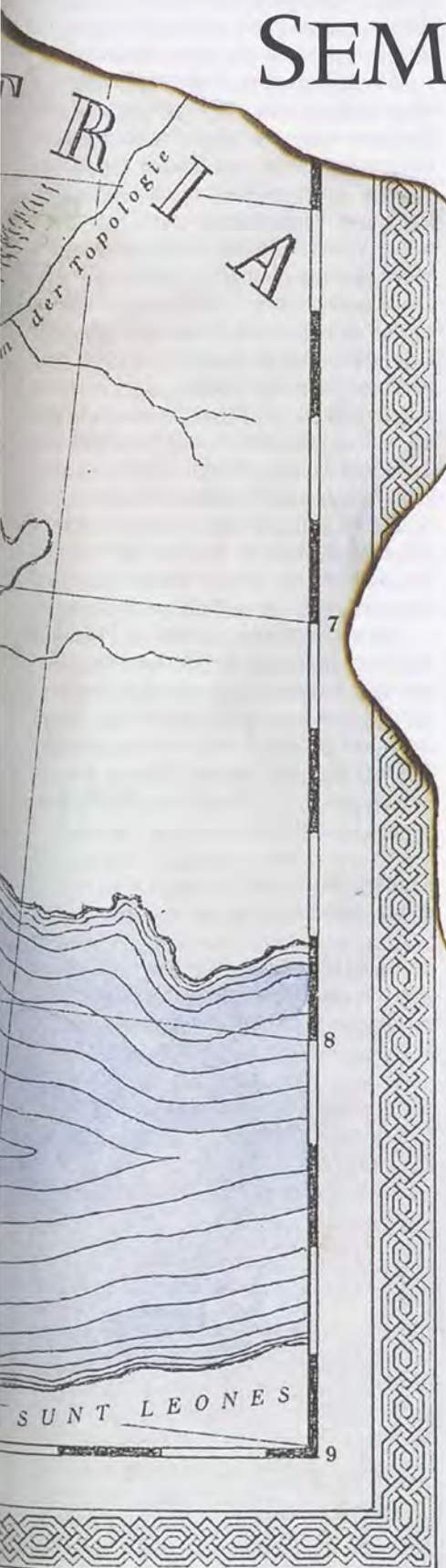
45





# DIE ERSTE BLÜTE DES MATHEMATISCHEN SEMINARS

von Ulrich Thimm



**E**xperimentierfreudig und liberal, so wirken in der Rückschau die Gründerjahre der Frankfurter Universität. Zum ersten Mal gab es im Deutschen Reich eine Universität, die weder vom Staat noch von einer Kirche gestiftet worden war. Die Sozial- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät war ein Novum und die Naturwissenschaftliche Fakultät immer noch die große Ausnahme in der deutschen Universitätslandschaft. Zumindest für Frankfurt neu war ein Mathematisches Seminar, für das es in der Stadt keine Vorläufer gab. Hier erlebte die Mathematik zwischen den Weltkriegen eine bemerkenswerte Blüte.

Bei ihrer Gründung 1914 erhielten die Frankfurter die an deutschen Universitäten übliche „Standardausstattung“ an Lehrstühlen für die Mathematik: zwei Ordinariate, die mit Arthur Schoenflies und Ludwig Bieberbach besetzt wurden, und ein Extraordinariat mit Ernst Hellinger. Die Versicherungsmathematik wurde vom Astronomen Martin Brendel gelesen. Als Grundstock der mathematischen Bibliothek diente der Bestand des Versicherungswissenschaftlichen Seminars der ehemaligen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, der keine einzige mathematische Fachzeitschrift enthielt.

## Die Bieberbachsche Vermutung

In der Mathematik herrscht – im Gegensatz zu vielen anderen Wissenschaften – eine Fragekultur, man kann mit einer klugen Vermutung berühmter werden als mit einem phantasielosen Beweis. Die Vermutungen markieren die Grenze zum Nicht-Wissen. Sie dürfen weder trivial sein, noch darf es aussichtslos sein, sie mit den verfügbaren Methoden angehen zu wollen.

1916 äußerte Ludwig Bieberbach eine Vermutung, die zu so etwas wie dem Mont Blanc der Mathematik wurde. Zahlreiche Mathematiker haben seitdem ver-

geblich mit der Bieberbachschen Vermutung gerungen, bereits mehrfach ist sie für gelöst gehalten worden, und immer hat jemand einen Fehler in der Beweisführung gefunden.

Auch 68 Jahre später waren nur Abschätzungen bekannt: So läßt sich die Reaktion des Dutzend Mathematiker verstehen, die im März 1984 Post aus den USA von Louis de Branges von der Purdue Universität erhielten. Sicher, de Branges war ein anerkannter Mathematiker, und deswegen landeten die 385 getippten Seiten nicht gleich im Papierkorb wie so viele unerbetene Manuskripte, mit denen Berufsmathematiker belästigt werden. Aber alle Kollegen schrieben zurück, daß sie keine Zeit für ein Studium des Beweises hätten. Das kann man ihnen nicht übel nehmen, denn wenn der Fehler subtil ist, müssen unter Umständen einige Monate Arbeit investiert werden. Die meisten zweifelten, daß es de Branges geschafft haben könnte, das Manuskript war schwierig zu lesen, und geringfügige Fehler fanden sich schon zu Beginn.

Im Juni 1984 besuchte de Branges die Universität Leningrad. In dem Manuskript, das keiner lesen wollte, hatte er eine noch stärkere Vermutung des russischen Mathematikers Milin bewiesen, aus der sich die Wahrheit der Bieberbach-



schen Vermutung direkt ableiten ließ, wie Milin schon gezeigt hatte. Es fügte sich, daß Milin ebenfalls in Leningrad war, und die sowjetischen Gastgeber waren zwar auch skeptisch, aber geduldiger. In fünf Vorträgen zu jeweils vier Stunden trug de Branges seinen Beweis vor, alle warteten auf einen Fehler, aber es gab keinen! Milin und seine Kollegen verkürzten den Beweis auf 13 Seiten, und als diese verschickt wurden, horchte die mathematische Welt auf.

Noch ein Zufall spielte eine Rolle. Der Beweis hing von einer Ungleichung über bestimmte spezielle Funktionen ab. Auf einem Großrechner hatte de Branges zu-

sammen mit Walter Gautschi die Gültigkeit der Ungleichung bis zum 13. Koeffizienten überprüft. Dieses Ergebnis war zwar ermutigend, bewies jedoch gar nichts. Gautschi und de Branges fiel erst danach auf, daß zwei andere Mathematiker die Gültigkeit dieser Ungleichung in einem völlig anderen Zusammenhang schon vor Jahren bewiesen hatten. Damit war de Branges' Beweis komplett.

Im Gedächtnis der Nachwelt bleiben die Namen Bieberbachs, der die Vermutung geäußert hat, und de Branges', der sie bewiesen hat. Dabei zeigt die Geschichte vom Beweis der Bieberbachschen Vermutung, wie sehr Mathematik von der Vorarbeit der Kollegen abhängt. Zahlreiche Sherpas müssen sozusagen die Basislager errichten, damit einer den Gipfel erklimmen kann.

**23 Probleme**

In den Institutsakten findet sich eine Denkschrift von 1917 an den Frankfurter Oberbürgermeister über die Zukunft eines Mathematischen Seminars in Frankfurt, verfaßt von Arthur Schoenflies, dem ersten Ordinarius der Mathematik in Frankfurt. Man kann sie mit einem Wort zusammenfassen: Göttingen! Das Erfolgsmodell Göttingen galt es für Frankfurt zu kopieren, Schoenflies ging sogar soweit, sich zum „bewußten Göttinger“ zu erklären und die Organisation des Seminars von der Bibliotheksordnung bis zur Konzeption der Studienpläne an dem Göttinger Vorbild zu orientieren.

In Göttingen saß die Elite, allen voran David Hilbert. Hilbert war sogar mathematischen Laien bekannt geworden mit einem Vortrag, den er 1900 auf dem Zweiten Internationalen Mathematikkongreß in Paris gehalten hatte. Er sprach damals über „Mathematische Probleme“,

stellte jedoch keine Problemlösungen vor, sondern 23 bis dahin ungelöste Probleme. Hilbert hatte sich nicht alle diese Probleme selbst ausgedacht, aber in allen Fällen kannte selbst er die Lösung nicht, konnte oft nicht einmal einen Lösungsweg vorschlagen, doch hielt er alle Probleme für lösbar. Es ist nicht übertrieben zu sagen: Hilbert gab in Paris seinen Kollegen die Hausaufgaben für das neue Jahrhundert.

Alle Hilbertschen Probleme haben sich tatsächlich als schwierig erwiesen, und alle Probleme waren fruchtbar: Sie brachten Erkenntnisfortschritte, sie führten zur Ausarbeitung neuer mathematischer Theorien und haben die mathematischen Disziplinen weiter vernetzt. Hilbert führte auch einen neuen Arbeitsstil in die Mathematik ein, den er so beschrieb: „Nicht selten wurden wir mit Kopfschütteln betrachtet, wenn wir uns voller Verständnislosigkeit über die strengen Rangunterschiede hinwegsetzten und zwanglos mit Privatdozenten und gar Studenten verkehrten.“ Zwischen 1898 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs sind nicht weniger als 59 Mathematiker bei Hilbert promoviert worden. Auch das erklärt den Einfluß Hilberts auf die Mathematik, der vielleicht am ehesten mit dem Einfluß Einsteins in der Physik zu vergleichen ist.

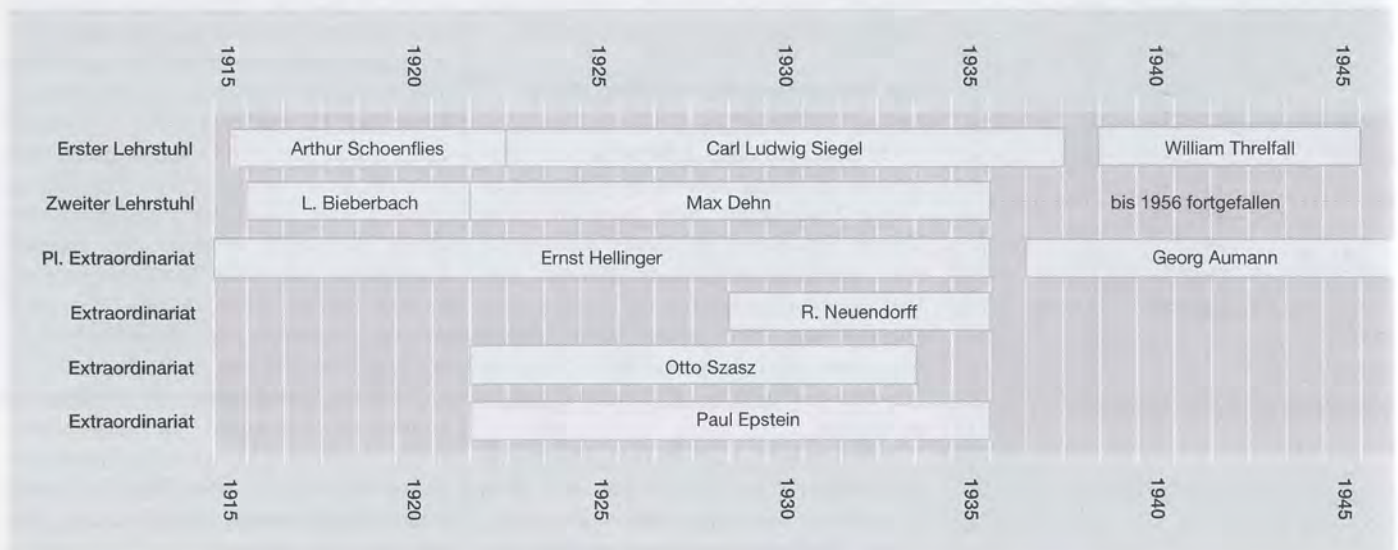
Ein erster Hilbert-Schüler in Frankfurt war Ernst Hellinger, der 1907 mit einer Arbeit über Integralgleichungen bei ihm promoviert worden war. Er erhielt bei Gründung der Universität Frankfurt das Extraordinariat, ging aber gleich 1915 als Kriegsfreiwilliger an die Westfront. 1920 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt.

**Keine Lösung ist auch eine Lösung**

Ein Hilbertsches Problem zu lösen war seit der Jahrhundertwende die Chance für einen Mathematiker, bekannt –



Arthur Schoenflies, der erste Ordinarius für Mathematik an der Frankfurter Universität, wurde in seinem letzten Amtsjahr auch der erste Mathematiker im Amt des Rektors. Er hatte das erste Lehrbuch der damals jungen Mengenlehre verfaßt.





## Knotentheorie – Eine Spezialität von Max Dehn

Die Knotentheorie ist ein Gebiet der Topologie, das um die Jahrhundertwende aufgeblüht ist. Anders als der Knoten im Schnürsenkel muß eine verknotete Schnur in der Mathematik immer in sich geschlossen sein, damit ihn die Knotentheoretiker überhaupt analysieren können – offene Knoten lassen sich schließlich immer auflösen. Das Verwirrende an Knoten ist, daß das „Verknotetsein“ keine Eigenschaft der Schnur ist.

Eine Ameise, die eine Schnur entlangkrabbelt, spürt nichts von Knoten in der Schnur; sie stellt nur fest, daß sie nach einiger Zeit wieder am Ausgangspunkt eintrifft – sie hätte genauso gut einen Ring entlang laufen können. Das „Verknotetsein“ hängt von der Lage der Schnur im Raum ab, und nur in einem dreidimensionalen Raum läßt sie sich überhaupt verknoten. In einem zweidimensionalen „Raum“ wäre nicht genug Platz, damit Schlingen übereinander zu liegen kommen; im vierdimensionalen Raum – der sich im Phantasiebereich der Mathematik ohne Schwierigkeiten konstruieren läßt – kann jeder Knoten aufgelöst werden.

Der einfachste Knoten ist ein Ring, der heißt deswegen auch „trivialer Knoten“. Erst 1910 konnte Max Dehn beweisen, daß es so etwas wie nicht-triviale Knoten überhaupt gibt! Bis dahin wäre es theoretisch immer noch möglich gewesen, daß jeder Knoten sich zu einem Ring auflösen läßt.

Knotentheoretiker fragen sich, wann Knoten äquivalent sind. Das ist bei komplizierten Knoten gar nicht so einfach zu entscheiden, denn vielleicht muß man nur genügend an einem Knoten zerren, um ihn aufzudröseln. Alle Umformungen sind erlaubt, nur zerschneiden darf man die Schnur nicht. Dehn konnte zum Beispiel zei-



Der Ring ist ein trivialer Knoten.



Dies ist auch ein trivialer Knoten, was schon nicht mehr so leicht zu erkennen ist. Zieht man an ihm, so hält man einen Ring in der Hand.



Max Dehn fand heraus, daß ein Kleeblattknoten nicht ohne Zerschneiden in sein Spiegelbild umgeformt werden kann.



gen, daß ein Kleeblattknoten nicht ohne Zerreißen in sein Spiegelbild überführt werden kann. Man kann das geometrische Problem der Knoten in ein algebraisches Problem überführen und die Knoten mit Gleichungen darstellen, mit denen sich auch rechnen läßt. Dehn entdeckte eine Methode, wie man aus dem Diagramm eines beliebigen Knoten eine algebraische Beschreibung des Knoten ableiten kann. Leider lassen sich mit seiner Methode nicht sämtli-

che Knoten voneinander unterscheiden.

Inzwischen läßt sich Knotentheorie auch praktisch anwenden. Es hat sich herausgestellt, daß das fadenförmige Molekül namens DNS, das die Erbinformationen speichert, durchaus kompliziert verknotet sein kann. Die Spannung, unter der die DNS dabei gehalten wird, spielt eine Rolle bei der Entscheidung, welche Gene abgelesen werden.

vielleicht sogar berühmt – zu werden. Max Dehn eröffnete den Reigen mit der Lösung des dritten Problems. Er war ebenfalls bei Hilbert promoviert worden und wurde 1921 Ordinarius in Frankfurt als Nachfolger von Bieberbach, der nach Berlin weitergezogen war.

Mit Zirkel und Lineal läßt sich entscheiden, ob zwei Dreiecke gleichen Flächeninhalt haben, man muß dazu also

nicht auf Integralrechnung oder ähnliche Verfahren zurückgreifen. Hilbert fragte in seinem dritten Problem, ob das auch für räumliche Figuren gelte, insbesondere, ob man auch den Inhalt eines Tetraeders definieren könne, ohne die Integralrechnung zu benutzen. Dehn konnte zeigen, daß es unmöglich ist, und auch das ist schließlich eine Art von „Lösung“ eines Problems. Hilbert hatte in der Einleitung zu seiner

Problemliste ausdrücklich bemerkt, ein Problem könne auch dadurch „erledigt“ werden, „daß die Unmöglichkeit seiner Lösung dargetan wird.“ Wenn aber erstmal der Beweis der Unlösbarkeit erbracht ist, ist die weitere Suche nach einer Lösung so sinnlos, wie am Südpol nach dem Weg nach Westen zu fragen.

Max Dehn kam dem Klischee vom selbstvergessenen Mathematiker gefähr-



lich nahe. Willy Hartner – später Professor für Geschichte der Naturwissenschaften in Frankfurt – erzählt aus der „Froschperspektive“ des Studenten, daß Dehn es liebte, „zu improvisieren und sich der Überfülle der auf ihn einströmenden Gedanken zu überlassen, was zuweilen zur Folge hatte, daß er plötzlich abbrach und mit raschem Griff zum Schwamm quasi zu sich selbst sagte: 'Nein, das ist ja alles Unsinn', um dann wieder dort anzuknüpfen, wo die Intuition ihn übermannt hatte.“

### Die Transzendenz von $2\sqrt{2}$

Der erste Ordinarius der Mathematik in Frankfurt, Arthur Schoenflies, wurde von 1920 bis 1921 auch der erste Mathematiker im Amt des Rektors, bevor er mit Erreichen der Altersgrenze emeritiert wurde. Er war ein bedeutender Vertreter der damals jungen Mengenlehre und hatte eine erste Zusammenfassung dieser Disziplin geschrieben. Außerdem interessierten ihn die Geometrie, speziell die Kristallographie, und seine „Einführung in die mathematische Behandlung der Naturwissenschaften“ wurde in elf Auflagen gedruckt.

1922 gab es für das ganze Mathematische Seminar nur einen einzigen Assistenten, der nebenbei die Geschäftsführung zu erledigen hatte, als der gerade 25jährige Carl Ludwig Siegel als Nachfolger von Schoenflies berufen wurde: „Es war wohl etwa 1924, [...] ich erinnere mich, daß ich in einer höheren Vorlesung insgesamt nur zwei Hörer hatte. Diese kamen dann einmal beide zu spät ins Kolleg [...] und waren etwas erstaunt darüber, daß ich schon ohne sie begonnen hatte und an der Tafel ein ganzes Stück vorangekommen war.“



Willy Hartner – später Professor für Geschichte der Naturwissenschaften – gewährte während der November-Pogrome 1938 jüdischen Kollegen Unterschlupf. Nach dem Krieg sorgte er dafür, daß viele Emigranten auf ihre Lehrstühle zurückkehren konnten.

In jedem Semester gab es ein Seminar und ein Proseminar. Die Aufnahme war von einer „kleinen“ Prüfung abhängig: „Dies hatte die Wirkung, daß nur einigermaßen tüchtige Leute ihr mathematisches Studium in Frankfurt beenden konnten, und die von uns Abgewiesenen pflegten dann ihr Examen an gewissen benachbarten Universitäten zu machen oder sogar dort durchzufallen.“

Carl Ludwig Siegel war vor dem Zweiten Weltkrieg der alles überragende Mathematiker in Frankfurt, dessen Methoden in der Zahlentheorie heute noch verwendet werden. Er hatte das Zeug, selbst einen Hilbert zu überraschen. Der Göttinger hatte zur Schwierigkeit seiner Probleme Vermutungen angestellt. Den Beweis dafür, daß  $2\sqrt{2}$  eine transzendente Zahl ist (die Aufgabe ergibt sich aus dem siebten Problem), hielt Hilbert für „äußerst schwie-

rig“. In einer Vorlesung Anfang der zwanziger Jahre meinte er, er dürfe vielleicht noch den Beweis der Riemannschen Vermutung erleben, die jüngeren seiner Hörer mochten noch den Großen Satz von Fermat bewiesen sehen, doch keiner von ihnen werde wohl den Beweis für die Transzendenz von  $2\sqrt{2}$  erleben. Unter seinen Hörern war damals Siegel, der ihn schon wenige Jahre später führen sollte, während der Beweis für die Riemannsche Vermutung noch heute aussteht.

Eine Schülerin Siegels, Hel Braun, erinnert sich an ihren Doktorvater: „Die Kehrseite bestand natürlich in den Stunden in denen er vor sich hin starrte und grübelte. Und als Ausweg hieraus dienten die Spaziergänge, eine gewisse Natur-schwärmerei und vielleicht auch seine ziemlich menschenfeindlichen Überlegungen. Er war niemals milde, höchstens



Der Wissenschaftsjournalist Ulrich Thimm (38) bedauert, daß im Wissenschaftsjournalismus die Mathematik wie ein Stiefkind behandelt wird. Falls überhaupt, werden mathematische Leistungen von ihren Anwendungen her gewürdigt, was der Motivation reiner Mathematiker kaum gerecht wird, die ihre Wissenschaft eher als die höchste aller Geisteswissenschaften verstehen. Und professionelle Historiker verirren sich kaum jemals in die Mathematikgeschichte, obwohl diese Wissenschaft – zugegeben auf sehr subtile Weise – unser Jahrhundert geprägt hat wie keine andere. So kommt es, daß sich Fachwissenschaftler in ihrer Freizeit mit der Geschichte ihres Fachs auseinandersetzen müssen, wie die Professoren Wolfgang Schwarz, Jürgen Wolfart und Joachim Weidmann für die Geschichte der Mathematik an der Universität Frankfurt. Ohne ihre Hilfe – und die Mitarbeiter des Universitätsarchivs – wäre vorliegender Bericht unmöglich gewesen.



Carl Ludwig Siegel trat die Nachfolge von Arthur Schoenflies an und war vor dem Zweiten Weltkrieg der alles überragende Mathematiker in Frankfurt. Seine Methoden in der Zahlentheorie sind noch heute aktuell.



sentimental. Bevor er intensiv Mathematik trieb und auch so ab 50 Jahren, litt er häufig unter Depressionen. [...] Und diese Apathie konnte dann plötzlich in Euphorie, Sentimentalität, Weltschmerz, Menschenhass je nachdem – überkippen. Aber er hat es, jedenfalls so viel ich weiss, stets geschafft sich am eigenen Schopf herauszuziehen, sich an den Schreibtisch zu setzen und sich etwas zu überlegen. Ich habe allerdings nicht erlebt, daß er dabei zufrieden sein und sozusagen ein Lächeln dabei haben konnte.“

### „Diese Herren haben doch gar keine Würde“

Die erste Blüte des Mathematischen Seminars fällt in eine Zeit, die wirtschaftlich ein Alptraum war. 1923 fiel die Mark ins Bodenlose eines Billionstels ihres Vorkriegswerts. Die Deutschen mußten mit Zahlen umgehen lernen, mit denen sonst nur Mathematiker hantieren. Mit Brief vom 15. September 1923 beantragte Max Dehn beim Kuratorium einen außerordentlichen Zuschuß für das Mathematische Seminar von 250 Millionen Mark, am 8. Oktober einen weiteren Zuschuß von 2,5 Milliarden Mark, der anstandslos bewilligt wurde.

Zum Pflichttermin der Mathematiker wurde der Donnerstag, 16 bis 18 Uhr, wenn Dehn, Hellinger und Siegel sich mit ausgewählten Studenten zum „Seminar über Geschichte der Mathematik“ trafen. Dazu kam Paul Epstein, der 1921 in ein neugeschaffenes Extraordinariat berufen worden war. Dehn hatte dieses Seminar angeregt, das dreizehn Jahre lang laufen sollte. Die Quellen wurden im Original studiert und reichten von den Klassikern der griechischen Antike bis ins 17. Jahr-

hundert. „Erst später, nachdem wir in alle Welt zerstreut waren,“ erinnert sich Siegel, „wurde mir [...] klar, welch ein seltenes Glück es ist, wenn die Fachkollegen sich uneigennützig und ohne persönlichen Ehrgeiz zu einer Gemeinschaft vereinigen, anstatt nur von ihrem Lehrstuhl aus zu dirigieren.“ Anderswo wurde dieser Vorzug der jungen Frankfurter Universität als Zumutung empfunden: „Diese Herren haben doch gar keine Würde“, ist als Kommentar eines Bonner Professors überliefert.

### „Ehe ich diesen Menschen in die Hände falle ...“

Das siebte Hilbertsche Problem hat schließlich der Frankfurter Student Theodor Schneider 1934 in seiner Dissertation vollständig gelöst: Eine irrationale und algebraische Potenz einer algebraischen Zahl – mit Ausnahme von 0 und 1 – ist transzendent. Schneider war ab 1935 außerplanmäßiger Assistent am Seminar, und man sollte denken, daß er sich mit

dieser Arbeit als kommender Meister ausgewiesen hätte. Der Dekan aber verweigerte die Annahme der fertiggestellten Habilitationsschrift, da Schneider – im Sinne des Nationalsozialismus – keine Führungsqualitäten habe.

Mit der Machtergreifung war es in Frankfurt zweitrangig geworden, ob jemand ein Hilbertsches Problem lösen konnte. Am schlimmsten aber führte sich in Berlin der alte Kollege aus Frankfurter Tagen auf, Ludwig Bieberbach, der analog zur „Deutschen Physik“ eine „Deutsche Mathematik“ etablieren wollte.

1933 war etwa ein Drittel der Hochschullehrer der Universität Frankfurt jüdischer Abstammung, in der Mathematik die Professoren Max Dehn, Paul Epstein, Ernst Hellinger und Otto Szasz. Arthur Schoenflies hatte 1928 noch geachtet in Frankfurt sterben dürfen.

Szasz hatte sich bei Gründung der Universität in Frankfurt habilitiert und wurde 1921 außerordentlicher Professor, ein Fachmann für Fourieranalysis. Sofort mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde ihm die Lehrbefugnis entzogen, und Szasz emigrierte in die Vereinigten Staaten. 1935 traf ihn Willy Hartner – später Professor für Geschichte der Naturwissenschaften in Frankfurt – als Gastprofessor am Massachusetts Institute of Technology wieder, „wo er von einem Jahresgehalt von 1.000 Dollar wie der ärmste Student zu leben gezwungen war“. Ab 1936 lehrte Szasz an der Universität Cincinnati in Ohio.

Dehn, Epstein und Hellinger durften zunächst bis 1935 weiter lesen, weil sie im Weltkrieg gedient hatten. Als gute Deutsche fühlten sich wohl alle: Hellinger war Kriegsfreiwilliger gewesen und trug wie Epstein das Eiserne Kreuz II. Klasse, Dehn das Ehrenkreuz für Frontkämpfer. Dehn wurde gemäß Paragraph 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in den Ruhestand versetzt, sein Lehrstuhl aufgelöst.

1932 wurde die Universität aus Anlaß des 100. Todestages nach Johann Wolfgang Goethe benannt, ausgerechnet nach einem Mann, dem vor allem Mathematischen graute: „Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: Redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anderes.“







## Das hübsche Integralzeichen

Am 19. Oktober 1914 immatrikulierte sich die erste Studentin an der Universität Frankfurt im Studiengang „Naturwissenschaften und Mathematik“. Ruth Moufang, die hier die erste Professorin werden sollte, studierte ab 1925 Mathematik in Frankfurt und wurde 1930 bei Max Dehn promoviert, von 1934 bis 1936 erhielt sie einen Lehrauftrag. Eine spätere Kollegin, Hel Braun, studierte in dieser Zeit Versicherungsmathematik in Frankfurt. Um das Studiengeld von 200 Mark zu sparen, mußte sie sogenannte Fleißprüfungen bestehen, die sie auch bei „Fräulein Moufang“ ablegte: „Meine zwei Fleißzeugnisse bei ihr waren insofern angenehm als ich viele Formeln aufsagen konnte, unangenehm jedoch weil sie sich so nah neben einen setzte. Damals wusste ich noch nicht, wie schwerhörig sie war. Es wurde als Geheimnis behandelt. Sie hatte eine sehr schöne Altstimme, korpulent war sie auch ein wenig und wäre gern Opernsängerin geworden. Aber die Schwerhörigkeit hatte sie daran gehindert. Ich erinnere mich an ein längeres Gespräch mit ihr – heute würde man sagen 'über die Diskriminierung der Frau'. Mich hat das nie auf die Barrikaden getrieben, irgendwie habe ich wohl gar keinen Kampfgeist. Aber Fräulein Moufang war 9 Jahre älter als ich und dieses Naziverhalten 'Kinder und Küche' versperrte ihr die Möglichkeit der Habilitation. Sie ging notgedrungen,

sehr unglücklich in die Industrie, stand dort ihren Mann und kam erst nach dem Krieg zurück an die Frankfurter Universität. Ich selbst hatte es in dieser Beziehung besser, im Krieg brauchte man die Frauen für Männerberufe und ich konnte mich 1940/41 habilitieren.“

Hel Brauns Erinnerungen sind ungenau: Ruth Moufang konnte sich zwar 1936 habilitieren, erhielt aber nicht die Lehrbefugnis, obwohl sich sogar der Rektor für sie beim Ministerium einsetzte. Selbst als die Mathematik in Frankfurt nur noch durch Georg Aumann vertreten wurde, kam eine Professur für eine Frau nicht in Frage, wie ein Brief des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an sie vom 9. März 1937 belegt: „Da dem Dozenten im Dritten Reich außer seinen wissenschaftlichen Leistungen wesentlich

erzieherische und Führereigenschaften voraussetzende Aufgaben zufallen und die Studentenschaft fast ausschließlich aus Männern besteht, fehlt dem weiblichen Dozenten künftig die Voraussetzung für eine ersprießliche Tätigkeit. Die Reichs-Habilitations-Ordnung hat mit Einführung des Gemeinschaftslagers (Wehrsportlager und Dozenten-Akademie) bereits einen ausschließlich männlichen Hochschullehrernachwuchs im Auge gehabt. Bei dieser Sachlage ist es mir leider nicht möglich, Ihnen die Erteilung einer Dozentur in Aussicht zu stellen. Gegen eine forschende Tätigkeit an einer Hochschule oder in einer Forschungsanstalt bestehen jedoch keine Bedenken.“

Ruth Moufang ging im November des Jahres an die Forschungsanstalt von Krupp in Essen, ab Juni 1942 leitete sie dort die Abteilung für Angewandte



Die Frankfurterin Hel Braun, später Mathematik-Professorin in Göttingen und Hamburg, studierte ab Sommersemester 1933 Versicherungsmathematik in Frankfurt. Zu ihren Lehrern gehörte neben Carl Ludwig Siegel auch Ruth Moufang. Sie hat ihre Erfahrungen als Mathematikstudentin zu Anfang der dreißiger Jahre bis zu ihrer Habilitation 1940 nach ihrer Emeritierung niedergeschrieben [Hel Braun: Eine Frau und die Mathematik 1933-1940 – Der Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn, Springer-Verlag Berlin, Heidelberg 1990]. Das Foto zeigt Hel Braun 1949 bei einer Vorlesung in Göttingen.





Die erste Professorin an der Universität Frankfurt: Ruth Moufang. Die Nationalsozialisten hatten ihr noch die Lehrbefugnis verweigert, so war sie gezwungen, bei Krupp in Essen zu arbeiten, und konnte ihre wissenschaftliche Laufbahn erst 1946 fortsetzen.

Mathematik und Mechanik. Im September 1946 gelang es, sie aus Essen zurückzuholen. Die ganze Last des Unterrichts in der Nachkriegszeit wurde von ihr und Wolfgang Franz getragen. Erst 1951 erhielt sie das planmäßige Extraordinariat, das 1957 in einen ordentlichen Lehrstuhl umgewandelt wurde. Ruth Moufang war damit immer noch die erste und auf lange Zeit einzige Professorin der Universität. Ihr Name ist verbunden mit den Moufang-Ebenen, Moufang-Loups und dem Moufangschen Elastizitätstensor.

Hel Braun mußte nach Göttingen umziehen, um sich zu habilitieren. Für sich selbst faßt sie – die später Professorin in Göttingen, Princeton und Hamburg wurde – zusammen: „Und damit das ganz klar ist: Wenn heutzutage immer wieder Frauen sich benachteiligt fühlen, dann kann ich zwar mitfühlen, aber ich selbst habe mich nie benachteiligt gefühlt. Immer wieder habe ich gesagt, daß die Mathematiker von jedem Frauenzimmer begeistert sind, das ein hübsches Integralzeichen an die Tafel schreiben kann. Jedenfalls ist das meine langjährige Erfahrung. Und diese Rede, daß eine Frau doppelt so viel leisten müsse wie ein Mann um eine bestimmte Position zu erreichen? Na, die zeigt ja wohl nur, wie sehr sich manches Lebewesen überschätzt.“

Erst mit den Nürnberger Gesetzen im Herbst 1935 wurde auch Hellinger aus dem Dienst gedrängt, Epstein zog es vor, seine Entlassung selbst zu beantragen. Von Hellinger und Dehn ist überliefert, wie sie ihre Bücher für zehn Pfennig pro Band an einen Antiquar verkauften, der sie dann zum fünfzig- bis hundertfachen Betrag Mathematikstudenten anbot.

Alle drei Professoren blieben bis 1939 in Frankfurt, so mußten sie auch den Terror der Pogromnacht vom 9. November 1938 miterleben. Hellinger wurde zunächst in die Festhalle abtransportiert, später ins Konzentrationslager Dachau, wo er sechs Wochen lang eingesperrt blieb. Er kehrte mit geschorenen Haaren zurück. Mit Hilfe seiner Schwester in Amerika konnte er im Februar 1939 emigrieren und kam an der North-

**„Das bisher im Mathematischen Seminar befindliche Führerbild ist mein persönliches Eigentum. Zum Ankauf eines Führerbildes (der Größe 48 x 60) für das Seminar bitte ich um Genehmigung eines Betrages von RM 28,- aus Mitteln des Kuratoriums.“**

**Der Geschäftsführende Direktor Aumann**

western University in Evanston/Illinois unter.

Dehn wurde verhaftet, aber noch einmal in seine Wohnung zurückgeschickt, weil in Frankfurt kein Platz mehr für Gefangene war. Er floh mit seiner Frau zu Willy Hartner nach Bad Homburg, später über Hamburg und Kopenhagen an die Technische Hochschule von Trondheim in Norwegen. 1940 wurde auch Norwegen von deutschen Truppen besetzt. Dehn tauchte bei einem norwegischen Bauern unter und floh 1941 mit seiner Frau über die streng bewachte norwegisch-schwedische Grenze durch Finnland, die Sowjetunion, Japan und über den Pazifik nach San Francisco. Auf der langen Fahrt durch Sibirien erkrankte er lebensgefährlich an Lungenentzündung. Im Sommer 1941 trafen sich Siegel, Dehn und Hellinger in den Vereinigten Staaten wieder.

Die SA drang im November 1938 auch in Epsteins Wohnung ein, ließ aber von dem 68jährigen ab, weil er wegen einer chronischen Krankheit nicht transportfähig war. Als er von der Geheimen Staatspolizei vorgeladen wurde, vergiftete er sich am 11. August 1939 mit einer töd-

lichen Dosis Veronal. Er hinterließ einen Zettel: „Ehe ich diesen Menschen in die Hände falle, tue ich diesen letzten Schritt“.

## Das neue Göttingen

Als einziger Professor der Mathematik blieb zeitweise Georg Aumann übrig, der Hellingers Lehrstuhl eingenommen hatte. Die Dehn-Schülerin Ruth Moufang durfte zwar 1936 den Titel „Dr. habil.“ erwerben, als Frau aber nicht die Lehrbefugnis. Sämtliche Mathematikprofessoren jüdischer Abstammung waren in die Flucht oder den Selbstmord getrieben worden, der Extraordinarius Richard Neundorff 1935 bei einem Autounfall tödlich verunglückte, und Carl Ludwig Siegel wידerte die Situation in Frankfurt so an, daß er sich zum 1. Januar 1938 nach Göttingen versetzen ließ. Die vielversprechenden Schüler wie Theodor Schneider und Hel Braun holte er als Assistenten nach, so daß sich Schneider 1939 wenigstens noch in Göttingen habilitieren konnte.

Siegel gelang noch im Frühjahr 1940 die Emigration in die Vereinigten Staaten, als einer der letzten von etwa zweitausend deutschen Gelehrten und Künstlern, die dieses Land aufnahm. Er erhielt ein Forschungsstipendium, später eine feste Anstellung am Institute for Advanced Study in Princeton. Die Nationalsozialisten hatten es geschafft, Princeton zum neuen Göttingen zu machen, wo so berühmte Naturwissenschaftler und Mathematiker wie Kurt Gödel, Hilberts Nachfolger Hermann Weyl, John von Neumann, Reinhold Baer, Albert Einstein und Carl Ludwig Siegel arbeiteten.



Der Lektor Ludwig Sauer hielt unmittelbar nach Kriegsende den Betrieb im Mathematischen Seminar aufrecht.





Mathematisches Kolloquium 1947 bei Professor Wilhelm Lorey: „In meinem Arbeitszimmer sind sämtliche Wände mit den bis oben gefüllten Regalen meiner großen mathematischen Bibliothek besetzt. Diese Bibliothek wird sehr oft an Ort und Stelle benutzt, da die Stadtbibliothek vollständig vernichtet ist. Selbstverständlich fördere ich, natürlich unentgeltlich, alle derartigen wissenschaftlichen Bestrebungen und veranstalte daher auch seit Pfingsten 1945 in meinem Arbeitszimmer ein unentgeltliches mathematisches Kolloquium, das von 15 bis 18 Teilnehmern besucht wird.“

Die in Deutschland gebliebenen Mathematiker waren während des Krieges gut beschäftigt. Von den beiden Direktoren des Mathematischen Seminars wurde Georg Aumann für die Chiffrierabteilung des Reichsluftfahrtministeriums beurlaubt, William Threlfall – der Nachfolger von Siegel – erhielt einen Forschungsauf-

trag an der Luftforschungsanstalt Hermann Göring in Braunschweig.

Ein Mathematiker von Rang kam erst wieder mit Wolfgang Franz nach Frankfurt. Er war 1930 mit „Untersuchungen zum Hilbertschen Irreduzibilitätssatz“ in Kiel promoviert worden. Franz wurde zwar schon 1943 als außerplanmäßiger

Professor nach Frankfurt berufen, konnte aber erst nach Kriegsende kommen, weil er von 1940 bis 1945 die Chiffrierstelle beim Oberkommando der Wehrmacht in Berlin leitete. Andere Frankfurter Mathematiker arbeiteten am Ballistischen Institut der Technischen Akademie der Luftwaffe oder beim Wetterdienst.

Aus der Zeit des Nationalsozialismus geblieben ist der Diplomabschluß, der in vielen kriegswichtigen Fächern eingeführt wurde. Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung setzte ab 1. November 1942 die Diplomprüfungsordnung Mathematik in Kraft. Die neue Ära begann gleich mit einer Ausnahmeregelung, nach der nur ein Studium von sieben Semestern und vier Monate praktische Tätigkeit verlangt wurden.

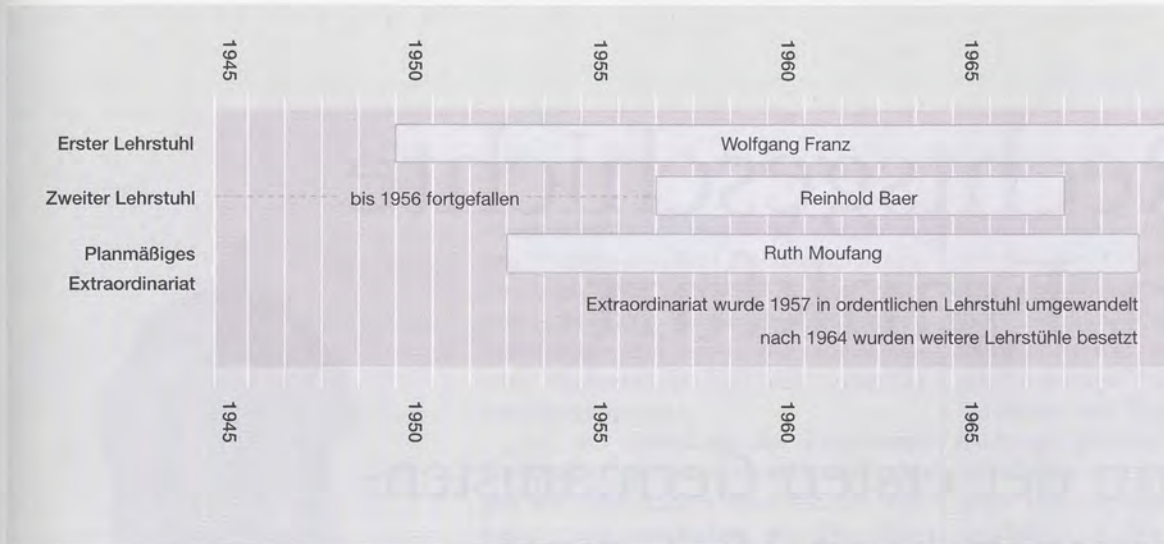
### Wertpapiere

William Threlfall spekulierte während des Krieges – geduldet von der Universitätsleitung – mit einer besonderen Art von Wertpapieren: mathematische Fachbücher und -zeitschriften. Hatte das Seminar bei seiner Gründung keine einzige Fachzeitschrift besessen, so erwarb Threlfall sogar noch von Braunschweig aus doppelte und dreifache Exemplare, die nach dem Kriege, wie er in einem Brief vom 6. April 1944 offen begründete, von beträchtlichem Wert sein würden. Sie wurden nur vorläufig in einem besonderen Verzeichnis inventarisiert, ohne daß sie gestempelt wurden. Nach dem Kriege bildeten sie tat-



Mit Wolfgang Franz kam 1964 zum zweiten Mal ein Mathematiker in das Amt des Rektors [Foto: Franz mit Amtskette und Talar rechts auf den Treppenstufen beim Festzug anlässlich der 600-Jahr-Feier der Universität Wien].





sächlich ein Startkapital, der Erlös wurde 1948 ordentlich abgerechnet.

Bei Kriegsende war vom Mathematischen Seminar in der Schumannstraße 58 das Erdgeschoß mit der Bibliothek geblieben. Das Badezimmer diente als Unterkunft für auswärtige Gäste. Die Studenten verzehrten ihr Mittagmahl auf dem verkolhten Dach des Instituts, sofern sie nicht hungerten.

Der Lektor Ludwig Sauer hielt das Seminar in Gang, Wolfgang Franz kehrte auf einem Lastwagen nach Frankfurt zurück. Im Sommersemester 1946 gaben die beiden den gesamten mathematischen Unterricht für 61 Hauptfachmathematiker. Im September kam Ruth Moufang aus Essen zurück, und erhielt sofort die Lehrbefugnis, die ihr zehn Jahre zuvor vorenthalten worden war. 1949 wurde Wolfgang Franz auf den einzigen verbliebenen Lehrstuhl berufen.

Bei der Gründung der Bundesrepublik gehörte das Mathematische Seminar zu den am schlechtesten ausgestatteten Mathematischen Instituten Deutschlands. Man behalf sich mit Lehraufträgen an die Kollegen von den Nachbaruniversitäten in Mainz und Darmstadt.

### Die zweite Blüte

Für die Zeit von Januar bis März 1953 gelang es, Reinhold Baer aus Urbana/Illinois für Gastvorlesungen in Frankfurt zu gewinnen. Ihm gefiel es in Frankfurt, und als der 1935 gestrichene Lehrstuhl von Max Dehn wieder eingerichtet wurde, nahm er den Ruf nach Frankfurt an und kehrte so nach 23 Jahren Emigration – er hatte zuletzt in Halle gelehrt – nach Deutschland zurück. Baer war ein ungeheuer produktiver Mathematiker mit Arbeiten zur Topologie, Körper- und Gruppentheorie. In seiner Frankfurter Zeit hat-



Reinhold Baer ist es zu verdanken, daß die Frankfurter Universität nach dem Krieg in der Mathematik eine weitere Blüte erleben konnte: „... die Freude des Erkennens wird ergänzt durch den eiteln Spruch, daß in einigen Gebieten unserer Wissenschaft die Lehrbücher dadurch anders geworden sind, daß ich geträumt habe.“ Er gehörte zum Kreis der Spitzenwissenschaftler, die Princeton Anfang der vierziger Jahre zu der Hochburg der Mathematik machten.

te er fast 30 Doktoranden, und bildete damit neben Behnke in Münster eine der beiden großen mathematischen Schulen der Bundesrepublik. Für Frankfurt fast noch wichtiger war seine glückliche Hand bei der Beschaffung von Geld und Stellen, doch das ist eine Geschichte für sich.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1996



# Rechtsgeschichte in Frankfurt

## Von der ersten Germanisten- versammlung 1846 zum Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte

von Reiner Schulze

Mit Frankfurt ist das Fach Rechtsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert in besonderer Weise verbunden: Hier fand 1846 unter Vorsitz von Jacob Grimm die erste jener beiden großen Germanistenversammlungen statt, in der sich die historische Volkskunde und insbesondere die Erforschung, der gemeinsamen deutschen Sprach- und Rechtsgeschichte in unmittelbarer Kritik der zeitgenössischen staatlichen Zersplitterung Deutschlands wandelte. Diese Versammlungen gaben dem deutschen Bürgertum maßgebliche Impulse für das nationale Einigungsstreben, das sodann 1848 zum revolutionären Ausbruch gelangte. Es war insofern kein Zufall, daß sich viele Teilnehmer der Germanistenversammlung von 1848 zwei Jahre später als Abgeordnete in der Frankfurter Paulskirche wiedertrafen und das Erscheinungsbild der Nationalversammlung als eines „Rechtsprofessoren-Parlaments“ mitprägten.

Bis die Rechtsgeschichte als Lehr- und Forschungsgebiet in Frankfurt institutionell verankert wurde, vergingen freilich noch mehr als sechs Jahrzehnte. Erst die Gründung der Stiftungsuniversität, die weitgehend von der Stadt Frankfurt und ihren Bürgern getragen wurde, bot 1914 die

Möglichkeit dazu. Sie wurde in einem heute erstaunlich erscheinenden Umfang genutzt: Vier von sieben Lehrstühlen der juristischen Fakultät waren von Rechtswissenschaftlern besetzt, zu deren Lehrgebieten die Rechtsgeschichte gehörte [1].

### Koschaker und Planitz prägen Rechtsgeschichte in den Anfängen

Am Anfang der Rechtsgeschichte an der Frankfurter Universität stehen die Namen zweier Gelehrter, die späterhin die Entwicklung ihrer Fachrichtungen insgesamt maßgeblich prägen sollten: Paul Koschaker und Hans Planitz wurden 1914 bei der Universitätsgründung nach Frankfurt berufen. Der Romanist Koschaker wechselte allerdings schon bald nach Leipzig, später nach Berlin und Tübingen. Erst dort entstanden die meisten seiner bis heute unentbehrlichen rechtshistorischen und rechtsvergleichenden Studien – bis hin zu dem Werk über *Europa und das römische Recht* (1947), das weit über die Rechtsgeschichte hinaus die Ausbildung des neuen Selbstverständnisses der Rechtswissenschaft im Nachkriegs-Deutschland beeinflusste.

Planitz' Wirken in Frankfurt schränkten die Kriegsjahre und eine schwere Verletzung erheblich ein. So erschienen erst nach der Berufung nach Köln (1920) seine *Grundzüge des deutschen Privatrechts* (1925) – Standardwerk der Germanistik auf der Grundlage der Forschungstradition der Historischen Rechtsschule. Der Rechtsgeschichte in Frankfurt ist jedoch eine wertvolle Erinnerung an ihren ersten Germanisten bis zur Gegenwart erhalten geblieben: Planitz legte den Grundstock für den germanistischen Bücherbestand, der heute – erheblich erweitert – einen Teil der Bibliothek des Instituts für Rechtsgeschichte im Juridicum bildet (s. Abb. S. 105).

### Rechtsgeschichte im Wandel

Die starke Stellung der Rechtsgeschichte innerhalb einer Juristischen Fakultät war für die Gründungszeit der Frankfurter Universität keineswegs ungewöhnlich. Sie ging zurück auf die Konzeption einer „historischen Rechtswissenschaft“, die Savigny und Eichhorn bereits ein Jahrhundert zuvor begründet hatten. Aus dieser Sicht erschloß erst die historische Betrachtung ein tieferes, eigentlich

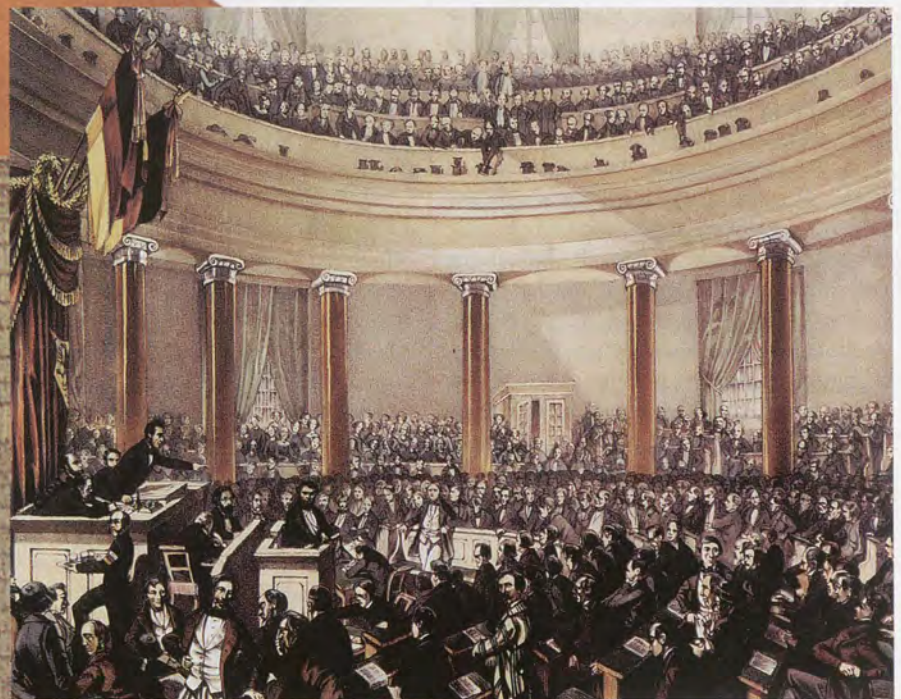
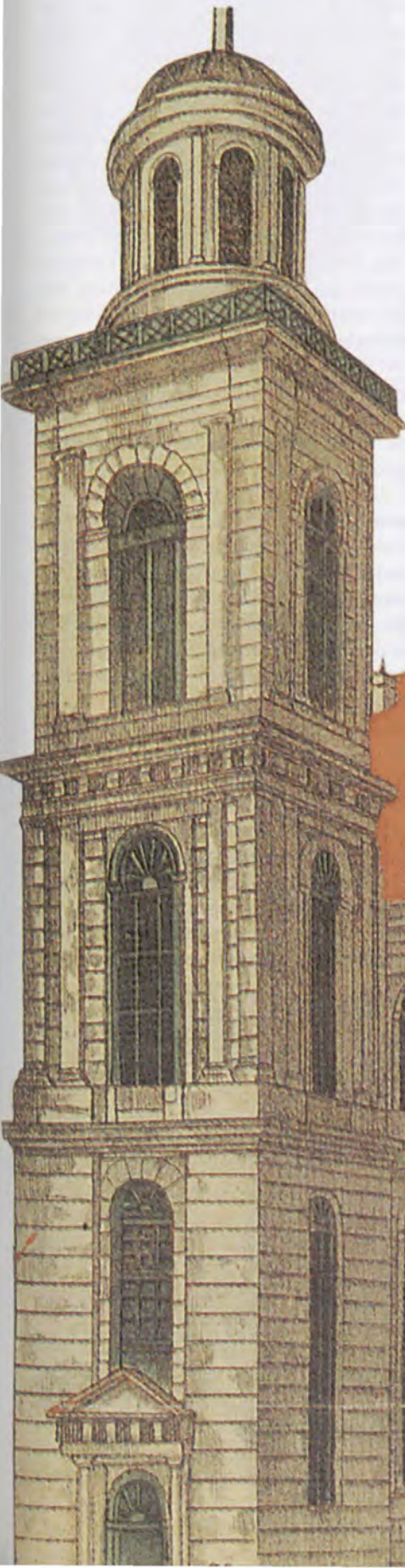


wissenschaftliches Verständnis der einzelnen Normen und ihres Zusammenhanges. Ein Lehrer des geltenden Rechts mußte daher zuvörderst Kenner der historischen Entwicklung sein, aus der der zeitgenössische Rechtszustand seit dem Altertum hervorgegangen ist.

Bei der Gründung der Frankfurter Universität bestimmten diese Anschauungen der Historischen Rechtsschule teilweise noch unmittelbar die Qualifikationsanforderungen und Fächerkombinationen für die akademischen Lehrer. So war der zweite 1914 berufene Germanist und spätere Rektor der Frankfurter Universität (1923/24), Kurt Burchard, von seinen wissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkten her Handelsrechtler. Aber er war zugleich – insbesondere durch Forschungen über die mittelalterliche Gerichtsbarkeit – als Rechtshistoriker ausgewiesen und wurde als akademischer Lehrer für

beide Gebiete berufen. Ähnlich verhielt es sich mit dem 1914 berufenen zweiten Romanisten: Hans Peters hatte ebenso über die Entstehung der Digesten [2] im 6. Jahrhundert wie über das zu seiner Zeit ganz neuartige Phänomen der Kartelle, Syndikate und Trusts geforscht und über die zweite Thematik sodann – wie damals noch besonders bemerkenswert erschien – „eine rein modernrechtliche Vorlesung“ abgehalten [3]. Für seine Berufung in die Handelsstadt Frankfurt wurden diese wirtschaftsrechtlichen Untersuchungen entscheidend, da dem einflußreichen Oberbürgermeister Adickes gerade an ihrer Fortführung gelegen war. Der Kriegsbeginn verhinderte allerdings, daß sich die Erwartungen der Universitätsgründer in diesen Romanisten und Wirtschaftsrechtler erfüllen konnten: Vier Monate nachdem Peters als 28jähriger Privatdozent seine Ernennung zum Professor in Frankfurt erhalten hatte, meldete er sich im August 1914 freiwillig zum Kriegsdienst; ein Jahr später fiel er im Osten.

Auch wenn Peters' „rein modernrechtliche“ Konzeption von ihm selbst nicht mehr in Frankfurt weiterentwickelt werden konnte, deutet sich in ihr doch be-







Gemeinsam mit Hans Planitz wurde Paul Koschaker 1914 bei der Universitätsgründung nach Frankfurt berufen. Schon bald wechselte Koschaker nach Leipzig, später nach Berlin und Tübingen.

reits ein allgemeiner Wandel in der Rechtswissenschaft jener Zeit an: Trotz des fortwirkenden Einflusses der Historischen Rechtsschule auf Ausbildung und Fächerauswahl der Hochschullehrer erschien es in Lehre und Forschung mehr und mehr entbehrlich, geltendes Recht und Rechtsgeschichte in der herkömmlichen Weise unmittelbar miteinander zu verknüpfen. Insbesondere im Bürgerlichen Recht hatte das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) von 1900 als moderne Kodifikation dem Rückgriff auf die ältere Geschichte weithin die praktische Bedeutung für die Rechtsanwendung genommen. Aber auch darüber hinaus waren die theoretischen Grundlagen der „historischen Rechtswissenschaft“ des 19. Jahrhunderts erschüttert. Längst hatte der juristische Positivismus den Rahmen historischer Rechtsanschauungen gesprengt und in der Begriffsjurisprudenz sein ahistorisches Eigenleben entfaltet. Gleichzeitig hatte sich die rechtshistorische Forschung ihrerseits in dem Maße von der „pragmatischen“ Aufgabe unmittelbarer Mitgestaltung des zeitgenössischen Rechts zurückgezogen, wie sich der moderne Historismus in den Geschichtswissenschaften ausformte.

Dieser wissenschaftsgeschichtliche Wandel entthob die Rechtsgeschichte zwar weder ihrer Bildungs- und Ausbildungsfunktion für die Juristen noch ihrer Aufgaben im Rahmen der geistes- und sozialgeschichtlichen Forschung. Ihr erwachsen im Laufe der Zeit im Hinblick auf das geltende Recht sogar neue Aufgaben (weit über eine Hilfsfunktion bei der „historischen Auslegung“ von Gesetzesrecht hinaus), indem sich das tatsächlich geltende Recht von den kodifizierten Normen fortentwickelte. „Standort“, Selbstverständnis

und Methoden der Rechtsgeschichte blieben aber nach dem Zerfall der Historischen Rechtsschule stets neu zu überdenken.

### Eine Blütezeit der juristischen Fakultät

Die praktischen und theoretischen Antworten, die die Frankfurter Rechtshistoriker auf die neuen Herausforderungen gaben, waren ebenso vielfältig wie die Auffassungen innerhalb des Faches insgesamt. Ein übereinstimmender Zug läßt sich vielleicht am ehesten darin sehen, daß besonders der Gedankenaustausch und die wechselseitige Anregung mit Vertretern anderer Disziplinen gesucht wurde. Vor allem die späteren zwanziger und dreißiger Jahre waren eine äußerst fruchtbare Phase sowohl dieses interdisziplinären Austauschs als auch der spezifisch rechtshistorischen Arbeiten. Übertreffende Persönlichkeit unter den Frankfurter



Von den Nationalsozialisten vertrieben, kehrte Franz Mestitz erst vierzig Jahre später zurück.

Rechtshistorikern war damals Franz Beyerle, der gleichermaßen als Quellenforscher und Dogmengeschichtler der älteren deutschen Privatrechtsgeschichte hohes Ansehen genoß. Die in Frankfurt übernommene Aufgabe reizte ihn in hohem Maße. „Wir sind bestrebt, hier eine Rechtsschule zu entfalten, der die Unbeschwertheit einer jungen Universität mit Tradition auch im guten Sinne zustatten kommt, an der man 'zum Rechte, das mit uns geboren ist', keinen so weiten Weg hat“, schrieb er in einem Brief von 1931 [4]. Unter dieser Zielsetzung stand Beyerle nicht nur mit seinem romanistischen Kollegen Eberhard F. Bruck und mit dem Lehrer des Bürgerlichen Rechts (und Romanisten im Nebenfach) Otto de Boor sowie später mit Gustav Boehmer im Gespräch, sondern beispielsweise auch mit dem Rechtsphilosophen Arthur Baumgar-

ten und dem Arbeitsrechtler Hugo Sinzheimer. Wesentlich Beyerle war es zu verdanken, daß schließlich Hermann Heller, der große Staatsrechtler der Weimarer Republik, nach Frankfurt berufen wurde.

Zu den jüngeren Wissenschaftlern, die bei mancherlei privater und beruflicher Gelegenheit zu dem Kreis um Beyerle stießen, zählten Arnold Erhardt, Fritz von Hippel sowie einer der führenden deutschen Romanisten der Folgezeit, Franz Wieacker. Beyerle zur Seite stand in dieser Frankfurter Zeit sein nicht minder bekannter Schüler Hans Thieme, der sich 1931 hier mit seiner Schrift *Vom Naturrecht zur Historischen Rechtsschule* habilitierte. Schon diese – von Beyerle empfohlene – Thematik deutet auf die Aufgeschlossenheit hin, die innerhalb des Frankfurter Kreises um Beyerle gegenüber Problemen der neueren Rechtsgeschichte und insbesondere gegenüber wissenschaftsgeschichtlich-methodischen Fragestellungen bestand; die Germanistik bezog daraus in der Folgezeit wichtige Impulse.

Über die juristische Fakultät hinaus standen die Frankfurter Rechtshistoriker in vielerlei Verbindung zu Persönlichkeiten und Institutionen des reichen geistigen Lebens der Stadt. Dies galt beispielsweise für die neu geschaffene Akademie der Arbeit, in deren Verwaltung und Lehre schon früh der Romanist Heinrich Titze, später de Boor mitwirkte. Anregungen aus ethnologischer Sicht erhielt die Frankfurter Rechtsgeschichte durch das Institut für Kulturmorphologie von Leo Frobenius, mit dem Beyerle in fruchtbarer Beziehung stand. Unmittelbar in die heutige Frankfurter Rechtsgeschichte wirken die Anregungen dieses völkerkundlichen Instituts zudem über den damaligen Doktoranden, späteren Frankfurter Ordinarius und 1992 verstorbenen Emeritus Adalbert Erler fort.



Hans Lewald gründete in den zwanziger Jahren das Institut für Internationales Privatrecht. Die Rechtsgeschichte verdankt ihm ihre Papyrus-Sammlung mit wertvollen Originalen.





Hans Planitz legte den Grundstock für den germanistischen Bücherbestand, der heute – erheblich erweitert – einen Teil der Institutsbibliothek bildet.

### Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung: Hans Lewald

Ebenfalls bis in die frühe Zeit der Universität führt eine weitere Traditionslinie der Frankfurter Rechtswissenschaft zurück: die Beschäftigung mit dem Internationalen Privatrecht und der Rechtsvergleichung (heute in den Instituten für Rechtsvergleichung und für Ausländisches und Internationales Wirtschaftsrecht). Für die Verbindung von Romanistik und Rechtsvergleichung spannt sich der Bogen von Koschaker bis hin zu dem langjährigen Frankfurter Ordinarius und Direktor des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, Helmut Coing. Maßgeblich geprägt wurde diese Tradition durch Hans Lewald, der seit 1915 in Frankfurt Römisches und Bürgerliches Recht lehrte. Er gründete hier – nach einem kurzfristigen Wechsel nach Köln – in den zwanziger Jahren das Institut für Internationales Privatrecht. Die Rechtsgeschichte in Frankfurt verdankt ihm ihre Papyrus-Sammlung mit wertvollen Originalen (s. Abb. S. 106) und zahlreichen Editionen derartiger antiker Rechtstexte.

Wie sehr Lewald seitens der Universität und der Stadt Frankfurt geschätzt wurde, zeigt der Konflikt, der 1931 um seine geplante Berufung nach Berlin zwischen dem Frankfurter Oberbürgermeister und dem preußischen Kultusministerium entbrannte. Daß die Zentralverwaltung den Wechsel des renommierten Wissenschaftlers nach Berlin förderte, scheint noch einmal den Bürgerstolz der ehemals Freien Reichsstadt herausgefordert zu haben. Die Frankfurter empfanden das Vorgehen des Ministeriums als Mißachtung der erheblichen wirtschaftlichen Sonderlei-

stung, die sie als „Nutritoren“ der Stiftungsuniversität zugunsten des preußischen Bildungswesens erbrachten, und sahen wohl auch im „Fall Lewald“ ein Präjudiz für die zukünftige Stellung Frankfurts innerhalb der preußischen Hochschulpolitik. Eine Zuspitzung des Konflikts ließ sich sodann zwar vermeiden; im Wintersemester 1932/33 wechselte Lewald aber schließlich nach Berlin. Seine Verbindungen zu Frankfurt erneuerten sich nach seiner Emigration nach Basel (1935) in der Nachkriegszeit durch Gastprofessuren und schließlich die Ernennung zum Honorarprofessor (1956).

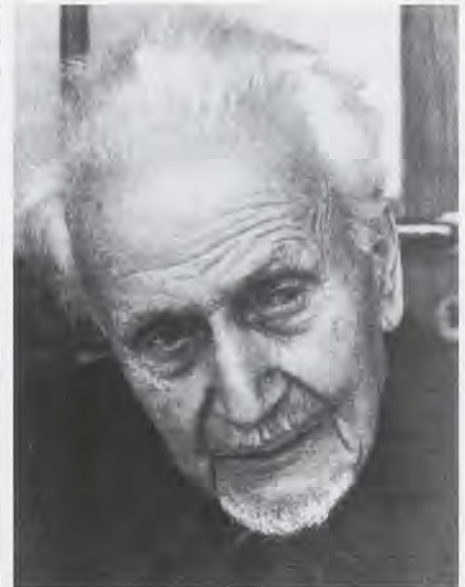
### Die NS-Machtergreifung

Der Blütezeit der Fakultät folgte in den Jahren 1933/34 ein jäher Verfall. Die neuen Machthaber in Staat und Universitätsverwaltung zerstörten rasch den liberalen und aufgeschlossenen Geist der vorangegangenen Jahre. Bedeutende Wissenschaftler wie Sinzheimer oder Baumgarten emigrierten auf Grund politischer oder rassistischer Verfolgung oder aus Ablehnung des Regimes. Frankfurt verlassen mußte damals auch ein junger Mitarbeiter Sinzheimers, Franz Meitz, der erst fast vierzig Jahre später zurückkehrte und mit seinen Beiträgen zur Geschichte des Arbeitsrechts das Spektrum heutiger rechtsgeschichtlicher Forschung in Frankfurt erweitert hat.

Wie unterschiedlich sich die verbliebenen Hochschullehrer gegenüber dem



Zum Grundbestand der rechtsgeschichtlichen Bibliothek an der Goethe-Universität gehören zahlreiche Werke, die der erste Frankfurter Germanist Hans Planitz aus dem Nachlaß des großen Rechtshistorikers Karl Zeumer erwarb, wie man noch heute an der Kennzeichnung einer Reihe von Büchern in der Institutsbibliothek sehen kann.



Franz Beyerle sorgte auch für Verbindungen über die juristische Fakultät hinaus. Anregungen aus ethnologischer Sicht erhielt die Frankfurter Rechtsgeschichte durch das Institut für Kulturmorphologie von Leo Frobenius, mit dem Beyerle in fruchtbarer Beziehung stand.

nationalsozialistischen Regime verhielten, mag hier nur das Beispiel der Frankfurter Germanisten andeuten: Beyerle erschien dem neuen Universitätskurator als „ein Hindernis für die nationale Erziehung“ [5], da er als Dekan 1932/33 beispielsweise Heller und anderen betroffenen Kollegen beizustehen suchte. Freilich verlor der Kreis um Beyerle an Einfluß; mit Beyerles Berufung nach Leipzig (1935) löste er sich vollständig auf. Hingegen erstarkte innerhalb der Fakultät die Stellung eines anderen Germanisten, dessen Arbeitsschwerpunkt allerdings im Wirtschaftsrecht lag: Friedrich Klausung. Als bedeutender Wirtschaftsrechtler und zugleich hochschulpolitisch wie wissenschaftlich im Sinne des nationalsozialistischen Regimes engagiert, gewann er Einfluß auch als Direktor des neu errichteten Instituts für Rechtstatsachenforschung und angewandtes Wirtschaftsrecht, als Kodirektor des Instituts für Rechtsvergleichung sowie als Mitglied der Akademie für Deutsches Recht und gestaltete bis zu seiner Berufung nach Prag die Geschicke der Fakultät maßgeblich mit.

### Die späten dreißiger Jahre

Bevor während des Krieges die Lehre zum Erliegen kam, setzten in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre zwei neu berufene Hochschullehrer auf unterschiedliche Weise eigene Akzente in der Rechtsgeschichte: 1935 kehrte der Germanist Rudolf Ruth an die Frankfurter Fakultät zurück, an der er sich 1921 als erster Rechtswissenschaftler überhaupt habili-





Aus dem ungewöhnlich großen Schülerkreis Adalbert Erlers ging eine Vielzahl von germanistischen und kirchenrechtlichen Dissertationen hervor. Über die deutschen Grenzen hinaus hat Erler Verbindungen vor allem nach Italien hergestellt.

tiert hatte. Seine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt galt der Lehre und insbesondere der kontinuierlichen Arbeit innerhalb der rechtshistorischen Seminare.

Ebenfalls 1935 kam – nach Ernst Levy, der Anfang der 20er Jahre nur kurze Zeit in Frankfurt gewirkt hatte – mit Erich Genzmer ein weiterer hervorragender Romanist aus der Berliner Schule Seckels nach Frankfurt. In seinen breit angelegten Vorlesungen spannte er den Bogen von den antiken Rechten (auch des griechischen Rechtskreises, zu deren Illustration die Lewaldsche Papyri-Sammlung diente) bis zur Neuzeit. Der Schwerpunkt der Lehre wie der Forschung lag aber bei den mittelalterlichen Bearbeitungen des römischen Rechts durch die Glossatoren. Das Arbeitsinteresse der Frankfurter Romanisten verlagerte sich insofern vom antiken Recht – dem sich als Schüler L. Mitteis'

schon Peters, sodann Lewald und Bruck vornehmlich gewidmet hatten – hin zu den mittelalterlichen Grundlagen der Neueren Privatrechtsgeschichte. Dabei deutete sich bereits die Forschungsperspektive an, ausgehend von den Glossatoren die gemeinsame Geschichte der europäischen Rechtswissenschaft zu erschließen. Über die eigene Lehrtätigkeit in Frankfurt hinaus wirken Ruths und Genzmers Anregungen und Vorbild hier vermittelt durch zwei ihrer Schüler fort: Adalbert Erler und Helmut Coing waren in dieser Zeit Habilitanden in Frankfurt und nahmen ihre Lehre hier 1940 bzw. 1941 auf; in der Nachkriegszeit ist die Entwicklung der Rechtsgeschichte in Frankfurt vornehmlich mit diesen beiden Namen verknüpft.

### Germanistik nach 1945

Deutsche Rechtsgeschichte lehrten nach dem Krieg zunächst Siegfried Reicke und vertretungsweise Karl Frölich, bevor Erler 1951 an die Frankfurter Universität zurückkehrte. Mehr als zwanzig Jahre wirkte er hier als Ordinarius; seitdem führt er seine Lehre (in einer steten Abfolge rechtshistorischer Seminare) und seine Forschungen als emeritierter Professor fort. Neben der Germanistik fand durch ihn (und seine Schüler) das Kirchenrecht und dessen Geschichte als weiteres klassisches Hauptgebiet der Rechtsgeschichte wieder gebührende Beachtung (bereits in der frühen Zeit der Universität war auf diesem Gebiet der Öffentlichrechtler Friedrich Giese tätig gewesen). Als die größte Raumnot der Nachkriegszeit behoben war – jahrelang mußten beispielsweise Sprechstunden im Korridor abgehalten werden – konnte Erler 1958 das Seminar für Deutsche Rechtsgeschichte eröffnen. Aus dem ungewöhnlich großen Schülerkreis Erlers ging eine Vielzahl von germanistischen



Professor Dr. Reiner Schulze (52) lehrt Deutsches und Europäisches Zivilrecht an der Universität Münster und ist Direktor der Institute für Rechtsgeschichte und für Internationales Wirtschaftsrecht. Nach seinem Studium und Promotion an der Goethe-Universität war er bei Professor Dr. Gerhard Dilcher zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter und dann als Habilitationsstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, bevor ihn von 1984 bis 1988 Lehrstuhlvertretungen auch an die Universitäten Konstanz und Regensburg führten. Von 1989 bis 1994 lehrte und forschte der Professor für Bürgerliches Recht, Deutsche und Neuere Europäische Rechtsgeschichte an der Universität Trier. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für Europäisches Privatrecht und der Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte sowie mehrerer Schriftenreihen zu Geschichte und Gegenwart des europäischen Privatrechts, darunter einer dreibändigen Edition zum Entstehen des Europäischen Gemeinschaftsrechts („Dokumente zum Europäischen Recht“, 1999), der „Schriften zum Europäischen Privatrecht“ und des „Casebooks Entscheidungen des EUGH“ (seit 1999).

und kirchenrechtlichen Dissertationen hervor; und in Frankfurt habilitierte Erler-Schüler waren und sind heute an einer Reihe deutscher Universitäten tätig: Ekkehard Kaufmann in Marburg, Gunter Gudian (verstorben) in Mainz, Wolfgang Sellert in Göttingen, Hans-Jürgen Becker in Köln, Gerhard Dilcher in Frankfurt. Gero Dolezalek, ebenfalls Erler-Schüler, wurde inzwischen nach Leipzig berufen. Über die deutschen Grenzen hinaus hat Erler Verbindungen der Frankfurter Rechtsgeschichte vor allem nach Italien hergestellt. Wie schon 1937/38 E. Betti (im Austausch mit Genzmer) kam so 1963 der italienische Rechtshistoriker Emilio Bussi als Gastprofessor nach Frankfurt. Seit 1964 schließlich verknüpft sich mit Erlers Wirken in Frankfurt eines der größten Projekte der neueren Germanistik: die Herausgabe ei-

Dieser Papyrus aus der Zeit nach 218/7 v. Chr. enthält eine Eingabe an den (ptolemäischen) König wegen der Beschlagnahme eines Grundstücks. Er gehört zu der von H. Lewald begründeten Papyrus-Sammlung des Frankfurter rechtsgeschichtlichen Instituts.







In enger Verbindung mit der Universität arbeitet das 1964 von Helmut Coing gegründete Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte. Mit diesem Institut wurde Frankfurt zu einem Zentrum der Forschung und Begegnung von Rechtshistorikern aus ganz Europa.

nes breit angelegten *Handwörterbuches zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG)* [6] unter Mitwirkung nahezu aller auf den einschlägigen Sachgebieten tätigen Wissenschaftlern.

### Romanistik nach 1945

Für fast vier Jahrzehnte hat Coing die Romanistik in Frankfurt im Professorenamt vertreten (daneben hat er zahlreiche weitere Aufgaben, so als Rektor der Universität 1955-1957 und später als Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft wahrgenommen). 1946 gehörte er zu den drei Fakultätsmitgliedern, die als erste den Lehrbetrieb wieder aufnahmen; 1948 wurde er vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor ernannt. Seine historischen Forschungen galten seit der Dissertation über die Frankfurter Stadtrechtsreform der Rezeption des römischen Rechts. „Römisches Recht und Rezeptionsforschung“ bezeichnete dementsprechend das Aufgabengebiet des von ihm geleiteten Universitätsinstituts (heute mit dem germanistischen Seminar vereinigt im Institut für Rechtsgeschichte). Von diesem Ausgangspunkt wandten sich Coings Arbeiten den gemeinrechtlichen Grundlagen der europäischen Rechtskultur insgesamt zu. Eine institutionelle Grundlage für die Durchführung dieses weitgespannten Forschungsprogramms bot seit 1964 das Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte, dessen Gründung wesentlich Coing zu verdanken ist und das er bis zu seiner Emeritierung (1980) leitete. Dieses Institut ließ Frankfurt zu einem Zentrum der Forschung und

Begegnung von Rechtshistorikern aus ganz Europa werden; das im Institut erstellte *Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte* ist heute im In- und Ausland ein Standardwerk rechtshistorischer Arbeit. Auch nach seiner Emeritierung führt Coing sein Forschungsprogramm in Frankfurt fort; jüngstes Resultat ist die erste große monographische Darstellung des europäischen gemeinen Rechts [7].

Das romanistische Lehrangebot erweiterte sich seit Anfang der 60er Jahre durch die Einrichtung einer zweiten Professur und durch die Tätigkeit einer Reihe von Privatdozenten, die sich in Frankfurt habilitiert hatten. Der neue Lehrstuhlinhaber Hans Peter bereicherte die Frankfurter rechtshistorischen Seminare durch vielfältige neue Forschungsaspekte, etwa über die Fortentwicklung der romanistischen Tradition im Schweizer Rechtskreis oder über das Verhältnis von englischem und römischem Recht. Als Privatdozenten mit der *venia legendi* für Römisches Recht trugen teils neben ihm in den sechziger, teils sodann in den siebziger Jahren die Lehre mit: Hermann Dilcher, Horst Kaufmann,

Alfred Söllner, Hans Erich Troje, Karl-Heinz Ziegler, Wilhelm Simshäuser, Norbert Horn und Klaus Luig.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 1/1986

### Anmerkungen

Für Hinweise und Anregungen danke ich den Herren Professoren Helmut Coing, Adalbert Erler und Hans Thieme sowie Herrn Professor Notkar Hammerstein, der eine umfassende Darstellung der Frankfurter Universitätsgeschichte vorbereitet, und Frau Hanna Schüler, der langjährigen Mitarbeiterin im Juristischen Dekanat.

1 Vgl. Paul Kluge, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914-1932, Frankfurt a. M. 1972, S. 154 f., 193 ff.

2 Die Digesten sind eine fünfzig Bücher umfassende Sammlung von Auszügen aus den Werken römischer Juristen, vorwiegend aus dem 1. bis 3. Jahrhundert n. Chr. Sie wurden 529 unter dem oströmischen Kaiser Justinian als Gesetz verkündet.

3 L. Mitteis, in ZSRG 36, XI.

4 Zitiert nach H. Thieme, in: ZRG GA 96, XXIII. – Anschaulich über die Frankfurter Juristische Fakultät dieser Zeit auch E. Hirsch, Aus des Kaisers Zeiten durch die Weimarer Republik in das Land Atatürks, München 1982, S. 150 ff.

5 Zitiert nach Thieme (Anm. 4).

6 Hrsg. v. A. Erler und E. Kaufmann, mitbegr. von W. Stammler, unter philolog. Mitarbeit von R. Schmidt-Wiegand; seit 1964 bis 1998.

7 H. Coing, Europäisches Privatrecht, Bd. I: Älteres Gemeines Recht (1500-1800); 2. Aufl., München 1989.

## Das Institut für Rechtsgeschichte

Das Institut für Rechtsgeschichte und das Graduiertenkolleg „Europäische antike und mittelalterliche Rechtsgeschichte, neuzeitliche Rechtsgeschichte und juristische Zeitgeschichte“ bilden den organisatorischen Rahmen für Forschung und Lehre der Rechtsgeschichte an der Frankfurter Universität. In engem Zusammenhang hiermit steht das Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte.

Im Institut für Rechtsgeschichte sind derzeit – nach der Emeritierung der Professoren Bernhard Diestelkamp, Gerhard Dilcher und Hans-Erich Troje – vier Professuren vereint: Antike Rechtsgeschichte, Europäische Privatrechtsgeschichte und Zivilrecht (Boudewijn Sirks), Mittelalterliche Rechtsgeschichte, Neuere Rechtsgeschichte und Zivilrecht (Albrecht Cordes), Neuere Rechtsgeschichte, Zivilrecht, Rechts- und Justiztheorie einschließlich Methodenlehre (Regina Ogorek) sowie Juristische Zeitgeschichte und Zivilrecht (Joachim Rückert).

Diese Professuren, verstärkt um eine weitere für Öffentliches Recht und Neuere Rechtsgeschichte (Michael Stolleis), bilden zugleich das Leitungsgremium des von der Deutschen For-

schungsgemeinschaft bis 2002 getragenen Graduiertenkollegs. In ihm arbeiten rund 15 Kollegiaten bzw. Stipendiaten an ihren Dissertationen und Habilitationen. Sie berichten wöchentlich über ihre Fortschritte, hören Vorträge, veranstalten Seminare und Kolloquien. In enger Verbindung mit der Universität arbeitet das 1964 von Helmut Coing gegründete Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte. Geschäftsführender Direktor ist Michael Stolleis, der zugleich an der Universität unterrichtet. Das Institut verfügt über 17 Stellen für Rechtshistoriker und es unterstützt im Jahresdurchschnitt etwa 15 Doktoranden aus dem Inland und ebenso viele Stipendiaten aus dem Ausland. Seine Bibliothek umfasst 220.000 Bände. Hinzu kommen Spezialsammlungen, etwa 80.000 Dissertationen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert.

Die enge Verzahnung von Universitätsinstitut, Graduiertenkolleg und Max-Planck-Institut macht Frankfurt zu einem weithin ausstrahlenden Schwerpunkt der rechtshistorischen Lehre und Forschung in der Bundesrepublik und in Europa.

**Michael Stolleis**



# „Der Sinn der Strafe“

## Frankfurter Strafrechtslehrer und ihre Themen

von Helga Müller



Berthold Freudenthal lehrte von 1914 bis 1929 an der juristischen Fakultät der neugegründeten Universität und wurde zugleich ihr erster Dekan.

Die Strafrechtslehrertagung ist ein wissenschaftlicher Kongreß der österreichischen, Schweizer und bundesdeutschen Strafrechtslehrer, der alle zwei Jahre und 1985 zum ersten Mal in Frankfurt stattfand. Gesamthema der Beratungen war die „Neuere Entwicklung der Kriminalität und ihre Folgen für das Strafrecht“. Im einzelnen wurden aktuelle Probleme der General- und Spezialprävention sowie die Ausdehnung und Einschränkung des Strafrechts in der jüngsten Gesetzgebung behandelt. Diese Themen finden sich auch in den Arbeiten der hier vorgestellten Frankfurter Strafrechtslehrer wieder, deren erster Freudenthal ist.

### Freudenthal: Vom Akademierektor zum Gründungsdekan der juristischen Fakultät

Berthold Freudenthal (1872-1929) promoviert 1895 in Breslau über „Wahlbestechung“ und habilitiert sich 1899 mit einer Arbeit über „Die notwendige Teilnahme am Verbrechen“, bevor er 1901 an

die Frankfurter Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften berufen, dort Inhaber des von der Dr. Lucius-Meister-Stiftung unterhaltenen Lehrstuhls für Staatswissenschaften und von 1909-1911 ihr Rektor wird. Vom Wintersemester 1914/15 bis zum Sommersemester 1929 ist er der erste ordentliche Professor für Strafrecht, Strafprozeßrecht, Öffentliches Recht und Rechtsvergleichung an der juristischen Fakultät der neugegründeten Universität. Er wird 1914 zugleich ihr erster Dekan. Freudenthal steht der sogenannten modernen Schule nahe, die, sozialstaatlich orientiert und anknüpfend an das Marburger Programm Franz von Liszts von 1882, ein spezialpräventives Strafrecht verfolgt, in dem je nach der Gefährlichkeit des Täters für die Gesellschaft der Sicherungs-, Besserungs- oder Individualabschreckungsgedanke die richtige Sanktion bestimmen soll und das andererseits soziologische und naturwissenschaftliche Erfahrungssätze zu beachten sucht. Er beschäftigt sich zunächst im Rahmen der Reformbestrebungen zu Beginn dieses Jahrhunderts mit dogmatischen Fragen des materiellen Rechts. Mit seiner Arbeit zur Untreue (1906) gehört er zu den 50 Mitarbeitern, die bis 1909 die Vorlage einer „Vergleichenden Darstellung des Deutschen und Ausländischen Strafrechts“ als Vorarbeit zur Reform des Reichsstrafgesetzbuches ermöglichen. Mit seiner Arbeit zu „Schuld und Vorwurf“ (1922) fügt er eine Kritik zu dem Gesetzentwurf von 1919 an. Entsprechend den Zielen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung (IKV), dem Zusammenschluß der Vertreter der modernen Schule, engagiert sich Freudenthal aber besonders in straftheoretischen und damit zusammenhängend in Fragen der Strafzumessung, des Strafvollzugs sowie seinen Folgen. Die Rechtsvergleichung hat infolge seiner an Tocqueville und Beaumont erinnernden amerikanischen Studienreise im Jahre 1905 zur Erforschung der Strafanstalten und des Verfassungs-

wesens in diesen Themen einen besonderen Anteil. Die Titel seiner Schriften sprechen für sich: „Amerikanische Kriminalpolitik“ (1907), „Strafrecht und Strafvollzug im modernen Rechtsstaat“ (1918), „Der Sinn der Strafe“ (1925), „Wie kann man Verbrecher bessern? Amerikanisch-englische Reiseeindrücke“ (1927) und „Wie sorgt die Allgemeinheit in Amerika und England für Gefangene und Entlassene“ (1928). In Verbindung mit dem Fürsorgerecht bilden das Jugendstrafrecht, -strafverfahrenrecht und -strafvollzugsrecht schließlich den Bereich der größten Wirksamkeit Freudenthals. Die Durchsetzung der unbestimmten Verurteilung jugendlicher Straftäter gehört neben der insbesondere von Frankfurter Praktikern unterstützten Einrichtung von Jugendgerichten [1] und Jugendgefängnissen zu den Reformen, die zu einem gewichtigen Anteil auf seine Anregung und Mitarbeit zurückzuführen sind. An Veröffentlichungen hierzu sind zu nennen die „Unbestimmte Verurteilung“ (1908), „Erziehungsnachhaft für Jugendliche“ (1913) und „Gefängnisrecht und Recht der Fürsorgeerziehung“ (1914).



Zwei Jahre nach seiner Berufung an die juristische Fakultät wurde Josef Heimberger 1928 Rektor der Frankfurter Universität.



Neben Freudenthal lehrt vom Wintersemester 1914/15 bis zum Sommersemester 1919 der Schweizer Ernst Delaquis als außerordentlicher Professor Strafrecht und Strafprozeßrecht in Frankfurt, bevor er ordentlicher Professor in Hamburg wird und 1933 in die Schweiz zurückkehrt. Aus Liszts kriminalistischem Seminar kommend, bei Liszt 1904 in Berlin promoviert und 1909 habilitiert, hat er vor seiner Frankfurter Zeit bereits wesentliche Beiträge zur Strafrechtsreform geleistet. Er ist Mitglied der IKV und der internationalen Gefängnis-Kommission [2]. Seine wichtigsten Arbeiten beschäftigen sich mit der Strafrechtsreform in der Schweiz und Österreich sowie mit Fragen der Rehabilitation Verurteilter.

### Mayer: Positives Recht – so soll der Mensch sein

Vom Wintersemester 1919/20 bis zum Sommersemester 1923 lehrt Max Ernst Mayer (1875-1925) Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie. Als Schüler von Fritz van Calker, dem Straßburger Mitglied der deutschen strafrechtlichen Gesellschaft, füllt Mayer zwar methodisch, doch nicht notwendig im Ergebnis eine Gegenposition zu Freudenthal aus. Seiner Habilitationsschrift über „Die schuldhafte Handlung“ (1901) ist ein eigener Beitrag zur Entwicklung der materiellen Schuldlehre zu entnehmen, soweit er darin den Charakter bzw. die Gesinnung des Täters zum wesentlichen Strafmaßkriterium erhebt, die soziale

Abartigkeit und Minderwertigkeit des Täters zur Steigerung der für das Strafmaß entscheidenden Schuld heranzieht. Den größeren Teil seiner Schriften bilden die rechtsphilosophischen Arbeiten [3]. Seine bis 1919 erschienenen Abhandlungen, wie die „Rechtsnormen und Kulturnormen“ (1903), werden in ihrem werttheoretischen Ansatz durch die in der Frankfurter Zeit veröffentlichte „Rechtsphilosophie“ (1922) ergänzt. Die Kultur als Einheit von Wirklichkeit und Wert als das Seinsollende des menschlichen Lebens, gestattet Mayer die Ableitung eines formalen positiven Rechtsbegriffs. Im stufenweisen Aufbau des Wertsystems bildet ihm die Humanitätsidee die letzte und höchste Stufe, dabei zugleich das Ewige und in allen anderen Werten Enthaltene der menschlichen Kultur.

Mit dem außerordentlichen Professor an der Heidelberger Universität Herbert Engelhardt lehrt im Wintersemester 1924/25 vertretungsweise ein weiteres Mitglied des kriminalistischen Seminars Franz von Liszts Strafrecht und Strafprozeßrecht an der Fakultät.

### Heimberger: Keine Vergeltung mehr – Gefährlichkeit bestimmt die Strafe

Im Sommersemester 1926 kommt Josef Heimberger (1865-1933) nach Frankfurt. Nach seiner Promotion bei Birkmeyer in München „Über die Straflosigkeit der Perforation“ (1889), seiner Lehrtätigkeit seit 1893 in Würzburg, wo er sich mit einer Arbeit über „Die Theilnahme am Verbrechen in Gesetzgebung und Litteratur von Schwarzenberg bis Feuerbach“ (1896) habilitierte, seit 1896 als außerordentlicher Professor in Straßburg, seit 1902 sodann als außerordentlicher Professor in Gießen und seit 1903 in Bonn lehrt er in Frankfurt bis zu seinem Tod im Jahr 1933 Strafrecht, Strafprozeßrecht und Kirchenrecht. Mit einer Antrittsrede über „Freiheit und Gebundenheit des Richters in weltlichem und kirchlichem Strafrecht“ wird er 1928 Rektor der Universität. Seine Arbeiten zur Strafrechts- und Strafvollzugsreform weichen von den Positionen seines der sogenannten klassischen Schule zuzurechnenden Lehrers Birkmeyer deutlich ab und offenbaren die Ziele der modernen Schule. Die Vergeltungsidee ablehnend, fordert er die Schaffung eines Strafvollzugsgesetzes unter spezialpräventiven Gesichtspunkten, eine an die Gefährlichkeit des Täters für die Gesellschaft anknüpfende Strafzumessung (Die Reform des Strafvollzugs, 1905). In seinem Dresdener Vortrag von 1906 „Zur Frage der Strafkolonien“ wird die Zulässigkeit dieser Sicherungsstrafe von ihrer empirischen Begründbarkeit abhängig gemacht. Mit der „Lehre vom Aus-





schluß der Rechtswidrigkeit“ (1907) liefert auch Heimberger einen Beitrag zu den rechtsvergleichenden Vorarbeiten zur Strafrechtsreform. In der Frankfurter Zeit veröffentlicht er neben einigen Aufsätzen sein Strafrechtslehrbuch (1931), das wegen der anstehenden politischen Veränderungen keine Bedeutung mehr erlangt.

### Baumgarten: Begeisteter Metaphysiker, enttäuschter Emigrant und Nationalpreisträger der DDR

Die von Mayer hinterlassene theoretische Lücke füllt vom Sommersemester 1930 bis zum Wintersemester 1933/34 Arthur Baumgarten (1884-1966) auf dem Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie aus. 1909 bei Franz von Liszt in Berlin über „Ideal- und Gesetzeskonkurrenz“ promoviert, hat Baumgarten vor Frankfurt bereits in Genf, wo er sich 1913 mit einer Arbeit über den „Aufbau der Verbrechenlehre“ habilitierte, in Köln und in Basel gelehrt. Baumgarten ist von seiner Herkunft der IKV verbunden und hält in straftheoretischer Sicht seinem Lehrer im wesentlichen die Treue, so weit er ihn gegen Birkmeyer u.a. verteidigt und von der „überpeinlichen Rücksicht eines P. J. A. Feuerbach [4] auf die Freiheit des Einzelnen“ ausgenommen wissen will [Die Lisztsche Strafrechtsschule und ihre Bedeutung für die Gegenwart, SchwZStW 51 (1937), 1-14]. Mit seinem rechtsphilosophischen, erkenntnis-kritischen und methodologischen Ansatz, der aus einer Vorliebe für Metaphysik und Systemdenken gefolgt worden ist, sucht er aber die Schwachstellen des Lisztschen Denkens zu überwinden. Anknüpfend an Leonard Nelsons Kritik der zeitgenössischen Rechtswissenschaft als Wissenschaft ohne Recht, die, weil sie nicht in einer Idee bzw. einem höheren Ziel ihr Fundament sucht, nicht imstande ist, das Gesellschaftsleben geistig zu konstituieren, verlangt er die Orientierung des Rechts an dem noch zu



Von 1930 bis zu seiner Emigration in die Schweiz Ende 1933 lehrte Arthur Baumgarten Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie an der juristischen Fakultät.

findenden „Ziel aller Einzelziele, dem Endzweck, dem kategorischen Imperativ“. Mittel hierzu ist seine Methodenlehre, nach der die Einzelwissenschaften nur durch eine verallgemeinernde Betrachtung ihrer Methode, das heißt die Logik zu fördern sind. Baumgarten emigriert Ende 1933 in die Schweiz. Enttäuscht von der Ohnmacht des „Bürger-tum(s) der liberal-demokratischen Staaten“ gegenüber der faschistischen Machtergreifung, wendet er sich dem dialektischen Materialismus und dem Sozialismus zu. Seine Lehrtätigkeit in Basel dehnt er auf die Arbeiterschaft aus. Er wird Mitbegründer der Schweizer Arbeiterpartei und geht 1946 als ordentlicher Professor nach Leipzig, 1949 nach Berlin, wird Präsident der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft in Babelsberg, Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und Nationalpreisträger der DDR [5].

### Polligkeit: Initiator der Jugendgerichtshilfe und Gründer privater Wohlfahrtsvereine

Im Sommersemester 1929 erhält Wilhelm Polligkeit (1876-1960) eine Honorarprofessur, die er bis zu seinem Tod innehat, aber seit 1946 nicht mehr mit Vorlesungen ausfüllt. Vorlesungen hält er aus den Bereichen Jugendrecht und ausländisches Recht. Polligkeit verbindet in seiner Person ein Engagement für das Fürsorgewesen und die Strafrechtspflege, ersichtlich u.a. an seiner Beteiligung an der Errichtung des Frankfurter Jugendgerichts und der Jugendgerichtshilfe. In Personalunion führt er die 1899 gegründete Frankfurter Centrale für private Fürsorge und den Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit. Mit dem Deutschen Verein strebt er nach einer sozialpolitischen Gesetzgebung zur Vorbeugung von Klassenarmut. Mit der Centrale für private Fürsorge sucht er in der Fürsorge die individuelle Methode und die Persönlichkeitsarbeit zu vertiefen, die sich nach den Bedürfnissen hilfsbedürftiger Menschen richtet und ihm die Entwicklung seiner Persönlichkeit ermöglichen soll. Die Umstellung der Satzung des Deutschen Vereins auf das Führerprinzip im Jahr 1935 bewirkt die Absetzung Polligkeits als Vereinsvorsitzenden und seinen bewußten Rückzug aus der Geschäftsführung des Vereins. Die Centrale für private Fürsorge wird 1937 aufgelöst und 1946 auf Vorschlag Polligkeits neu gegründet [6].

### Henkel: Nationalsozialistische „Rechtserneuerung“

Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten wird Heinrich Henkel im Wintersemester 1933/34 ordentlicher Professor für

Strafrecht, Strafprozeßrecht und Staatsrecht. 1927 bei Heimberger und Freudenthal über die „Rechtsnatur des Notstandes“ promoviert und 1931 als Frankfurter Privatdozent bei Heimberger und Baumgarten über den „Notstand nach gegenwärtigem und künftigen Recht“ habilitiert, knüpft er insofern noch unmittelbar an die Reformentwürfe zum RStGB an. Anfang 1934 veröffentlicht Henkel in der Schriftenreihe „Der deutsche Staat der Gegenwart“ des Preußischen Staatsrats Carl Schmitt seine Arbeit mit dem Titel „Strafrichter und Gesetz im neuen Staat“. Darin spricht er sich auf der Basis eines transpersonalistischen Rechtsdenkens deutlich für die nationalsozialistische Rechtserneuerung aus, stimmt der Parole von der Juristen-, nicht Justizreform gerade auch für das Strafrecht zu und befürwortet die Aufhebung des nulla poena sine lege-Grundsatzes, wie erstmals mit der sog. lex van der Lubbe (Gesetz über die Verhängung und den Vollzug der Todesstrafe vom 29. März 1933 – RGBl. I 151) erfolgt [7]. Henkel geht 1934 als ordentlicher Professor nach Marburg, lehrt von 1935 bis 1945 sodann in Breslau und arbeitet nach dem Krieg



Der Initiator und Leiter der 1899 gegründeten Frankfurter Centrale für Private Fürsorge und des Deutschen Vereins für Armenpflege, Wilhelm Polligkeit, erhielt im Sommersemester 1929 eine Honorarprofessur an der Frankfurter Universität.

zunächst als Rechtsanwalt in Frankfurt. 1951 erhält er in Hamburg eine Professur für Strafrecht, Strafprozeßrecht, Rechtsphilosophie und Allgemeine Rechtslehre.

Ab dem Wintersemester 1934/35 lehrt Wilhelm Class zunächst als außerordentlicher, ab dem Wintersemester 1937/38 als ordentlicher Professor auf dem Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie. Vom Sommersemester 1938 bis zum Wintersemester 1942/43 ist er Dekan der juristischen Fakultät. 1929 bei Mittermaier in Gießen über „Die qualifizierten und privilegierten Delikte“ promoviert, habilitiert er sich 1933 in Freiburg mit einer Arbeit zu den „Grenzen des Tatbestandes“ der das Ziel zugrundeliegt, eine möglichen



vollständige und in sich geschlossene Tatbestandstheorie zu entwickeln und über die Tatbestandstheorie seiner Lehrer Ernst Beling und Mayer hinaus fortzuentwickeln. Class lehrt bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1969.

### Preiser: Neues Interesse am Völkerrecht

Nach der vorübergehenden Schließung der Universität nach Kriegsende wird Wolfgang Preiser ab dem Sommersemester 1946 zu nächst Lehrbeauftragter für Strafrecht und Strafprozeßrecht und erhält nach Ablehnung eines Rufs nach Saarbrücken im Wintersemester 1948/49 eine außerordentliche, im Sommersemester 1954 eine ordentliche Professur für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Völkerrecht, die er bis zu seiner Emeritierung im Sommersemester 1971 ausfüllt. Mit einer venia für Strafrecht, Völkerrecht, Rechts- und Kunstgeschichte liegt der Schwerpunkt seiner Arbeiten in der Völkerrechtsgeschichte. An strafrechtlichen Arbeiten sind zu nennen seine Habilitation mit dem Titel „Herkunft und Grundlagen der strafrechtlichen Irrtumslehre des Reichsgerichts“, „Das Recht zu strafen“ (1954), „Vergeltung und Sühne im altis-



**Dr. Helga Müller (43) ist Rechtsanwältin mit den Schwerpunkten Urheberrecht und Freie Kunst, Familienrecht und Tier-schutzrecht. Nach ihrem Studium an der Goethe-Universität promovierte sie 1983 am dortigen Institut für Kriminalwissenschaften mit einer Arbeit zur Straftheorie im 19. Jahrhundert. Von 1986 bis 1991 war sie Richterin. Ihrer Ernennung zur Richterin am Landgericht folgte der Wechsel zur Anwaltschaft. Die Rechtsanwältin arbeitet zur Zeit an einem Kommentar zum Tier-schutzgesetz, der im nächsten Jahr erscheinen soll.**

raelitischen Strafrecht“ (1961), „Die Geschichte der Todesstrafe seit der Aufklärung“ (1962) und „Über die Verwirklichung des Naturrechts in der Zeit der Gewaltherrschaft“ (1967).

Die Verbindung von Strafrecht und Völkerrecht wiederholt sich bei Heinrich Drost (1898-1956), der im Wintersemester 1948/49 eine Honorarprofessur erhält, die er bis zu seinem Tod im Jahr 1956 mit Vorlesungen zum Strafrecht, Völkerrecht und Internationalen Recht ausfüllt. 1930 bei Graf zu Dohna in Bonn mit einer Arbeit über „Das Ermessen des Strafrichters“ habilitiert, zeichnet er sich, wie auch mit seiner Antrittsvorlesung über „Das Problem einer Individualisierung des Strafrechts“, durch eine kritische Haltung gegenüber der Preisgabe einer Proportion zwischen Tat und Strafe zugunsten einer solchen zwischen Tat und verbrecherischer Gesinnung und gegenüber der Aufhebung der Gesetzesbindung unter Vernachlässigung des „altliberalen Gedankens der Freiheit des Individuums vom Staat“ aus. Seit 1931 ordentlicher Professor in Münster und 1938 antragsgemäß emeritiert, arbeitet er seit 1938 als Justiziar in Berlin, später als Rechtsanwalt am Kammergericht und nach 1945 am OLG Hamm und in seiner Zeit als Frankfurter Honorarprofessor als Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt. Ebenso wie Preiser verbindet er strafrechtliche mit völkerrechtlichen Arbeiten: „Grundlagen des Völkerrechts“ (1936), „Völkerrechtliche Grenzen für staatliches Strafrecht“

(ZInterR 1944), „Quellen des nationalen und internationalen Rechts“ (DJZ 1941), „Das Recht zwischen Staatsallmacht und Naturrecht“ (1949). Seine letzten größeren Veröffentlichungen liegen im Bereich des Wirtschaftsstrafrechts. Sein Ziel der Begrenzung staatlicher Gewalt im Sinne eines materiell-rechtsstaatlichen Ansatzes bringt er letztmals nachlesbar auf dem Frankfurter 38. Deutschen Juristentag vom 14.-16. September 1950 [8] zum Ausdruck. Nicht nur wegen der mangelnden Judikabilität spricht er sich gegen die Mehrheit der Tagungsteilnehmer gegen Staatsschutzstrafgesetze aus, sondern vor allem, weil dem Richter mit solchen Gesetzen Selbstbehauptungsaufgaben des Staates bzw. politische Entscheidungen zugeschoben würden, die ihn in die Funktion eines Polizeigewaltigen drängten.

Im Sommersemester 1952 erhält neben Drost der Frankfurter Oberlandesgerichtspräsident Curt Staff (1901-1976) eine Honorarprofessur, die er mit Vorlesungen zum Strafrecht ausfüllt. Vom Wintersemester 1968/69 bis zum Sommersemester 1971 besetzt Günter Kohlmann den Lehrstuhl des emeritierten Wilhelm Class für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 1/1985

### Anmerkungen

- 1 Im Rahmen des Geschäftsverteilungsplanes wird am 1.1.1908 in Frankfurt ein erstes Jugendgericht in Deutschland eingerichtet; die Schaffung einer Jugendgerichtshilfe folgt. Erste Grundsätze für diese erarbeitet die Frankfurter Konferenz zur Einführung der Jugendgerichtshilfe vom 1.7.1908. Die Frankfurter Tagung der Centrale für private Fürsorge vom 12.5.1910 und der gleichfalls in Frankfurt vom 10.-12.10.1912 stattfindende 3. Jugendgerichtstag knüpfen thematisch an die Reform an. Einzelheiten derselben sind nachzulesen in: Allmenröder, Polligkeit, Freudenthal, Das Jugendgericht in Frankfurt a. M., 1912.
- 2 In diesem Zusammenhang ist an die Erste Versammlung für Gefängnisreform vom 28.-30.9.1846 in Frankfurt zu erinnern.
- 3 vgl. ausführlich zu diesen M. Utzerath, Die Rechtsphilosophie Max Ernst Mayers, 1965.
- 4 Zu P. J. A. Feuerbach vgl. FORSCHUNG FRANKFURT 1/83, Wolfgang Naucke: „Feuerbach – ein liberaler Strafrechtler?“.
- 5 Textsammlungen und Würdigungen mit vollständigem Schriftenverzeichnis finden sich in: H. Baumgarten, G. Irlitz, H. Klenner (Hrsg.), Arthur Baumgarten, Rechtsphilosophie auf dem Wege, 1972; Festschrift zum 75. Geburtstag, 1960.
- 6 vgl. zu Leben und Werk Polligkeits: Carl Krug von Nidda, Wilhelm Polligkeit, Wegbereiter einer neuzeitigen Fürsorge, 1961.
- 7 Die unterschiedliche Entwicklung der Vertreter der modernen Schule gibt Anlaß, an die 25. Tagung der Deutschen Landesgruppe der IKV am 12./13.9.1932 in Frankfurt zu erinnern, die zum Auseinanderbrechen der Vereinigung führt – vgl. Eb. Schmidt, Einführung in die Geschichte der Strafrechtspflege, 1983, S. 425ff.; Max Grünhut, Zur Frankfurter Tagung der IKV, ZStW 52 (1932), 763-780.
- 8 Zu erinnern ist auch an den 10. DJT vom 28.-31.8.1872, der gleichfalls in Frankfurt stattfand.

## Frankfurter Schule der Kriminalpolitik

1976 wurde das Institut für Kriminalwissenschaften und Rechtsphilosophie gegründet. Das Institut ist seitdem einer kritischen, freiheitlich-rechtsstaatlichen Haltung zum geltenden Strafrecht verpflichtet und dafür als „Frankfurter Schule der Kriminalpolitik“ bekannt geworden.

Das zentrale Diskussionsforum innerhalb des Instituts ist das über die Frankfurter Grenzen hinaus bekannt gewordene „Dienstagsseminar“, aus dem 1996 der Jubiläumsband „Vom unmöglichen Zustand des Strafrechts“ hervorgegangen ist, der inzwischen auch in spanischer Übersetzung vorliegt. Im aktuellen Sammelband „Irrwege der Strafgesetzgebung“ knüpft die neue Generation von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an die Tradition des Instituts an.

Derzeit lehren folgende Professoren am Institut: Peter-Alexis Albrecht, Dirk Fabricius, Klaus Günther, Winfried Hassemer, Walter Kargl, Klaus Lüderssen, Ulfrid Neumann, Wolf Paul und Cornelius Prittitz. Emeritierte Mitglieder sind Herbert Jäger, Ernst Amadeus Wolff und Wolfgang Naucke.

**Matthias Jäger**

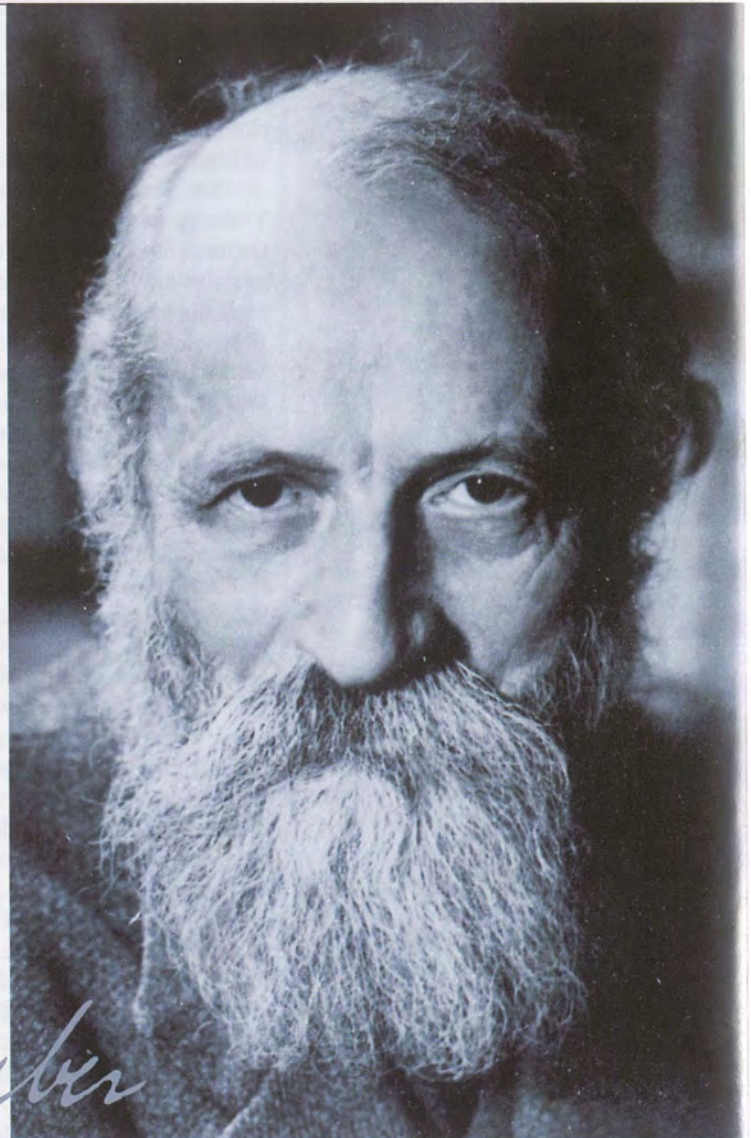
*Institut für Kriminalwissenschaften*



# „... für die schwierige Aufgabe die rechten Leute, Juden und Christen finden“

Martin Buber erster Lehrer für jüdische Theologie an der Frankfurter Universität

von Willy Schottroff



*Martin Buber*



Neun Jahre lang, von 1924 bis 1933, lehrte Martin Buber an der Frankfurter Universität zunächst als Lehrbeauftragter für jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik, seit 1930 als Honorarprofessor für Religionswissenschaft. Seit sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Wissenschaft vom Judentum entwickelt hatte, wurde sie ausschließlich *außerhalb* der deutschen Universitäten betrieben, vorrangig in Rabbinerseminaren in Berlin und Breslau. Bubers Lehrauftrag war der erste und blieb lange Zeit der einzige, durch den die jüdische Theologie an einer deutschen Universität präsent war. Wie kam es dazu, daß der „Schriftsteller Dr. phil. Martin Buber“ – so wurde er im Vorlesungsverzeichnis der Universität aufgeführt –, der nie eine akademische Laufbahn angestrebt hatte und sich nicht als orthodoxen Juden, sondern eher als „Ketzer“ sah, der erste Wissenschaftler wurde, der die jüdische Religionswissenschaft an einer deutschen Universität vertrat, noch dazu an der einzigen deutschen Universität die keine theologische(n) Fakultät(en) hatte?

Die am 18. Oktober 1914 neu eröffnete Frankfurter Universität schien zunächst einmal überhaupt nicht die Voraussetzungen dafür zu bieten, daß an ihr jüdische oder andere Theologie (bzw. Religionswissenschaft) würde gelehrt werden können. Die aus einer Reihe privater, vor allem jüdischer Stiftungen hervorgegangene junge Universität war von ihrer Konzeption her eine moderne, säkulare Bildungseinrichtung mit Schwerpunkten in den Naturwissenschaften und der Medizin sowie Rechts- und Wirtschaftswissenschaft. Sie besaß – erstmals in Deutschland – keine theologische Fakultät (oder Fakultäten) mehr. Über diese Lücke, die von vielen von Anfang an als empfindlicher Mangel betrachtet worden ist, sind im zeitlichen Vorfeld der Universitätsgründung lange und eingehende Diskussionen geführt worden. Die Vorschläge reichten bis hin zu solchen, welche die Errichtung *einer* theologischen (oder religionswissenschaftlichen) Fakultät mit *drei* Sektionen, nämlich einer katholischen, einer protestantischen und einer israelitischen, die Errichtung eines besonderen jüdischen Lehrstuhls oder gar eine volle jüdische theologische Fakultät neben christlich-theologischen Fakultäten vorsahen. Für die zuletzt genannte Lö-

sung ist neben Martin Rade (1857 – 1940), dem bedeutenden Vertreter des liberalen Protestantismus und Herausgeber der „Christlichen Welt“, auch der große jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig (1886 – 1929) eingetreten. Rosenzweig sah, wie er am 18. September 1916 vom Balkan aus seinen Eltern schrieb, die „brennendste Augenblicksaufgabe, die jetzt und *nur* jetzt am Kriegsausgang zu lösen ist“, in „der Durchsetzung der jüdisch-theologischen Fakultät in Frankfurt a. M.“ Rosenzweig hatte bei dieser Forderung eine den Juden vom preußischen Staat („wenn man ihm den nötigen Fond von zwei Millionen auf den Tisch legt“) zu erlangende „Belohnung für Wohlverhalten“ im ersten Weltkrieg im Auge.

### Einfluß jüdischer Stifter

An Frankfurt a. M. als Standort dachte er in erster Linie wohl deshalb, weil dies damals die Stadt mit dem prozentual höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil im Deutschen Reich war. Aber waren die Vorstöße, die man von christlicher Seite aus zur Errichtung theologischer Lehrstühle (oder Fakultäten) unternommen hatte, daran gescheitert, daß sich keine Stifter gefunden hatten, die die finanzielle Ausstattung übernommen hätten, so hatte dieser Vorschlag einer jüdisch theologischen Fakultät zumindest vorerst angesichts des Zusammenbruchs des deutschen Kaiserreichs und des für Deutschland verlustreichen Kriegsausgangs keine Chance verwirklicht zu werden. So verfügte die junge Universität, was die Wissenschaft vom Judentum angeht, zunächst nur über einen „Lehrstuhl für Semitische Philologie mit Berücksichtigung der targumischen und talmudischen Literatur“ im Rahmen der Philosophischen Fakultät. Er war mit Mitteln der 1914 kurz vor Kriegsausbruch begründeten „Jacob H. Schiff-Stiftung“ eingerichtet worden, und ihn hatte ein Jude inne, der Islamist Joseph Horowitz (1874 – 1931), ein Sohn des konservativen Frankfurter Rabbiners Markus Horowitz (1844 – 1910). Aber auch wenn sich die jüdischen Stifter einen Einfluß auf die Besetzung dieses Lehrstuhls ausdrücklich vorbehalten hatten und die Behandlung der jüdischen Tradition in sein Aufgabengebiet eingeschlossen sehen wollten, – es war eben nur eine

Es kann sich  
persönlichen  
(nicht, da in  
nicht besitzt,  
solche umfasst  
Momenten für  
Rücksicht an  
auf diesen  
haben.  
Die ~~erste~~ <sup>frühe</sup> Erd  
sich ist, Stamm  
Jahr vorher  
heute, sehr ich  
Haus, dessen  
zu genießen  
da Trennung  
war ich zu  
(Lemburg), der  
„Kronlands“  
Menschen von  
der. ~~früher~~  
einander  
Autarkie  
sind für  
ein hebräischer





Der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig sah 1916 die „brennendste Augenblicksaufgabe“ in der „Durchsetzung der jüdisch-theologischen Fakultät in Frankfurt a.M.“. 1923 übergab er seinen Lehrauftrag wegen seiner schweren Krankheit an Buber.

Professur für *Semitische Philologie*, nicht ein Lehrstuhl für Judaistik.

Erst in der Weimarer Republik wurde ein neues Stadium in der Frage nach der Präsenz der Theologie – und damit auch jüdischer Theologie – an der Frankfurter Universität erreicht. Die Initiative dazu ging am 22. November 1920 vom katholischen Bischof von Limburg aus, der sich damals ganz allgemein mit der Bitte um die Errichtung konfessionell gebundener Lehrstühle an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wandte und in diesem Zusammenhang auch den speziellen Wunsch aussprach, daß u.a. in Frankfurt a. M. „eine Stelle für Religionsgeschichte und christliche Ethik geschaffen werde“. Die Besoldung sollte grundsätzlich mit öffentlichen Mitteln erfolgen. Der Bischof signalisierte jedoch seine Bereitschaft, angesichts der derzeitigen Knappheit der öffentlichen Gelder zur Besoldung des Dozenten aus kirchlichen Mitteln einen Zuschuß zu leisten. – Dieser Vorstoß ermunterte nun auch den Vorstand der evangelisch-lutherischen Bezirkssynode Frankfurt am Main, am 20. März 1921 in der gleichen Sache beim Kuratorium der Frankfurter Universität vorstellig zu werden. Zwar hatte die Universität schon im Jahre 1915 einen evangelischen Lehrauftrag für Geschichte der christlichen Religion, wie ihn der Bischof von Limburg jetzt für die katholische Seite forderte, im Rahmen der Philosophischen Fakultät eingerichtet. Der Bezirkssynode ging es jedoch darum, die Universität zu veranlassen, im Interesse der Studenten, „die sich das Fach der ev. Theolo-

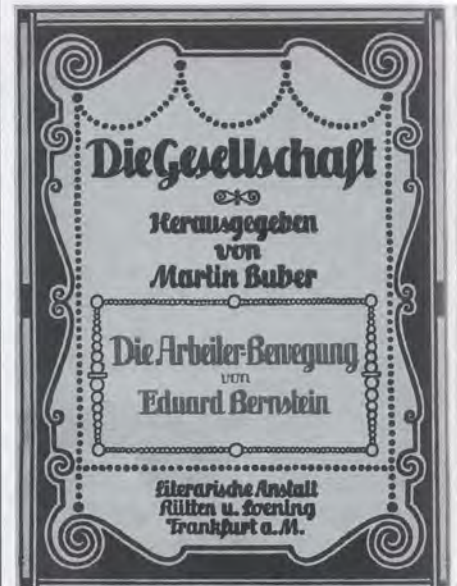
gie als Lebenslauf erwählen oder im Oberlehrerexamen eine Lehrbefähigung für ev. Religion erstreben“, „die Einrichtungen für ev. theol. Unterricht an der Universität zu verbessern und zu vermehren“.

#### „... einem geeigneten jüdischen Gelehrten ... ein Lehrauftrag erteilt“

In der Zwischenzeit war auch der Vorstand der Israelitischen Gemeinde aktiv geworden. Am 24. Mai 1921 trat er unter Hinweis auf einen bestehenden Bedarf mit dem Antrag an die Universität heran, „... daß einem geeigneten jüdischen Gelehrten, als welchen wir Herrn Rabbiner Dr. N. A. Nobel in Frankfurt a/Main vorschlagen, ein Lehrauftrag für Religionswissenschaft und jüdische Ethik an der hiesigen Universität erteilt und dieser Lehrauftrag entsprechend dotiert werde.“ Dieser Antrag wurde am 14. Juni 1921 positiv beschieden. Die Vergütung betrug neben den Vorlesungshonoraren jährlich um „8.000 M für einen habilitierten, bzw. 6.000 M für einen nicht habilitierten Herrn einschließlich der Teuerungszulagen, wobei Zuschußleistung aus kirchlichen Fonds anheimgestellt ist.“

Ehe der für den jüdischen Lehrauftrag Vorgesehene, der außerordentlich einflußreiche konservative Frankfurter Rabbiner und Goethe-Forscher Nehemia Anton Nobel (1871 – 1922), seine Lehrtätigkeit aufnehmen konnte, verstarb er am 24. Januar 1922 plötzlich und unerwartet. An seiner Stelle schlug der Vorstand der Israelitischen Gemeinde im April des gleichen Jahres Franz Rosenzweig für den Lehrauftrag vor. Seine Beauftragung verzögerte sich jedoch. Als sie am 12. Dezember 1922 endlich erfolgt war, kündigte er zwar für das kommende Sommersemester 1923 noch eine Vorlesung und eine Übung an. Aber angesichts des raschen Fortschritts seiner Krankheit, deren Eigenart und Schwere ihm seit Februar 1922 bekannt waren, war es ihm von vornherein klar, daß er selbst den Lehrauftrag wohl nicht würde wahrnehmen können. Wie er selbst später bekennt habe er sich auf die ganze Angelegenheit nur eingelassen, um „eventuell die Möglichkeit“ zu haben, „wenn ich im Sommer noch ein Semester lesen könnte, der Sache die richtige Richtung und das richtige Niveau geben zu können, sonst mindestens noch Einfluß auf die Wahl meines Nachfolgers nehmen zu können.“ In diesem Sinne trug er Martin Buber am 12. Januar 1923, einen Monat nach seiner eigenen Beauftragung, seinerseits den Lehrauftrag an.

Buber, der am 8. Februar 1878 in Wien geboren ist, war damals 45 Jahre alt. Für ihn sprach tatsächlich vielerlei, nicht nur die guten Erfahrungen, die Rosenzweig mit seiner Mitarbeit im Freien Jüdischen Lehrhaus, der bekannten Institution der jüdischen Erwachsenenbildung in Frankfurt, gemacht hatte und der persönliche Eindruck, den er seit Herbst 1921 im intensiven Austausch von Buber erhalten hatte. Buber schien vielmehr sein ganzer geistiger, religiöser und politischer Hintergrund für diesen Lehrauftrag zu empfehlen. Er hatte 1904, im Todesjahr Theodor Herzls (1860 – 1904), in Wien mit einer philosophischen Arbeit „Beiträge zur Geschichte des Individuationsproblems“ promoviert. Eine Periode intensiver politischer Tätigkeit in der Zionistischen Bewegung, der er sich 1898 in Berlin angeschlossen und in der er als Sprecher der „demokratisch-zionistischen“ Opposition eine wichtige Position geworden ist, hatte mit dieser Hinwendung zu wissenschaftlicher Tätigkeit ihren Abschluß gefunden.



Unter dem Titel „Die Gesellschaft“ gab Martin Buber im Verlag Rütten & Loening in Frankfurt eine schließlich auf 40 Bände angewachsene renommierte Reihe sozialpsychologischer Monographien heraus. Die Illustration besorgte der bekannte Architekt Peter Behrens (1868 – 1940).

Eine Habilitationsschrift, die Buber im Winter 1905/06 während eines Aufenthaltes in Florenz in Angriff genommen hatte blieb allerdings unabgeschlossen. Er hatte sich inzwischen für den Beruf des freien Schriftstellers entschieden und wandte sich dem Studium des chassidischen Schrifttums, der Mythologie und der Mystik zu – Gebieten, auf denen er eine Reihe von Büchern veröffentlichte. Die materielle Basis dafür bot ihm eine Tätigkeit als Lektor in dem angesehenen Verlag Rütten & Loening in Frankfurt a. M. (s. Abb.).



## Bubers Vorbehalte

Seit 1902 arbeitete Buber daneben im Jüdischen Verlag in Berlin mit, den er mitbegründet hatte und in dem von 1916 an die von ihm redigierte vielbeachtete Zeitschrift „Der Jude“ erschien. Hand in Hand mit seinen Studien und seiner schriftstellerischen Arbeit im engeren Sinne ging so von Anfang an eine weitgespannte publizistische und Vortragstätigkeit einher, der im deutschen Sprachraum das emanzipierte Judentum wichtige Beiträge zu seiner Identitätsfindung verdankte, die darüber hinaus aber auch der jüdischen Weltbewegung wichtige Perspektiven eröffnete. Zu erinnern ist dafür u.a. an seine Reden als Vertreter der Vereinigung sozialistischer zionistischer Parteien 1921 auf dem XII. Zionisten-Kongreß in Karlsbad über das Problem des jüdischen Nationalismus und die Frage des Verhältnisses zwischen Juden und Arabern in Palästina.

Aber Bubers Interesse galt auf dem Gebiet des Bildungswesens eher der Volkshochschule als der Universität. Seiner Einstellung entsprach daher auch viel mehr die Mitarbeit an dem von Rosenzweig gegründeten Freien Jüdischen Lehrhaus. Der Universität stand Buber eher reserviert gegenüber. Und noch am 29. Juni 1933 – nach zehnjähriger Lehrtätigkeit an der Frankfurter Universität – schrieb er im Rückblick auf diese Zeit und in Entgegnung auf seine Kritik, der er von zionistischer Seite ausgesetzt war, an Hugo Bergmann: „Ich habe mich nie um eine akademische Laufbahn bemüht, 1918/9 habe ich ein Ordinariat, das eine kühn gesinnte Fakultät dem Outsider zugedacht hatte, abgelehnt und die mir angebotene Frankfurter Honorarprofessur für allgemeine Religionswissenschaft nahm ich nur deswegen an, weil dieses Fach bis dahin christlichen Theologen vorbehalten war und der Position daher eine grundsätzliche Bedeutung zukam.“ Vorbehalte dieser Art dürften Buber von Anfang an, auch als es zunächst nur um einen *Lehrauftrag für jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik* ging, bestimmt haben und seine reservierte Reaktion auf die Anfrage Rosenzweigs mit erklären, obgleich dies alles unausgesprochen blieb.

Ausgesprochen hat er in seiner Antwort jedoch drei andere Bedenken. Das erste und gewichtigste von ihnen ist unmittelbar inhaltlich belangvoll für die Weise, wie das Judentum an der jungen Frankfurter Universität repräsentiert sein würde. Rosenzweig wollte, indem er Buber für den Lehrauftrag in Vorschlag brachte, verhindern, „daß es nun irgend ein Rabbiner macht, und daß die ‚Fakul-



Martin Buber im Jahr 1930.

tät‘, die sicher daraus wird, (schon jetzt spricht man von drei Lehraufträgen), eine Rabbinerbildungsanstalt zu den übrigen wird.“ Für Rosenzweig handelte es sich bei diesem Lehrauftrag um mehr als nur den ersten Anfang einer jüdisch-theologischen Fakultät im traditionellen Verständnis. Ihm erscheint der Lehrauftrag wie „eine kleine Klinke, die ein großes Tor aufmacht. Das große Tor aber trägt zwar die Aufschrift: theologische Fakultät; aber dahinter kann die theologische Universalität liegen, an der wir alle arbeiten sowohl um der zu enttheologisierenden Theologie wie um der zu universalisierenden Universität willen.“ Diese universale, die Grenzen eines partikularistisch sich eingrenzenden Judentums sprengende, menschheitliche Perspektive lag durchaus im Sinne Bubers, der schon 1900 in seinem Aufsatz „Jüdische Renaissance“ die Wiedergeburt des Judentums in dessen „Teilnahme an der modernen nationalinternationalen Kulturbewegung“ sah, in der „in der tiefen Einheit des Werdens allgemeine und nationale Kultur verschmelzen.“ Trotz dieser Übereinstimmung in den Zielen – oder vielmehr: gerade ihretwegen – beschleichen ihn aber Zweifel. Wie frei würde er in der Gestaltung seines Lehrangebots sein?

### „Wie ist Religionswissenschaft möglich?“

„Wenn ich an einer Universität, wenn auch in dieser erfreulich losen Verbin-

dung anfangs, darf ich mich im ersten Semester nicht auf Übungen beschränken, sondern muß mich und meine Sache deklarieren, wie Sie es hätten tun müssen – also erklären, wie ‚Religionswissenschaft‘ und wie ‚Ethik‘ möglich sei, und dazu noch, wie das ‚Jüdische‘ wirklich“, schreibt er Rosenzweig im Blick auf eine programmatische Einführungsvorlesung, die er im Sommersemester 1924 unter dem Titel „Wie ist Religionswissenschaft möglich?“ dann auch wirklich gehalten hat. Und er fährt fort: „Wäre ich so unabhängig, so nur der legitimen Instanz d.h. Gott verantwortlich, daß ich dies rückhaltlos tun könnte? Würde der Gemeinde aus ihrem Vorschlag, der Fakultät aus ihrer Annahme keinerlei Aufsichtsrecht, Fragerecht, Hinweisrecht zustehen? Wenn Sie zur Antwort etwa auf sich zeigen: erwägen Sie bitten den ganzen Situationsunterschied zwischen einem *Umkehrenden* (wie Rosenzweig, der vor dem Übertritt zum Christentum gestanden hatte) und einem wie Sie so trefflich formulieren ‚garantierten‘ *Apikores* [d.h. Ketzer, Freigeist].“ Als einen solchen mußte sich Buber verstehen, und die Art, wie er sein Judentum praktizierte, mußte Anstoß erwecken. Er aß ganz selbstverständlich Fleisch und hielt sich von den Institutionen des jüdischen Kults mit solcher Radikalität zurück, daß ihn noch „in den fast dreißig Jahren, die er in Israel gelebt hat, nie jemand in einer Synagoge gesehen hat.“ Und überhaupt mußte er sich eingestehen: „Die Gesetzgebung ist meinem Herzen





Martin Buber während eines Kurses für die Ausbildung jüdischer Lehrer im Sommerlager Lehnitz 1934.

fremd geblieben.“ In der Abwehr des Gesetzes ging er bis zu der Aussage: „Offenbarung ist nicht Gesetzgebung. Für diesen Satz würde ich in einer jüdischen Weltkirche mit Inquisitionsgewalt hoffentlich zu sterben bereit sein.“

Bubers weitere Bedenken wogen weniger schwer. So hatte er zweitens die Befürchtung, daß er an der Universität keine Studenten finden würde: „Darf man vernünftigerweise erhoffen“, schreibt er Rosenzweig in seiner Antwort, „in der *jüdischen* ‚Abteilung‘ der *theologischen* Fakultät der Universität *Frankfurt* ein Semi-

nar zu schaffen, das für die schwierigen Aufgaben die rechten Leute, Juden und Christen (die sind nötig!), findet d.h. anzuziehen vermag?“ Sein drittes Bedenken schließlich bezog sich auf die zeitliche Belastung und Einschränkung, die der Lehrauftrag mit sich bringen würde, auf die „Perpetuierung der zeitlichen Zäsur (von Montag zu Montag zu leben), die mir schon am Lehrhaus so viel zu schaffen machte.“

Es gelang Franz Rosenzweig schnell, Bubers Bedenken zu zerstreuen und seine Zustimmung zum Lehrauftrag zu erhal-

ten, die dieser nach einigen Anfällen des Zweifels dann auch endgültig bekräftigte. Am einfachsten waren die beiden zuletzt genannten Bedenken auszuräumen. Aber auch hinsichtlich seiner hauptsächlichen Sorge, welche die Lehrfreiheit betraf, konnte Rosenzweig Buber fürs erste beruhigen. Er schrieb ihm: „Wegen Lehrfreiheit ist, glaube ich, nichts zu besorgen. Die diesbezüglichen Dummheiten werden sich vorher abspielen, im Schoße der Gemeindegemeinschaften; nachher kümmert sich kein Mensch mehr um Sie; das ist Erstens: Frankfurter Psychologie (Frankfurt ist im Gegensatz zu Berlin eine Stadt, in der sich nichts herumspricht), Zweitens aber auch die Rechtslage: die Gemeinde hat nur das Vorschlagsrecht, damit ist ihre Kirchenfürstlichkeit zu Ende. Die Fakultät begutachtet überhaupt nur Ihre wissenschaftliche Qualifikation (und dies auch nur, wenn die Regierung sie fragt).“ Allerdings fügt er hinzu: „Ihrer Liebe zum Heidentum ist das Wort versagt, Sie können nur davor hinführen und stumm darauf hinzeigen; wenn Sie im Jüdischen sind, sprechen Sie.“

### Widerstände der jüdischen Gemeinde

Es scheint aber, daß Rosenzweig die objektiven Widerstände, die sich in der israelitischen Gemeinde sofort gegen Buber erhoben, unterschätzt hat und Bubers Befürchtungen keineswegs so unbegründet waren. Ende März 1923, gut drei Monate nachdem er Buber den Lehrauftrag angeboten hatte, berichtete Rosenzweig diesem über die harten Auseinandersetzungen, die in der Zwischenzeit stattgefunden hatten: „Die Monate dieses Kampfes, den ich und Eduard Strauß (ein in der Jüdischen Gemeinde sehr einflußreicher Biochemiker und Laientheologe) in dieser Sache geführt haben und der übrigens auch heute erst, nach vielen Streifpatrouillen und drei Sturmangriffen zur Einnahme der ersten Linie geführt hat, womit über das Schicksal der zweiten noch nichts oder fast nichts entschieden ist, haben mich erst vollkommen belehrt, wie nötig und gut es ist, daß Sie hierhin treten.“ Und Rosenzweig fährt fort: „Der Schreck über Sie ist Konservativen und Liberalen (und sogar den, hier meist konservativen, Zionisten) dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie Sie sicher nicht lange allein lassen werden,“ – eine Prophezeiung die sich allerdings nicht bewahrheitete. Bubers Lehrauftrag, zudem die lockerste und institutionell am wenigsten abgesicherte Form, in der ein Fach an der deutschen Universität repräsentiert sein kann, sollte der einzige Lehrauftrag

Nach sieben Jahren Lehrauftrag an der Frankfurter Universität wurde Martin Buber am 11. August 1930 Honorarprofessor in der Philosophischen Fakultät. Die Ernennung bedeutete faktische einen Disziplinwechsel: die Honorarprofessur lautete dem Antrag der Philosophischen Fakultät entsprechend auf Religionswissenschaft und nicht, wie sein bisheriger Lehrauftrag, auf jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik.

Namens des Preussischen Staatsministeriums ernenne ich Sie zum Honorarprofessor in der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt a.M.  
Berlin den 11. August 1930.

Der Preussische Minister  
für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung  
In Vertretung

*Rosenzweig*

#### Urkunde

über die Ernennung des  
Dr. phil. Martin Buber  
zum Honorarprofessor in der  
Philosophischen Fakultät der Uni-  
versität in Frankfurt a.M.  
U I Nr. 21992. 1



bleiben, durch den Jüdische Theologie während der Weimarer Republik nicht nur in Frankfurt a. M., sondern an deutschen Universitäten überhaupt präsent war. Zur Erläuterung der heftigen Auseinandersetzungen, die im Vorfeld der Vergabe dieses Lehrauftrags in der Israelitischen Gemeinde um Bubers Person entbrannt waren, sei hinzugefügt, daß Buber damals auch auf viele Christen „weithin eher wie ein feurig werbender Anwalt des modernen Lebensbewußtseins wirkte und empfunden wurde.“ So der Eindruck des systematischen Theologen Adolf Köberle (geb. 1898).

### Entscheidung für Buber

Erst sieben Monate nach Rosenzweigs erster Anfrage bei Buber fiel die endgültige Entscheidung. Am 13. August 1923 endlich stellte der Vorstand der Israelitischen Gemeinde beim Kuratorium der Universität Frankfurt a. M. den Antrag, „... daß der Lehrauftrag für Religionswissenschaft und jüdische Ethik an der hiesigen Universität Herrn Dr. Martin Buber erteilt werde.“ Nachdem diese entscheidende Hürde genommen war, gestalteten sich weitere Schritte auf dem Weg zur Erteilung des Lehrauftrags zu bloßen Formalitäten. Am 8. Dezember 1923 wurde Buber vom Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung rückwirkend ab Beginn des Wintersemesters (d.h. ab 1. November 1923) „vorbehaltlich des Widerrufs“ beauftragt, „die jüdische Religionswissenschaft und die jüdische Ethik in Vorlesungen und Übungen zu vertreten.“ Buber nahm seine Lehrtätigkeit im folgenden Sommersemester 1924 auf. Er bot, wie aus den Frankfurter Vorlesungsverzeichnissen hervorgeht, pro Semester eine einstündige Vorlesung und eine einstündige Übung an, nahm also einen zweistündigen Lehrauftrag wahr.

Über seine Tätigkeit an der Frankfurter Universität ist – über das bereits Dargelegte hinaus – wenig in Erfahrung zu bringen. Hinsichtlich seiner Beziehung zu Frankfurter Kollegen und zu Schülern teilt mir N. N. Glatzer brieflich mit: „Er hatte außer mit Tillich kein besonderes Verhältnis zu seinen Kollegen. Ich war der einzige Promovend; dazu bedurfte es einer besonderen Erlaubnis, die er auch bekam.“ Mit Paul Tillich (1886 – 1965), der von 1929 bis 1933 in Frankfurt a. M. wirkte, war Buber seit 1924 bekannt. Beide waren sich zuerst auf einer Konferenz der Religiösen Sozialisten begegnet. Es bestanden auch Beziehungen zu dem Islamisten Joseph Horowitz, der von 1914 bis zu seinem Tod im Jahr 1931 den Lehrstuhl für Semitische Philologie in Frank-



Bubers Interesse auf dem Gebiet des Bildungswesens galt eher der Volkshochschule als der Universität. Seiner Einstellung entsprach daher auch viel mehr die Mitarbeit an dem von Rosenzweig gegründeten Freien Jüdischen Lehrhaus. Der Universität stand Buber auch 1933 – nach zehnjähriger Lehrtätigkeit an der Frankfurter Universität – eher reserviert gegenüber.

furt a. M. innehatte. Damit sind aber die Spuren, die sich heute noch ausmachen lassen, bereits erschöpft.

### Von der Theologie zur Philosophie

In den Universitätsakten taucht ein nächster, Buber betreffender Vorgang, erst sieben Jahre nachdem er seine Tätigkeit als Lehrbeauftragter aufgenommen hatte, wieder auf: am 7. Juli 1930 stellte die Philosophische Fakultät der Universität an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den Antrag, „Herrn Dr. Martin Buber einen be-

zahlten Lehrauftrag für *Religionswissenschaft* zu verleihen und ihn gleichzeitig zum Honorarprofessor zu ernennen.“ Der damalige Dekan der Philosophischen Fakultät, der um die Erforschung der griechischen Religion verdiente klassische Philologe Walter F. Otto, begründete diesen Antrag folgendermaßen: „Religionswissenschaftliche Vorlesungen und Übungen in der Philosophischen Fakultät einzurichten, erscheint besonders wünschenswert, da unserer Universität die Theologische Fakultät fehlt, die anderwärts für Vorträge dieser Art zu sorgen pflegt. Zur Vertretung dieser Wissenschaft

#### Geheimes Staatspolizeiamt

Berlin SW 11, den 30. Juli 1935.  
Dins-Dobroth-Strasse 8

Bt.-Nr. II 1 B 2 - J. 235/35.  
Im Niederschrift des Originals.

An den

Prof. Herrn Dr. Martin B u b e r ,

H e p p e n n e i m ,  
an der Bergstraße.

Zu meinen Erlassen vom 21.2. und 13.5.1935 - II 1 B 2 -  
J. 235/35.

---  
Nach nochmaliger Prüfung der Angelegenheit betr.  
das über Sie verhängte Redeverbot nebe ich diesbezüg-  
lich Ihrer Lehrtätigkeit bei der Mittelstelle für  
jüd. Erwachsenenbildung auf. Im übrigen bleibt die mit  
meinem Erlaß vom 21.2.1935 gegebene Anordnung des Be-  
tätigungsverbotes als Redner in öffentlichen Veranstal-  
tungen und in geschlossenen Tagungen jüdischer Organi-  
sationen bestehen.

Im Auftrage  
gez. Dr. Haselbacher.



Beglaubigt:  
Kanzleiange-tliche.

Bereits zwei Jahre vor diesem Verbot der Lehrtätigkeit in der jüdischen Erwachsenenbildung wurde Martin Buber am 4. Oktober 1933 vom Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Lehrbefugnis an der Frankfurter Universität entzogen. Buber wurde im Januar 1938 auf eine Professur für Sozialphilosophie an der hebräischen Universität Jerusalem berufen und verließ Deutschland im März 1938.



ist niemand geeigneter als Martin Buber. Seine Bedeutung ist so bekannt, daß die Fakultät von einer eingehenden Charakterisierung seiner Leistungen absehen zu können glaubt. Als Denker und Lehrer auf dem umstrittenen Gebiete der religionswissenschaftlichen Problematik verdient er im Besonderen unser Vertrauen, weil seine Forschung nicht bloß ins Allgemeine geht, sondern ihren festen Grund hat in der genauesten Kenntnis eines bestimmten Volkstums, seiner Religion und seiner Kultur. Die Fakultät hält es für wichtig, diesen ausgezeichneten Gelehrten der Universität nicht bloß zu erhalten, sondern noch fester und lebendiger als bisher mit ihr zu verbinden.“ Der Antrag, soweit er die Ernennung Bubers zum Honorarprofessor betraf, wurde von Kurt Riezler (1882 – 1955), dem Kurator der Universität, mit wärmster Befürwortung weitergeleitet: „Dr. Buber ist als ausgezeichnete Kenner der orientalischen Religionen und

insbesondere der Mystik ein Mann von großem Format und hohem Ruf.“ Die Ernennung Bubers erfolgte umgehend am 11. August 1930. Sie bedeutete faktisch einen Disziplinwechsel, denn, auch wenn dies in der Ernennungsurkunde nicht zum Ausdruck kam, lautete die Honorarprofessur dem Antrag der Philosophischen Fakultät entsprechend auf *Religionswissenschaft*, nicht, wie sein bisheriger Lehrauftrag, auf *jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik*.

Buber selbst ist offenbar von der neuen Situation völlig überrascht worden [2]. Welche Motive ihn bewogen haben, sich auf diesen Disziplinwechsel bereitwillig einzulassen, geht aus den uns erhaltenen Dokumenten nicht hervor. „Religionswissenschaft lag Buber mehr am Herzen als der bescheidene Lehrauftrag (sc. für jüdische Religionswissenschaft und jüdische Ethik); es mögen auch andere Gründe gewesen sein“, schreibt mir N. N. Glatzer, dem ich

diese Frage vorlegte. Vielleicht hilft hier eine Vermutung weiter, die sich bei der Durchsicht von Bubers Briefwechsel aufdrängt. Seit 1926 taucht hier immer wieder der Plan eines unter seiner Leitung stehenden „Instituts für Religionskunde mit mehrmonatlichen Vorlesungen und Arbeitsgemeinschaften“ auf, das aus Stiftungsmitteln zu schaffen wäre. Bei diesem Plan handelt es sich offensichtlich um einen schon lang gehegten Wunsch Bubers, für dessen Verwirklichung er im Laufe der Zeit immer wieder einflußreiche Persönlichkeiten interessierte. Insbesondere geht es dabei um die Errichtung eines unter seiner Leitung stehenden religionswissenschaftlichen Instituts an der Hebräischen Universität Jerusalem. Im Zusammenhang der Institutsgründung und einer etwaigen Berufung Bubers wurde von Anfang an auch die Frage der „Wissenschaftlichkeit“ des geplanten Instituts und der Kompetenz Bubers erörtert. An dieser Frage ist 1934 der ganze Plan und mit ihm Bubers Berufung nach Jerusalem zunächst gescheitert, denn die Gegner des Projekts hoben hervor: „für das *jüdische Religionsproblem*... sei das Fach nicht passend oder notwendig und für das Fach sei ein genialer Schriftsteller nicht wissenschaftlich genug.“ In diesen Auseinandersetzungen bedeutete die Ernennung zum Honorarprofessor im Fach Religionswissenschaft an der Universität Frankfurt für Buber eine beachtliche Bestärkung und Ermutigung. Diese Ernennung, so schrieb er am 12. April 1932 an den jüdischen Dichter und späteren Nobelpreisträger S. J. Agnon (1888 – 1970), habe ihm mit „eine(r) besondere(n) Verpflichtung der Frankfurter Universität gegenüber“ erfüllt, „die mir – zum erstenmal war dieses Fach an einer deutschen Hochschule einem Juden anvertraut – eine Professur für Religionsgeschichte verliehen hatte, ohne daß ich auf diesem Gebiet eine eigentlich wissenschaftliche Arbeit publizierte; ich habe daher drei Semester hindurch meine Vorlesungen besonders gründlich vorbereitet. Zugleich aber hat mir das neue Amt einen Antrieb gegeben, die wissenschaftlichen Arbeiten vieler Jahre nunmehr abzuschließen und zu veröffentlichen. Ich habe mit einem dreibändigen Buch über die Entstehung des israelitischen Messianismus begonnen, dessen erster Band eben gedruckt worden ist.“

Das Engagement, mit dem Buber sich auf das neue Fach Religionswissenschaft einließ (er ließ z.B. auch bis 1933 keines der Sommersemester mehr ausfallen, wie es vorher seine Praxis gewesen war), erinnert nicht zuletzt noch einmal daran, daß er sich zu Beginn der 20er Jahre mit „Ich und Du“ ja eigentlich auf dem Weg zu einer systematischen Gesamtdarstellung der religiösen Wirklichkeit gemacht hatte.

## Martin Bubers Vorlesungen und Übungen an der Frankfurter Universität

- SS 1924 – Wie ist Religionswissenschaft möglich?  
– Übungen über Maimonides, Mischneh Thorah, Hilchoth Th'schuwah
- WS 1924/25 – Der Messianismus  
– Besprechung messianistischer Texte
- WS 1925/26 – Schöpfungsmythen und Schöpfungsglaube  
– Agadische Texte zur Schöpfungsgeschichte
- SS 1926 – Religion und Ethik  
– Übungen über religiös-ethische Probleme (an der Hand chassidischer Texte)
- WS 1926/27 – Probleme des Gottesnamens und der göttlichen Gegenwart (Exodus 3 und 25-40)  
– Übungen über Exodus 3 und 25-40
- WS 1927/28 – Die biblische Religion und die Wissenschaft der Gegenwart  
– Besprechung bibelkundiger Probleme
- WS 1928/29 – Übersetzen der Schrift: Methodik und Geschichte  
– Besprechung von Schriftübersetzungen an der Hand ausgewählter Texte
- WS 1929/30 – Die Prophetie  
– Besprechung jesajanischer Abschnitte
- WS 1930/31 – Glaube und Brauch  
– Besprechung magischer und kultischer Texte
- SS 1931 – Die Idee der Wiedergeburt  
– Religionsgeschichtliche Übungen: Gnostische Texte
- WS 1931/32 – Grundbegriffe der Religionswissenschaft  
– Die religionswissenschaftlichen Theorien der Gegenwart
- SS 1932 – Das Urböse  
– Religionsgeschichtliche Übungen: Manichäismus
- WS 1932/33 – Die Mystik als geschichtliche Erscheinung  
– Religionsgeschichtliche Übungen: Die mystische Legende
- SS 1933 – Probleme der Religionssoziologie\*  
– Religionsgeschichtliche Übungen: Die religiösen Gemeinschaften\*

\*Diese Veranstaltungen fanden nicht mehr statt.



Das neue Aufgabengebiet seiner Honorarprofessur schien ihm dazu noch einmal eine Verwirklichungschance zu bieten.

### Vertreibung aus der Universität

Das Wintersemester 1932/33 wurde das letzte Semester, in dem Buber an der Frankfurter Universität lehrte. Schon Ende März 1933 war bei Buber in Heppenheim Haussuchung gehalten worden. Einen Monat später, am 25. April 1933, wandte sich der Dekan der Philosophischen Fakultät mit folgendem Schreiben an ihn: „Hochgeehrter Herr Kollege! Ich komme einem Senatsbeschluß nach, wenn ich denjenigen Herrn Kollegen, die auf Grund der heutigen Gesamtlage eine Störung ihrer Vorlesungen und Übungen zu befürchten haben, nahe lege, im Interesse eines ruhigen Lehrbetriebs von einer Abhaltung ihrer Vorlesungen und Übungen im Sommersemester 1933 absehen zu wollen. Mit dem Ausdruck größter Hochachtung Ihr ergebener E. Lommatzsch.“ Buber, der zu dieser Zeit als offizieller Vertreter der Hebräischen Universität Jerusalem an der Jahrhundertfeier der Universität Zürich teilnahm, kam dieser Empfehlung am 27. April 1933 von dort aus nach und bat den Dekan brieflich, „die erforderlichen Anordnungen zu treffen“. Es mutet wie ein schlechter Scherz an, daß Buber wenige Tage später durch ein hektographiertes Rundschreiben von Seiten der Universität offiziell zur Teilnahme an der Bücherverbrennung am Abend des 10. Mai 1933 auf dem Frankfurter Römerberg eingeladen wurde, bei welcher der evangelische Hochschulpfarrer Otto Fricke (1902–1954) die Ansprache hielt. Ob Bubers eigene Schriften damals mit verbrannt worden sind, läßt sich nicht mehr ermitteln, ist vielleicht sogar unwahrscheinlich [2].

Am 19. Juli 1933 erhielt Buber dann vom Dekan der Philosophischen Fakultät der Frankfurter Universität folgendes Schreiben: „Sehr geehrter Herr Kollege! Das Ministerium hat einen Erlaß herausgegeben, wonach auch im Wintersemester diejenigen Dozenten, welche im Sommersemester beurlaubt waren, bzw. von ihrem Rechte, nicht zu lesen, Gebrauch gemacht haben, nicht in das Vorlesungsverzeichnis aufgenommen werden sollen. Ich werde aus diesem Grunde Ihre Ankündigung im Vorlesungsverzeichnis streichen. Im Personalverzeichnis wird Ihr Name weiter geführt. In vorzüglicher Hochachtung mit kollegialen Empfehlungen Ihr ergebener E. Lommatzsch.“ Doch sollte es nicht mehr lange dauern, bis der endgültige Schlußstrich gezogen wurde. Am 4. Oktober 1933, noch vor Beginn des Wintersemesters 1933/34 erging folgender Erlaß des Preußischen Ministers für Wissen-

schaft, Kunst und Volksbildung an Martin Buber: „Auf Grund von §3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 entziehe ich Ihnen hiermit die Lehrbefugnis an der Universität Frankfurt a/M.“ Damit war Buber von der deutschen Universität verbannt. Es folgten – gewissermaßen als Nachhutgefecht – Querelen über die Rückzahlung einer angeblich von der Universitätskasse zuviel angewiesenen Rate der Lehrauftragsvergütung in Höhe von 80,95 RM.

### Neuanfänge in Jerusalem

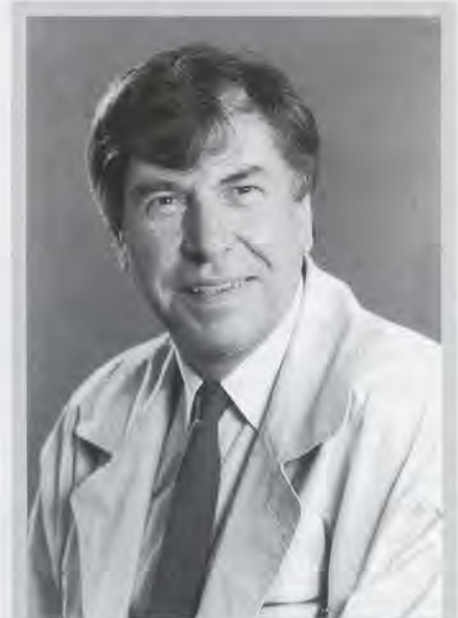
Für Buber bedeutete diese Ausbürgerung aus dem deutschen Universitätsleben nur eine Zäsur, kein Ende seiner Tätigkeit in Deutschland. Er war, so schrieb er am 24. April 1933 aus Zürich an seinen Schüler Glatzer, entschlossen, „trotz aller bisherigen und noch zu erwartenden Schwierigkeiten so lange als irgend möglich dazubleiben und nach Kräften an der Errichtung eines jüdischen Bildungswesen-Notbaus mitzuwirken.“ Wenige Tage vorher, am 21. April 1933, hatte er in einem denkwürdigen Artikel in der „Jüdischen Rundschau“ als „das Erste, dessen der deutsche Jude in dieser Probe bedarf, ... eine neue Rangordnung der persönlichen Werte“ gefordert, „die ihn befähigt, der Situation und ihren Wechselfällen standzuhalten.“ An die Stelle der Sicherung des Lebens, der Berufsstellung und des Besitzes, worauf die alte, inzwischen erschütterte Rangordnung beruht habe, setzte er die Wahrung der eigenen Identität: „Wenn wir unser Selbst wahren, kann nichts uns enteignen. Wenn wir unserer Berufung treu sind, kann nichts uns entrechten. Wenn wir mit Ursprung und Ziel verbunden bleiben, kann nichts uns entwurzeln, und keine Gewalt der Welt vermag den zu knechten, der in der echten Dienstbarkeit die echte Seelenfreiheit gewonnen hat.“ In diesem Sinne beteiligte er sich maßgeblich am Aufbau eines jüdischen Bildungswesens in Deutschland. Zu dem, was damals unter unsäglichen Schwierigkeiten verwirklicht werden konnte, gehört die Arbeit des im November 1933 neueröffneten, unter Bubers Leitung stehenden Jüdischen Lehrhauses Frankfurt a. M. und – seit 1934 – die der Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung. Beide Institutionen konnten ihre Arbeit bis zum 9. November 1938 aufrechterhalten. Buber selbst, der im Januar auf eine Professur für Sozialphilosophie an der hebräischen Universität Jerusalem berufen worden war, verließ Deutschland im März 1938.

Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1985; anlässlich eines internationalen Symposiums zum 20. Todestag Martin Bubers, das vom 10. bis 16. Mai 1985 in der Evangelischen Akademie Arnoldshain stattfand [1].

### Anmerkungen

1 Das Symposium wurde von der Ev. Akademie Arnoldshain in Zusammenarbeit mit den Veranstaltern der „Darmstädter Martin-Buber-Tage“ und der Goethe-Universität durchgeführt. Der Symposiums-Band erschien unter dem Titel „Martin Bubers Erbe für unsere Zeit. Dialogik und Dialektik“, herausgegeben von Werner Licharz und Heinz Schmidt, Offenbach, 1985.

2 Vgl. W. Schottroff: Martin Bubers Lehrtätigkeit an der Frankfurter Universität zwischen 1923 und 1933, im o. g. Symposiums-Band. Dort wird u. a. auch ausgeführt, wie sich Bubers Lehrtätigkeit an der Universität in den Kontext seines übrigen Schaffens während der 20er und beginnenden 30er Jahre einordnet.



Dr. Willy Schottroff (1931–1997) war von 1971 bis zu seiner Emeritierung 1996 Professor für Altes Testament an der Goethe-Universität. Der Alttestamentler studierte Theologie in Wuppertal, Tübingen, Heidelberg und Mainz bevor er 1961 in Mainz promovierte und sich 1968 mit einer Arbeit über altisraelitische Fluchsprüche habilitierte. Nach seiner Zeit als Privatdozent in Mainz folgte 1970 der Lehrauftrag am Fachbereich Religionswissenschaften der Goethe-Universität. 1987 wurde er zum Professor am neugegründeten Fachbereich Evangelische Theologie berufen. Seine Forschungsschwerpunkte waren die Sozialgeschichte und Archäologie des Alten Israel, Semitistik sowie Exegese und Auslegungsgeschichte des Alten Testaments. Zu seinen Veröffentlichungen zählen unter anderem die zusammen mit Luise Schottroff 1983, 1988 und 1991 herausgegebenen Bücher „Mitarbeiter der Schöpfung. Bibel und Arbeitswelt“, „Die Macht der Auferstehung. Sozialgeschichtliche Bibelauslegungen“ und „Das Reich Gottes und der Menschen. Studien über das Verhältnis der christlichen Theologie zum Judentum“.





# Max Wertheimers Frankfurter Arbeiten zum Bewegungssehen – die experimentelle Begründung der Gestaltpsychologie

von Viktor Sarris

Es sollte eine Theorie den Forschungsprozeß dadurch vorantreiben, daß sie ... konkrete Fragestellungen anregt, die experimentell beantwortet werden können, die (so) ... zum tieferen Verständnis der Erscheinungsgesetzlichkeiten führen. Max Wertheimer (1912)



Das Foto zeigt Max Wertheimer mit dem Schumannschen Radtachistoskop. Rechts im Vordergrund die Wertheimerschen Schieber (vgl. Abb. 1) mit den Schlitzen für den Strahlendurchgang bei der Reizprojektion (Archivfoto des Frankfurter Historischen Museums aus den Jahren 1912 bis 1915).

**M**ax Wertheimer (1880-1943), der Hauptbegründer der Gestaltpsychologie [1], führte ab dem Jahre 1910 am Frankfurter Psychologischen Institut bahnbrechende Experimente zur Bewegungswahrnehmung durch. Diese Arbeiten, die sehr bald weltweit bekannt werden sollten, bildeten den Ausgang für viele darauf aufbauende Untersuchungen [2]. Wertheimer, der sich mit dieser Thematik im Jahre 1912 in Frankfurt am Main habilitierte, begann damit seine Hochschullehrerlaufbahn in Frankfurt (1910-1916) und beendete diese hier als Ordinarius für Psychologie (1929-1933). Er emigrierte 1933 in die USA und setzte dort an der *New School for Social Research* (New York) seine der Gestalttheorie weiter verpflichteten Untersuchungen nur noch zum Teil fort.

Die Gestaltpsychologie geht – im Gegensatz zur Elementenpsychologie – von einer ganzheitlichen Betrachtung in der Psychologie aus – *das Ganze ist mehr bzw. anders als die Summe seiner Teile* (Prinzip der „Übersummativität“). Ihre experimentelle Begründung erfolgte durch Wertheimers Frankfurter Untersuchungen, deren Geschichte und epochale Bedeutung für die gesamte Psychologie aber bis heute nur zum Teil bekannt geworden sind. Welche Bedeutung kommt diesen naturwissenschaftlich begründeten Arbeiten aus heutiger Sicht zu? – Ich möchte hier einen kurzen Überblick über Wertheimers Untersuchungen während der beiden Frankfurter Schaffensperioden geben und dabei auch an einige in Vergessenheit ge-



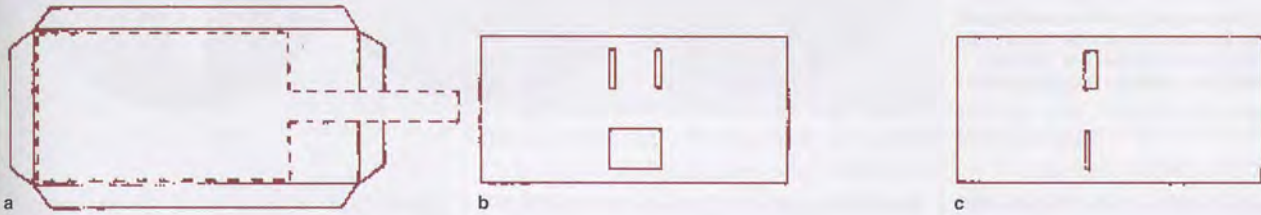
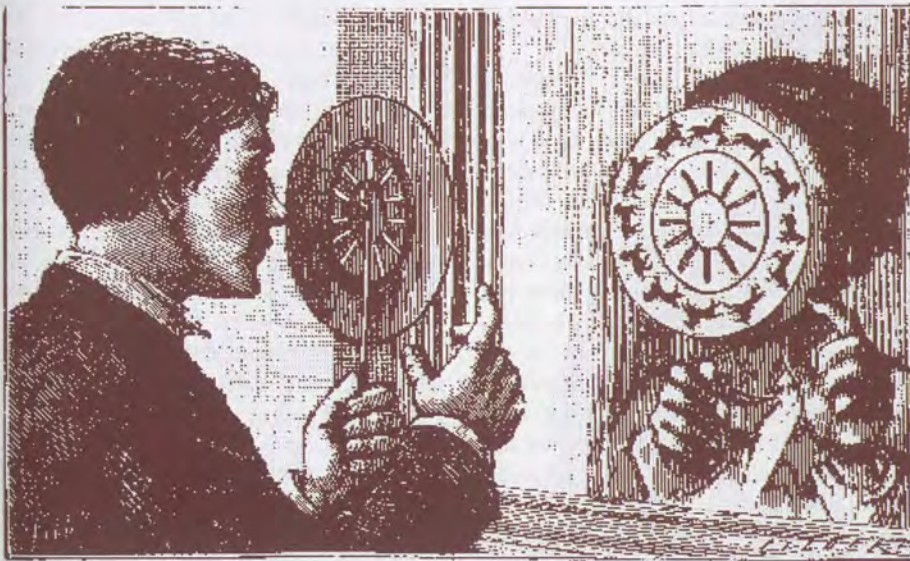


Abb. 1: Die apparative Funktionsweise des Wertheimerschen Schiebers zur Erzeugung des Phi-Phänomens beschreibt R. Pauli (1930) in seinem „Psychologischen Praktikum“, einem Leitfaden für experimentell-psychologische Übungen, folgendermaßen: „Im äußeren Rahmen befinden sich die Öffnungen, die Abbildung 1b zeigt, während

der Schieber mit solchen von Abbildung 1c versehen ist. Wirft man die Bilder der Ausschnitte mittels des Projektionsapparates an eine Wand, so ergibt die Hin- und Herbewegung des Schiebers (Abb. 1a unten) die wirkliche Bewegung einer hellen Linie, während oben nacheinander erst der eine, dann der andere Spalt erhellt wird ... Es ist

festzustellen, ob sich ein Unterschied zwischen wirklicher und scheinbarer Bewegung beobachten läßt; bei unwissentlichem Verfahren (Vertauschung von oben und unten) soll die Vp (Versuchsperson) angeben, welche Bewegung die wirkliche und welche die scheinbare ist.“



Um Bewegungseindrücke künstlich zu erzeugen, verwendete man schon früher Stroboskope, die nach dem gleichen Prinzip funktionieren.

ratene historische Fakten in Max Wertheimers Lebenswerk erinnern [3].

### Wertheimers erste Frankfurter Zeit 1910-1916

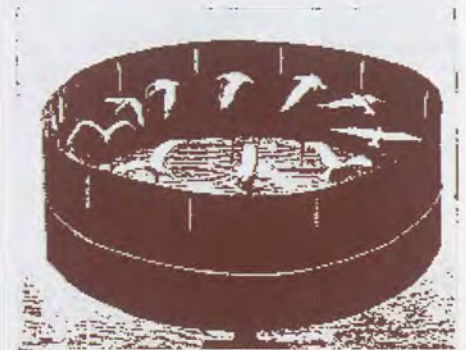
Im Jahre 1910 untersuchte der damals 30 Jahre alte Max Wertheimer das von ihm so bezeichnete „Phi“-Phänomen – eine Scheinbewegung besonderen Typs. Erscheinen jeweils kurz zwei Linien *a* und *b* nacheinander an zwei benachbarten Orten – *a* ist bereits verschwunden, wenn *b* erscheint – so tritt das Phi-Phänomen auf, d.h. eine Scheinbewegung mit subjektiver „Felderfüllung“ (phänomenale

Identität), obschon *a* und *b* objektiv ruhen (s. Abb. 2, S. 122). Zur Erzeugung des Phi-Phänomens konstruierte Wertheimer einen Schieber, dessen apparative Funktionsweise in Abbildung 1 beschrieben ist. Um die für die Versuche erforderlichen zeitlich-räumlichen Reizabfolgen exakt darbieten zu können, benutzte Wertheimer das schon damals berühmte Schumannsche Tachistoskop, für das er spezielle Schieber mit einer großen Zahl verschiedener Schlitzvorrichtungen entwickelte.

Wertheimer fand, daß eine optimale Scheinbewegung erzeugt wurde, wenn das Zeitintervall zwischen Erst- und Zweitreiz eine mittlere Länge von etwa

0,06 Sekunden hatte. Bei noch kleinerem Zeitintervall, d. h. bei etwa 0,03 Sekunden und weniger, wurde *Simultaneität*, umgekehrt bei einem Zeitintervall ab etwa 0,15 Sekunden *Sukzessivität* der Linien *a* und *b* wahrgenommen. – In Wertheimers eigenen Worten stellen sich seine Ergebnisse, denen zufolge Schein- und Realbewegungen voneinander nicht zu unterscheiden sind, so dar: „Das Hauptergebnis war: In den meisten Fällen waren die wirkliche und die (Schein-)Bewegung überhaupt nicht zu unterscheiden; auch nicht für Beobachter, die durch die vielfachen tachistoskopischen Experimente in schärfster Beobachtung ... Monate hindurch geübt waren.“ [2]

Über diesen Hauptbefund hinaus sind die theoretisch wichtigsten Merkmale der Wertheimerschen Publikation vom Jahre 1912 vor allem die folgenden: Wertheimers Grundkonzept der *Gestaltpsycholo-*



Die Abbildung zeigt ein sogenanntes Lebensrad darüber eine Bildertrommel mit plastischen Modellen einer fliegenden Möwe, entstanden 1887.



Max Wertheimer (links), Albert Einstein (Mitte) und Max Born (rechts). Die um 1920 von M. Born angefertigte Fotomontage sollte an ein historisches Datum dieser drei Männer im November 1918 erinnern: Nachdem in der damals politisch unruhigen Zeit der Rektor der Berliner Universität durch radikale Studenten festgesetzt worden war, bewirkte Einstein mit Wertheimer und Born dessen gewaltlose Freilassung.



gie, seine *neurophysiologische* Theorie für (Schein-)Bewegung und die Implikationen der Phi-Phänomen-Forschung für die *klinisch-medizinische* Psychologie. Im folgenden wird auf diese Merkmale jeweils kurz eingegangen.

### Wertheimers Grundkonzept der Gestaltpsychologie

eimer begründete die gestalttheoretische Erklärungsbasis für das Phi-Phänomen mit Hilfe eines schrittweisen Ausschlusses der zu jener Zeit diskutierten Alternativtheorien der Bewegungswahrnehmung. Während man zuvor isolierte Beziehungen zwischen *Reiz* und *Empfindung* postulierte, geht Wertheimers gestalttheoretischer Ansatz vom ganzheitlichen „Phänomen“ (abgekürzt: *Phi*) aus. Die zu untersuchenden Wahrnehmungsvorgänge sind – nach Wertheimer – nicht (additiv) zusammengesetzte sinnesphysiologische Erscheinungen, sondern stellen zentrale Ganzheiten dar, welche die Wahrnehmung des jeweiligen Einzelteils determinieren („von oben nach unten“).

Dieses Grundkonzept der Gestaltpsychologie erläuterte Wertheimer in der Ausgangsarbeit (1912) anhand verschiedener weiterer Beispiele, etwa anhand der Tonabfolge als einer *Klanggestalt*. Im übrigen wurden aber die Gestaltgesetze

dort nur angedeutet, jedoch noch nicht expliziert; dies geschah erst in Folgeuntersuchungen (1911-1914), als Wertheimer seine Gesetze der perzeptiven Organisation von einzelnen Teilen zu zeitlich-räumlichen Gestalten entwickelte. Obwohl eine exakte, mittels psychophysikalischer Nachweismethoden begründete Ausformulierung der gestaltpsychologischen Wahrnehmungsprinzipien bis heute aussteht, kommt diesen dennoch eine große Bedeutung für die systematische Entwicklung der Wahrnehmungs- und Denkpsychologie zu, wie das die inzwischen umfangreiche Fachliteratur zeigt.

Die zeitlich-räumlichen Wahrnehmungsprinzipien waren von Wertheimer vor allem mit dem Ziel entwickelt worden, die *Bewegungs-* und *Geschehenswahrnehmung* (nicht primär die *Raumwahrnehmung*) besser zu verstehen, und sie wurden schon während der ersten Frankfurter Zeit ausgearbeitet, aber erst relativ spät publiziert (1923) – zwei historisch wichtige Sachverhalte, die in den heutigen Lehr- und Geschichtsbüchern der Psychologie irrtümlicherweise nicht berücksichtigt sind. Etwas besser bekannt ist demgegenüber die psychologiegeschichtlich ebenfalls bedeutsame Tatsache, daß sich Wertheimer stets und bereits seit seiner ersten Arbeitsperiode in Frankfurt mit den Fragen der Wahrnehmungsre-

lativität im Human- und Animalexperiment beschäftigt hat („Transposition“ als *Struktur-Wahrnehmung*; Abb. 3).

### Wertheimers „Kurzschlußtheorie“

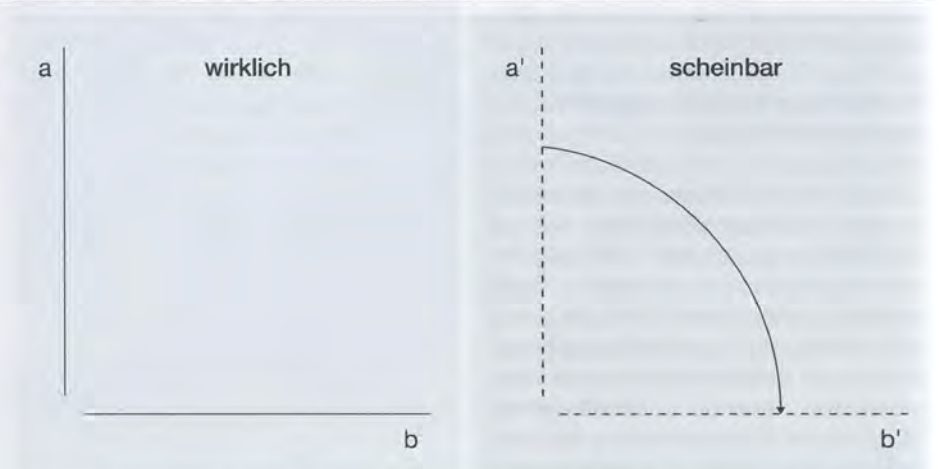
Die phänomenale Stringenz der *Phi*-Bewegung war und blieb der Ausgangspunkt für Wertheimers Annahme, daß damit eine neurophysiologische Prozeßdynamik im Sehzentrum des Gehirns verknüpft sein müsse. Wertheimer war fest davon überzeugt, daß dieser Scheinbewegungstyp nicht sinnesphysiologisch erklärbar sei, sondern auf zentralnervösen Prozessen beruhe.

Wertheimers Kurzschlußtheorie wurde von nicht wenigen seiner Zeitgenossen ein heuristisch großer Wert beigemessen. Besonders W. Köhler (1887-1967) und K. Köffka (1886-1941) haben sich von Anfang an mit dieser Theorie identifiziert und ihrerseits noch innerhalb desselben Jahrzehnts eine Reihe von höchst bedeutsamen Arbeiten zum Zwecke der weiteren Konsolidierung der Wertheimerschen Kurzschlußtheorie veröffentlicht.

### Phi-Phänomen und klinisch-psychologische Forschung

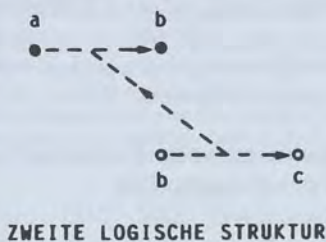
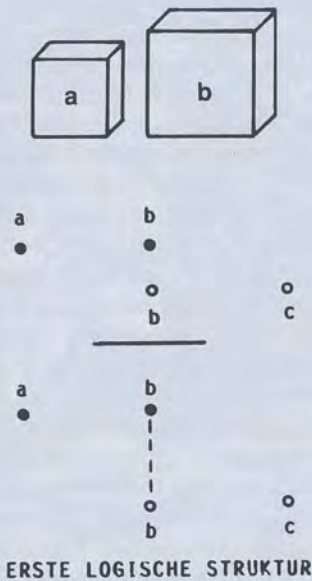
Wertheimer hat von Anfang an – vermutlich im Zusammenhang mit seiner

Abb. 2 (rechts) zeigt ein Schema zur Erläuterung des Wertheimerschen Phi-Phänomens. Es ist eine Scheinbewegung besonderer Art: Werden kurz nacheinander die Linien a und b für einen Moment sichtbar gemacht, meint der Betrachter, eine Drehung von a nach b wahrzunehmen (Kinoeffekt).





I Absolute vs. relationale Reizwahrnehmung



II Größenwahrnehmung des Huhns (Apparat in Frontansicht)

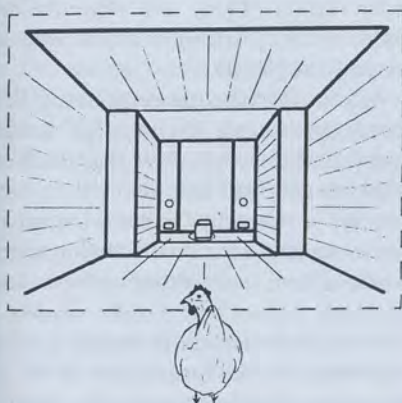


Abb. 3: Max Wertheimers (1959, postum) gestalttheoretische Interpretation von Transposition bei der Unterscheidung von zwei verschieden großen Reizen a und b und ihrer relationalen Übertragung auf b und c im Tier- und Humanversuch. I: Zwei alternative Modelle der Reizwahrnehmung: Das obere Modell („erste logische Struktur“) impliziert absolute Verhaltensreaktionen (Wahl von b), dagegen das gestaltpsychologische Modell unten („zweite logische Struktur“) die Vorhersage von relationalen Reaktionen (Transposition: Wahl von c). II: Vorderansicht eines Reizobjekts (Würfel), der in einem Apparat dargeboten und zur Untersuchung eines relativen gegenüber einem absoluten Wahlverhalten (z.B. von einem Huhn wahrgenommen wird [vgl. Sarris 1995, Anm. 3]).

Kurzschlußtheorie – den konkreten Bezug der *Phi*-Phänomen-Forschung zu psychopathologischen Wahrnehmungsstörungen gesehen.

Dazu heißt es an zentraler Stelle seiner Arbeit von 1912: „Ich erwähne, daß neuerdings ein *pathologischer Fall* (ein Fall von Affektion beider Okzipitallappen) für zentrale Fundierung des Bewegungsehens zu sprechen scheint: In der *Wien. klin. Wochenschr.* 24, S. 518, Nr. 14, 1911, berichtet Dr. Pötzl von der betreffenden Patientin: 'läßt man eine starke Lichtquelle in langsamer oder schnellerer Bewegung auf sie wirken, so scheint sie die *Bewegung des Objekts nicht zu aperzipieren, sie bezeichnet das, was sie sieht, als mehrere Lichter ...*'. [Ich habe mich im Mai 1911 daraufhin an den Verf. Dr. P. gewendet und hatte Gelegenheit, die Patientin sowohl mit verschiedentlicher wirklicher Bewegung als auch mit

Schieberexperimenten im Laufe des Sommers 1911 wiederholt zu prüfen ...]“ [2]. Offensichtlich sind mit dem hier Zitierten schwere psychopathogene Störungen in der Gestaltwahrnehmung gemeint (psychopathologischer Zerfall von Bewegungsgestalten). – Das Lehrveranstaltungsverzeichnis von Wertheimers erster Frankfurter Schaffensperiode (1912-1916) unterstreicht ebenfalls dessen besonderes Interesse an einer integrativen Erforschung von Allgemeiner und Klinischer Psychologie.

Wertheimer setzte die Untersuchungen seiner ersten Frankfurter Arbeitsperiode an der Berliner (Humboldt-)Universität (1916-1929) zusammen mit seinem Wegbegleiter W. Köhler fort, bevor er schließlich im Jahre 1929 an die hiesige Goethe-Universität berufen wurde. Aufgrund der Zusammenarbeit mit Köhler in Berlin entstand übrigens die geschicht-



Professor Dr. Viktor Sarris (60), hier beim Vortrag während des Wissenschaftlichen Festivals „Durchgeistete Natur – Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie“ der Goethe-Universität am 8. Mai 1999, hat seit 1973 den Max Wertheimer-Lehrstuhl am Frankfurter Institut für Psychologie inne. Von 1959 bis 1965 studierte er Psychologie an den Universitäten Hamburg und Freiburg. Nach der Promotion 1966 in Hamburg arbeitete er bis zu seiner Habilitation 1970 am Institut für Psychologie in Düsseldorf als Forschungsassistent der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Ein Jahr lang folgten Lehrstuhlvertretungen in Tübingen und an der FU Berlin, bevor er als Professor das neue Institut für Psychologie der Universität Düsseldorf aufbauen half. Während sei-

ner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Goethe-Universität war er von 1976 bis 1977 Gastprofessor in Honolulu, Hawaii, und in Los Angeles und 1981 DFG-Forschungsprofessor. 1993 wurde Sarris als Gründungsprofessor für das Fach Psychologie an die Universität Greifswald berufen. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind die vergleichende Psychophysik und Wahrnehmungspsychologie sowie die quantitative Methodologie in der Psychologie; besonders interessieren ihn dabei experimentelle und theoretische Fragen der Wahrnehmungs- und Urteilsrelativität bei Mensch und Tier, zu denen er zahlreiche deutsch- und englischsprachige Bücher und Zeitschriftenaufsätze veröffentlichte. Seit 1994 leitet Sarris die Max Wertheimer-Vorlesungen an der Goethe-Universität.



lich irreführende Bezeichnung „Berliner Schule“ der Gestaltpsychologie.

### Wertheimers zweite Frankfurter Zeit 1929-1933

Der Ruf auf die Frankfurter Professur hatte lange auf sich warten lassen, obschon sich andere renommierte Wissenschaftler wie A. Einstein oder W. Köhler mehrfach für Wertheimer verwendet hatten. Aber angesichts der extremen Verhältnisse damals in Deutschland – Max Wertheimer war Jude aus angesehenen Prager Familie – verlief seine Wissenschaftskarriere wesentlich langsamer, als normalerweise anzunehmen gewesen wäre. Erst seit kurzem gibt es dafür nähere Hinweise [4].

Selbst unter Psychologen ist allgemein unbekannt geblieben, daß Wertheimer die Untersuchungen zur Bewegungswahrnehmung in seiner zweiten Frankfurter Schaffensperiode *fortsetzte* und durch seine Doktoranden sogar zum Teil noch hat publizieren können. Nicht einmal Wertheimers, Köhlers und Koffkas spätere Schülergenerationen, in Deutschland sowie im Ausland, haben diese historische Tatsache hinreichend bekannt gemacht. Überhaupt ist Wertheimers zweite Frankfurter Arbeitszeit – im Gegensatz

zur ersten Schaffensperiode (1910-1916) – bis heute nicht befriedigend dokumentiert. Im folgenden wird nur auf einiges wenige des dokumentarisch Erhaltenen aus dieser Zeit Bezug genommen.

### Wertheimers wissenschaftliche Forschungssituation

Neben den oben nur angedeuteten negativen politisch-kulturellen Voraussetzungen für Wertheimers eigene Weiterarbeit an der Frankfurter Universität der dreißiger Jahre, von denen abzusehen nur in beschränktem Maße sinnvoll bzw. möglich ist, sind noch die besonderen in Deutschland damals anzutreffenden Forschungsverhältnisse in der Psychologie zu berücksichtigen. Erst dann läßt sich Wertheimers *wissenschaftliche* Frankfurter Arbeitssituation um 1930 besser beurteilen. In der damaligen (Wahrnehmungs-)Psychologie waren vor allem die nachfolgenden drei allgemeinen Wissenschaftstendenzen von Bedeutung:

– Experimentelle Untersuchungen zu Wertheimers Phi-Phänomen waren in den dreißiger Jahren – nicht nur im Wertheimerschen und Schumannschen Labor – noch von großem aktuellem Interesse.

– Die persönliche Rolle und Integrität eines Probanden („Versuchsperson“) im psychologischen Experiment hatte weiterhin einen hohen Stellenwert, im Sinne der damals hauptsächlich verbreiteten experimentellen Phänomenanalyse, die durch die Arbeiten z.B. von F. Schumann charakterisiert ist, Max Wertheimers Lehrer und Vorgänger in Frankfurt. Man vergleiche dazu das ausführliche Versuchsprotokoll, das zu Wertheimers zweiter Frankfurter Zeit Schumann (1931) als Versuchsleiter für eines seiner weiterführenden Phi-Phänomenexperimente erstellte und veröffentlichte [5] („Prof. Wertheimer als Vp. ...“ in F. Schumanns Labor; [3]).

– Die vornehmlich qualitativ orientierte experimentelle Phänomenanalyse galt damals als eine für die meisten Psychologen hinreichende Methode für *gutes* psychologisches Experimentieren. Vor allem in Nordamerika war dagegen die psychologische Grundlagenforschung seit etwa Mitte der 20er Jahre sehr viel stärker naturwissenschaftlich ausgebaut [vgl. Bruner & Allport, 1940; Anm. 3].

### Wertheimers weitere Arbeiten und Forschungspläne

Von Wertheimers weiteren Forschungsarbeiten während der zweiten Frankfurter Zeit sind vor allem die Untersuchungen zusammen mit seinem Habilitanden Metzger (1934) sowie den Doktoranden Krolík (1935) und Oppenheimer (1935) zur Bewegungswahrnehmung zu nennen [6] (Abb. 4).

Welche Forschungsperspektiven mag Wertheimer damals in Frankfurt gehabt haben? „...Wertheimer (1923) [7] betonte die Notwendigkeit, den Bereich, in welchem jedes (Gestalt-)Gesetz wirksam ist zu untersuchen, so z.B. die Bedingungen zu bestimmen, unter denen dessen Auswirkungen *kleiner* oder *größer* werden .. Er verwendete viel Mühe darauf, die Gestaltgesetze in *mathematischer* Form zu beschreiben. Das mag einer der Gründe dafür gewesen sein, daß er in seiner Berliner Zeit nicht viel veröffentlicht hat .. *Erst später in Frankfurt (1929-1932) unternahm er schließlich Anstrengungen, mit der Mathematischen Fakultät [8] der Universität zusammenzuarbeiten.*“ (Hervorhebung V.S.). – Damit im Zusammenhang stellten sich für Wertheimer vermutlich auch die nachfolgenden, für ihn noch unzureichend gelösten Fragen:

– Experimentell-apparativ genauere Prüfung von sog. „Zwischenstadien“ des Phi-Phänomens: Bereits Werthei-

## Max Wertheimer 1880-1943

- 1898-1903 Universitätsstudium in Prag (1898-1900), u.a. bei v. Ehrenfels, und in Berlin (1900-1903) bei C. Stumpf und F. Schumann.
- 1904-1905 Promotion bei O. Külpe in Würzburg (*Experimentelle Untersuchungen zur Tatbestandsdiagnostik*, 1905).
- 1910 Freier Mitarbeiter am Psychologischen Institut in Frankfurt am Main; Beginn der Experimente über stroboskopische Bewegung. (F. Schumann war 1910 als Nachfolger von K. Marbe an das Frankfurter Institut gekommen, W. Köhler und K. Koffka waren seine Assistenten.)
- 1912 Erste bahnbrechende Veröffentlichung (Phi-Phänomen): „*Experimentelle Untersuchungen über das Sehen von Bewegung*“.
- 1912-1916 Habilitation (1912) und Privatdozent in Frankfurt am Main.
- 1918-1929 Dozent (1918) und außerordentlicher Professor (1922) in Berlin.
- 1921 Gründung der Zeitschrift *Psychologische Forschung* zusammen mit W. Köhler, K. Koffka, K. Goldstein und H. W. Gruhle (wichtigstes Publikationsorgan der Gestaltpsychologie bis 1938).
- 1929-1933 Lehrstuhl für Philosophie, insbesondere Psychologie am Psychologischen Institut der Goethe-Universität als Nachfolger von F. Schumann.
- 1933 Berufsverbot; als Emigrant Aufnahme an der New School for Social Research in New York City.
- 1934-1943 Mitherausgeber der Zeitschrift *Social Research* (1934-1941); Mitglied des „Committee for Displaced Foreign Psychologists“ der American Psychological Association (APA).
- 1943 Gestorben in den USA (New Rochelle, N.Y.).
- 1945-1959 Postume Veröffentlichungen: *Productive Thinking* [1945; Anwendung der Gestalttheorie auf problemlösendes Denken]; *On Discrimination Experiments* [1959; vgl. Abb. 3, S. 123].





Abb. 4: Beispiel für ein von Max Wertheimer während dessen zweiter Frankfurter Arbeitsperiode untersuchtes Forschungsthema zur Bewegungswahrnehmung: Experimentelle Demonstration der Grenzen der Erfahrungswirkung zugunsten eines besonderen räumlich-zeitlichen Bezugssystemeffekts [Krolik, 1935]. Im Versuch sieht man das (objektiv) ruhende Haus sich bewegen, obschon in Wirklichkeit die erfahrungsgemäß beweglichen Objekte (Schiff, Boot) verschoben werden [aus: Sarris, 1988].

mers (1912) frühe Bewegungswahrnehmungsstudien hatten erkennen lassen, daß es außer dem sogenannten reinen (optimalen) Phi-Phänomen auch noch phänomenologisch charakteristische „Zwischenstadien“ gibt.

- Vergleichende apparativ-phänomenanalytische Erprobung weiterer Phi-Phänomen-Versuchsanordnungen: Dieses Forschungsdesideratum, das inhaltlich eng mit der zuvor genannten Thematik verknüpft ist, bezieht sich vor allem auf den Bau und die Erprobung weiterer apparativer Varianten zur näheren Untersuchung der zahlreichen Einflußfaktoren des Phi-Phänomens.

- Experimentell systematische Prüfung der Gestaltfaktoren (Gestaltgesetze) in der Bewegungswahrnehmung: Wie sich schon in dem obigen Zitat andeutet, mußte für Wertheimer der seit der Ausgangsarbeit (1912) anstehende mehrfaktorielle Nachweis des jeweiligen Geltungsbereichs der einzelnen *Gestaltfaktoren* in der Bewegungswahrnehmung von zentralem Interesse sein.

Zu Wertheimers institutionellen Arbeitsvoraussetzungen schreibt Mitchell G. Ash (1984): „Zu diesem Zeitpunkt wurde der Institutsetat um 40 Prozent erhöht und außerdem ein entsprechender Zuschuß für

neue Bücher und Geräte bewilligt (Berufsvereinbarung zwischen Max Wertheimer und dem Preussischen Wissenschafts- und Erziehungsministerium vom 20. März 1929). Auf dieser Basis einer verbesserten materiellen und personellen Ausstattung wurde das Institut bald ein produktives Forschungszentrum, das Wissenschaftler und Studenten aus aller Welt aufsuchten.“

Ein Verzeichnis von Wertheimers Frankfurter Lehrveranstaltungen (1929-1933) findet sich an anderer Stelle [3].

### Wertheimers Emigrantenzeit 1933-1943

Die epochale Bedeutung von Max Wertheimers Frankfurter Arbeiten wird – gewissermaßen kontrapunktisch – auch durch die weiteren Untersuchungen erhellt, die in der späteren Emigrantenzzeit entstanden (s. Zeittafel, S. 124). Mangels eigener apparativer und sonstiger sachlicher sowie personeller Untersuchungsmöglichkeiten – die New Yorker New School verfügte damals nicht über geeignete Forschungsmittel – hat Wertheimer während seiner Exilzeit in den USA keine einzige experimentelle Arbeit mehr veröffentlicht. Umso mehr widmete er sich dafür seinen später ebenfalls berühmt gewordenen denkpsychologischen

Studien [vgl. Wertheimer 1945; s. Zeittafel S. 124].

In letzterem Zusammenhang wird an die jahrzehntelang währende Wertheimer-Einsteinsche Freundschaft (seit etwa 1916) erinnert, die für Wertheimers Lebenswerk von erheblichem Einfluß gewesen ist (Abb. ). Es ist allerdings bis heute unbekannt geblieben, ob Wertheimer und Einstein je über die Frankfurter Phi-Phänomenstudien und deren gestalttheoretische Implikationen für zeitlich-räumliche Untersuchungsmöglichkeiten in der Psychologie und Physik diskutiert haben. Max Wertheimer, der im übrigen die wichtigsten natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse der damaligen Zeit für die Psychologie nutzbar zu machen suchte, hat interessanterweise stets die Bedeutung der Psychoanalyse als einer Wissenschaft negiert. Auch hiervon wissen wir mit einiger Sicherheit erst seit den achtziger Jahren [8].

Auch wenn Wertheimer in seiner Nachfrankfurter Arbeitsperiode eigene experimentelle Untersuchungen nicht mehr vorgelegt hat, spiegeln doch die in den USA abgehaltenen Lehrveranstaltungen sein fortgesetztes Interesse an der Bewegungswahrnehmungsforschung wider. Beispielsweise erinnert sich Wertheimer ein Vierteljahrhundert nach seinen bahnbrechenden Arbeiten über das Phi-Phänomen zurück und bemerkt in einem seiner Wahrnehmungsseminare an der New School, daß er sich seinerzeit lieber mit dem strengen experimentalphysikalischen Untersuchungsansatz anstatt mit dem „realen Leben“ beschäftigt habe, da letzteres nämlich so viel weniger klar und eindeutig zu untersuchen sei – d.h. die experimentelle Methodologie wurde gewählt, „weil wir damit die beste wissenschaftliche Methode an die Hand bekamen“.

Die heute stark psychophysikalisch und neurobiologisch orientierte experimentelle Bewegungswahrnehmungsforschung schöpft noch immer aus Max Wertheimers im Jahre 1912 veröffentlichten Quellschrift der Gestaltpsychologie [9]. Das nachfolgende Zitat, das dem Epilog einer wichtigen Forschungsmonographie [10] zur Wahrnehmungspsychologie entnommen ist, exemplifiziert die Bedeutung der nunmehr vor rund neunzig Jahren erschienenen Schrift Wertheimers für die konkrete experimentelle Arbeit von heute und morgen: „Die Lektüre des Gestaltpsychologen Wertheimer (1912) und seiner umfassenden Studien zur stroboskopischen Bewegung ..., besonders des Phi-Phänomens ... brachten mich auf die Vermutung, daß da eine Form von Meta-contrast-Maskierung beteiligt sein könn-



te, eine Sache, die ... nachfolgende Untersuchungen (bestätigten) ... So lernte ich durch den geschichtlichen Zugang unsere Dankesschuld gegenüber den geistigen Vorfahren schätzen. Wir lernen (durch sie) Bescheidenheit, aber auch den Optimismus, daß auch wir uns wie unsere Vorfahren über die Wohltaten kreativer Forschung und Entdeckungen freuen können.“ [Vgl. auch Mich. Wertheimer, 1984; Sarris 1989; 11, 12].

### Zu den Nachrufen für Max Wertheimer (1943-1946)

Die Nachrufe von einigen bedeutenden Wegbegleitern Wertheimers stellen wichtige Dokumente zum besseren Verständnis von dessen gesamtem – reichem – Lebenswerk dar [vgl. Johnson, 1943; Köhler, 1944; Newman, 1944; Riezler, 1944; Asch, 1946]. Die Lektüre dieser Nachrufe, die recht unterschiedliche Akzente im Hinblick auf die Bedeutung von Wertheimers einzelnen Arbeiten setzen, vermittelt in Verbindung mit den Originalschriften ein angemesseneres Bild, als dies das Studium einer jeden anderen Sekundärschrift vermag. Aus heutiger Sicht verwundert es, daß ein Nachruf oder etwas Ähnliches damals für Max Wertheimer in keiner einzigen deutschsprachigen Zeitschrift erfolgte, auch nicht in den späteren fünfziger oder sechziger Jahren [vgl. Sarris, 1997 a, b, 1999; Anm. 13].

Knapp ein Jahr nach Wertheimers Wechsel von Frankfurt nach New York er-

schien dessen erste in englischer Sprache verfaßte Abhandlung, eine erkenntniskritische Betrachtung über die *Wahrheit*, mit deren Erwähnung dieser Überblick über Wertheimers Arbeiten zur Bewegungswahrnehmungsforschung in Frankfurt beschlossen wird:

„*Wissenschaft ist im Willen zur Wahrheit verwurzelt. Mit dem Willen zur Wahrheit steht und fällt sie. Man setze ihr Niveau auch nur um wenig herab, und die Wissenschaft wird erkranken bis ins Mark. Nicht nur die Wissenschaft, auch der Mensch selbst. Der Wille zur Wahrheit, zur reinen und unverfälschten, gehört zu den wesentlichen Bedingungen seiner Existenz; läßt er sich in bezug auf deren Niveau auf Kompromisse ein, so gerät er leicht zur tragischen Karikatur seiner selbst.*“ [14]



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 1/1987

### Anmerkungen

1 Zum Gedenken an den 75. Jahrestag von Max Wertheimers experimentellen Untersuchungen (1912) über das Sehen von Scheinbewegungen (Phi-Phänomen) [2]. Kurzfassung einer dreiteiligen Abhandlung über Wertheimers Frankfurter Arbeiten zur Bewegungswahrnehmung [3] – angeregt durch den Präsidenten der Goethe-Universität.

2 Wertheimer, M., Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung. *Zeitschrift für Psychologie*, 1912, 61, 161-265.

3 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung: Sarris, V., Max Wertheimer in Frankfurt – über Beginn und Aufbau der Gestaltpsychologie (I – III). *Zeitschrift für Psychologie*, 1987a, b, 1988. Neudruck in: Sarris,

V.: Max Wertheimer in Frankfurt: Beginn und Aufbau der Gestaltpsychologie. Pabst: Lengerich, 1995.

4 Der hieran interessierte Leser konsultiere dazu das einschlägige Schrifttum, das in der in Anmerkung 3 genannten Arbeit zitiert ist; zur damaligen, politisch-kulturellen Situation an der Goethe-Universität vgl. Ash, 1984; Stuchlik, 1984; Luchins & Luchins, 1986a, b; Shmueli, 1986; zur allgemeinen Situation vgl. Cosser, 1984; Graumann, 1985; Wippermann, 1986 – aber auch dort bleiben viele wichtige Fragen noch offen.

5 „Prof. Wertheimer als Vp. (Versuchsperson) ...“ in F. Schumanns Labor; s. Sarris, 1988 (s. Anm. 3).

6 Nach Newman, E. B., Max Wertheimer: 1880-1943. *American Journal of Psychology*, 1944, 57, 428-435.

7 Wertheimer, M.: Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. II. *Psychologische Forschung*, 1923, 4, 301-350.

8 Luchins, A. S. & Luchins, E. H.: Wertheimer in Frankfurt: 1929-1933. *Gestalt Theory*, 1986, 8, 204-224.

9 Vgl. z.B. Rock, I.: *Wahrnehmung: Vom visuellen Reiz zum Sehen und Erkennen*. Heidelberg, 1985.

10 Goldberg, E.B.: *Wahrnehmungspsychologie: Eine Einführung*. Spektrum Akademischer Verlag: Heidelberg, 1997.

11 Sarris, V. (Ed.): Max Wertheimer Memorial Issue. *Psychological Research*, 1989, 51, 43-85.

12 Wertheimer, Mich.: The experimental method in nineteenth and twentieth-century psychology. In V. Sarris & A. Parducci (Eds.), *Perspectives in psychological experimentation: Toward the year 2000*. Hillsdale, N. J.: Erlbaum, 1984. (In deutscher Übersetzung: Weinheim, Beltz, 1986.)

13 Sarris, V.: Reflexionen über den Gestaltpsychologen Max Wertheimer und sein Werk: Vergessenes und wieder Erinnerung. In M. Hassler & J. Wertheimer (Hrsg.), *Der Exodus aus Nazi-Deutschland und die Folgen: Jüdische Wissenschaftler im Exil*. Attempto: Tübingen, 1997 (a). – Sarris, V.: Gestalt psychology at Frankfurt University. In W.G. Bringmann et al. (Eds.), *A pictorial history of psychology. Quintessenz: Chicago, III.*, 1997 (b). – Sarris, V.: *Der Gestaltpsychologe Max Wertheimer in Frankfurt und New York*. *Psychologische Beiträge*, 1999, 41, 57-73; vgl. auch in G. Böhme (Hrsg.), *Die Frankfurter Gelehrtenrepublik*. Schulz-Kirchner, Idstein, 1999.

14 Wertheimer, Max: On truth, *Social Research*, 1934, 1, S. 135.



# Bürger und Unternehmen

schufen in Frankfurt am Main

die erste deutsche Stiftungsuniversität.

Bürger und Unternehmen

sind seit **1914** der Universität

verbunden. Fördern Sie Forschungsprojekte,

Nachwuchswissenschaftler und die

Verbindung der **Universität**

zu Stadt und Region.

Werden Sie **Mitglied** in der

Vereinigung von **Freunden** und Förderern

der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Frankfurt am Main e.V.

Über das Angebot für die  
Freunde und Förderer informiert Sie  
Sylvie von Ziegeler  
Telefon 069/798-23935  
Fax 069/798-28064  
eMail [freunde@vff.uni-frankfurt.de](mailto:freunde@vff.uni-frankfurt.de)





Auf dem Niger und Benue – eine afrikanische Stromfahrt (1910): Die meisterhaften Aquarelle von Carl Arriens dokumentieren nicht nur Lebensverhältnisse und Kulturobjekte, er gewährte auch Einblicke in die Art des Reisens: Der Forscher Frobenius in der Mitte seiner Helfer – etwas erhöht sitzend. In seinem Buch „Mosaik des Völkerlebens“ schreibt Arriens: „Abends teilt man sich nach Möglichkeit in den kargen Platz. Einer läßt neben dem anderen sein Feldbett mit Moskitonetz aufschlagen, gelegentlich nächtigt man auch auf dem Deck seitlich angebundenes und so mitgeschleppten kleineren Fahrzeuge oder gar auf Sandbänken. Dort lagert es sich gar lustig, wenn ringsumher die Kochfeuer aufflammen und fern in der Steppe die Löwen brüllen; die Passagiere bilden schnell eine Familie.“

Frobenius' Schuhe nach einer strapaziösen Expedition: Insignien eines leidenschaftlichen Reisenden, der etwas Draufgängerisches, Uner-schrockenes an sich hatte. Wenn Frobenius zu seiner Reiselust befragt wurde, dann gab er zur Antwort: Er wolle die „Beziehungen mit dem Leben nicht abreißen lassen“.



„...mit Frobenius über seine häufigen Besuche in Doorn, bei Wilhelm II. Die Mischung aus Schnoddrigkeit, Abenteuerlichkeit und Genialität, die er darstellt, ist sehr merkwürdig. Ich kann gut verstehen, daß er und der Kaiser einander mögen. Der Kaiser hängt sehr an ihm, sie unterhalten sich prachtvoll, und wenn der Geheimrat weg ist, fällt jener förmlich zusammen, langweilt sich, schreibt ihm Briefe, unterzeichnet 'Ihr Schüler Wilhelm'.“

Thomas Mann

„Mit den Veröffentlichungen von Frobenius (Reihe 'Atlantis') tut sich für uns das riesige Afrika auf, und es ist keine Kleinigkeit und Spielerei, was da herauskommt. Eine neue Literatur, ein neues Stück Menschentum ist uns erschlossen, eine Quelle von ungeheurer Frische und Urkraft. Es sind Elefanten, 'Affen und Giraffen', Urwald und Wüste, es ist ein strotzender Schöpfungstraum von ergreifender Fülle und Zeugungskraft, an Geist um nichts ärmer, als was europäische Primitive je geschaffen haben, an Glut und praller Bildlichkeit unseren Märchen überlegen. Die Arche des Noah geht auf, und wer unserer müden, klugen, verlegenen und bis ins Sinnlose ausgekräuselten Dichtung müde ist, dem steigt hier eine neue, reichere Küste empor.“

Hermann Hess



# Zuhause in Frankfurt und Afrika

## Über den berühmten Forscher und Reisenden Leo Frobenius und die Gründung des „Afrika-Archivs“

von Hans-Jürgen Heinrichs



Mawudzi, der Oberhäuptling der Barozwi, erzählt, und Frobenius notiert: Keine Expedition verging, ohne daß Leo Viktor Frobenius – wie hier in Rhodesien – Märchen, Sagen und Geschichten aus vergangenen Zeiten auf der Spur war. Zurück in Frankfurt, schrieb er die Geschichten nieder, deutete sie und veröffentlichte all dies in einer Vielzahl von Büchern. Diese umfassen die Sammlung der „oral history“, dokumentiert in seiner zwölfbändigen Atlantis-Reihe, fasziniert die Ethnologen noch heute.

Ab 1926 quollen die Frankfurter Zeitungen jeweils über, wenn Geheimrat Frobenius zu Afrika-Expeditionen aufbrach, zurückerwartet wurde oder gar wieder persönlich ankam. Honoratioren wurden zu solchen Ereignissen eingeladen – wie der Rektor, Magistratsangehörige, Bankiers – und die Einfahrt der vom Wüstenstaub rotsandigen Autos und ihrer Insassen bejubelt. Es machte Frobenius dabei nichts aus, daß er selbst dann an einem solchen Spektakel teilnahm, wenn er gar nicht an der Expedition beteiligt gewesen war. Um das Ganze möglichst 'echt' wirken zu lassen, wurden Autos und Insassen – Frobenius mit Tropenhelm, wie sich versteht – zuvor im Stadtwald mit Wüstenand eingestaubt.“ So beschreibt der an der Goethe-

Universität lehrende Geschichtswissenschaftler Notker Hammerstein die theatralische Begabung des Abenteurers und Afrikaforschers Leo Frobenius.

Zeitweilig war er so populär, daß man gar eine Zigarre nach ihm benannte, von „dem Frankfurter“ und vom „Afrika-Frobenius“ sprach. Einmal, so berichtet ein früherer Mitarbeiter des „Instituts für Kulturmorphologie“, sei Frobenius in Frankfurt im Sarrasani-Zirkus aufgetreten. Auf einem Pferd sei er hereingeritten, in Begleitung seines Schülers und späteren Nachfolgers Adolf E. Jensen und mehreren „Negern“, mit kaiserlichem Signal und einen Text singend, der so begann: „Mein Geld ist weg ...“ Ein ander Mal, 1927, bei einem Fest in Frankfurt, dem „großen Sommer der Musik“, habe

er eine afrikanische Gruppe entdeckt, sei sofort auf sie zugegangen und habe sie in einer afrikanischen Sprache angesprochen. Alle seien völlig begeistert über diese unerwartete Geste gewesen. In beiden Fällen hatte man in Frobenius einen Ausbund an Vitalität und Spontaneität bewundern können. Und der Altphilologe Karl Reinhardt berichtet: „.... in Frankfurt war er Veranstalter afrikanischer Maskenfeste unter echt erschrecktem Gebrüll der Löwen und Tiger im Zoologischen Garten.“

### An dem Gelehrten und Autodidakten scheiden sich die wissenschaftlichen Geister

Am 29. Juni 1873 als Sohn eines preussischen Offiziers in Berlin geboren, interessiert er sich schon früh für die Objekte in völkerkundlichen Museen, stößt sich aber an deren musealer Erstarrung und hat keinen größeren Wunsch, als selbst zu reisen, sich mit der Lebendigkeit der außereuropäischen Kulturen zu konfrontieren. Gleichzeitig stürzt er sich, ohne Abitur, in die Welt der Gelehrten und Forscher, entwirft eine unorthodoxe Dissertation über afrikanische Geheimbünde (die abgelehnt wird), veröffentlicht 1898 – vor 102 Jahren – sein erstes großes wissenschaftliches Werk über den Ursprung der afrikanischen Kulturen und gründet in Berlin sein international renommiertes „Afrika-Archiv“, das später nach München und schließlich nach Frankfurt übersiedelt und in „Institut für Kulturmorphologie“ umbenannt wird; seit 1946 trägt es seinen Namen.

Das „Frobenius-Institut“ (das weltweit für seine Felsbilder-Sammlungen und seine völkerkundliche Bibliothek berühmt ist) war ursprünglich mit dem Städ-



tischen Museum für Völkerkunde verbunden. 1967/68 wurde diese Einheit aufgelöst; die Objektsammlungen wurden dem Museum zugeordnet, die Archive verblieben im Institut. Frobenius, 1932 zum Honorarprofessor und 1934 zum Direktor des Völkerkundemuseums ernannt, starb am 9. August 1938 möglicherweise an den Folgen einer früheren Blutvergiftung (bei einer seiner Expeditionen in Westafrika hatte ihn ein Giftpfeil im Bein getroffen). Hinterlassen hat er ein riesiges Werk zu der von ihm begründeten Kulturmorphologie und zur Erforschung Afrikas. Lebendig geblieben sind die Konturen eines Mannes, der eine ungewöhnliche Begabung besaß, seine Mitarbeiter und Zuhörer für seine Sache zu gewinnen, die fremde Welt in emotionale Nähe zu rücken, das Außereuropäische mit dem Europäischen so miteinander zu verknüp-



**Frobenius beim Ritt auf einem indischen Elefanten (vermutlich in Frankfurt oder München): Daß er ein großer Selbstinszenator, ein oft exaltiert, mit theatralischen Gebärden operierender Alleinunterhalter war, haben ihm diejenigen, die von der Bedeutung seiner Entdeckungen überzeugt waren, stets verziehen.**



fen, daß sich alle Vorurteile von einer fremden, toten oder unzivilisierten Welt im Fluge auflösten, einer vorbehaltlosen Neugierde und einem regen Forschungsinteresse Platz machten.

Eine solche Begabung, auch der Selbstdarstellung, spaltete sein wissenschaftliches Publikum von Anfang an in zwei Lager: die einen lehnten ihn mit aller Entschiedenheit ab, ja bekämpften ihn leidenschaftlich, die anderen waren ihm für seine reichen Anregungen dankbar, griffen seine Lehre von der Seele und dem Schicksal der Kulturen (Paideuma) dankbar auf und unterstützten ihn ebenso leidenschaftlich. Einmal sprach man davon, Frobenius bestehe „zu 25 Prozent aus Genialität, zu 50 Prozent aus Wissenschaft, zu 25 Prozent aus Reklame.“

In seiner autobiographischen Skizze *Ausfahrt*, in der Frobenius von sich selbst in der dritten Person spricht, notiert er: „Der junge Leo Frobenius, geboren im Jahre 1873 als Sohn eines festungsbauenden Soldaten, wurde erzogen zum Wande-



**Porträt eines Hausa in Nigeria – Carl Arriens, der Frobenius 1910 auf der Vierten Deutschen Innerafrikanischen Forschungs Expedition über Nigeria nach Nordkamerun begleitete, fertigte eine Vielzahl solcher Porträtstudien an. Die meisten solcher Farbstudien, die die noch sehr in den Kinderschuhen steckende Fotografie unterstützen sollten, wurden während der Expeditionen mit Tusche- und Tintenzeichnungen entworfen und erst nach der Rückkehr aus Afrika in Deutschland vollendet.**

„Ihr Schüler Wilhelm“ – unterzeichnete Kaiser Wilhelm II. (links) seine Briefe an Frobenius. Er war ein großer Verehrer von Frobenius, lud den Afrikaforscher gelegentlich zu sich in das Haus Doorn ein. Er verlieh ihm den Titel „Geheimrat“. Frobenius wußte diese Beziehung geschickt für seine Vorhaben zu nutzen.

rer. Als Kind verbrachte er nur einmal vier, sonst immer nur ein bis zwei Jahre an einem Orte, – wuchs also nirgends wurzelhaft fest. Des Vaters Beruf zwang zum ständigen Wechsel. Dennoch gewann das Kind einen Haftpunkt seiner Vorstellungen.“

Wilhelm II., der ihm für seine Verdienste um die Erforschung Afrikas den Titel „Geheimrat“ verlieh, pries seinen „hohen sittlichen Mut“, und in einem 1923 erschienenen Porträt ist von einem „Gelehrten, einem Professor gewiß, aber ein wenig von der ‚wilden‘ Art“ die Rede. In Wahrheit hatte Frobenius den Titel „Geheimrat“ nur für eine Expedition in die Türkei im Rahmen seiner Agententätigkeit erhalten.

**„Nur noch das eine Lebensziel: Afrika auf meine Weise zu erforschen“**

„...ein mittelgroßer, sehniger Mann mit energischen und doch nicht strengen Zügen“, so stellt sich Frobenius dem Besucher dar, der ihn im März 1934 im Auftrag der Frankfurter Illustrierten befragt. „Sind Sie Berliner, Herr Geheimrat?“ – „Ich stamme direkt aus dem Zoo in Frankfurt. Mein Großvater, Dr. Heinrich Bodinus, hat nämlich den Frankfurter Zoologischen Garten eingerichtet. Er hat auch den Kölner und den Amsterdamer ins Leben gerufen. Im Frankfurter Zoo habe ich als kleiner Junge die erste Sehnsucht nach Afrika empfunden. Denn mein



Großvater hatte einmal für die Schau Nubier geworben. Ich sage Ihnen, dieser Duft von Hammelfett, brennendem Holz und fremden Leibern erfüllte mich mit einem gewaltigen Verlangen nach dem Lande, aus dem alles stammte. Kam noch hinzu, daß ich als Junge sozusagen auf dem Schoß des berühmten Gustav Nachtigal groß geworden bin, der Togo und Kamerun unter deutschen Schutz gestellt hat. Selbstverständlich verschaffte ich mir nach und nach die Werke der großen deutschen und englischen Afrikaforscher. Ihre Bücher wurden meine Jugendlektüre. Sie

bestimmten meinen inneren Werdegang: Peters, Wissmann, Livingstone, Stanley, sie alle ließen den Wunschtraum Afrika in brennenden Farben aufglühen. Ich kannte bald nur noch das eine Lebensziel: dieses Land auf meine Weise zu erforschen!“

Frobenius hat als Reisender etwas Draufgängerisches, Unerschrockenes an sich. Das Begehren, die wunschbesetzte und triebhafte Beziehung des Produzenten zum eigenen Werk und des Reisenden zu seinem mythisch verklärten Objekt tritt uns hier geradezu unverhüllt entgegen. Die Besessenheit, mit der er reiste,

schrieb und seine überdimensionalen Projekte durchboxte, prägte ihn auch noch, als er, am Ziel angekommen, Honorarprofessor an der Universität Frankfurt und Direktor des Völkerkundemuseums war. Und doch gibt es auch Hinweise darauf, unter anderem von seiner langjährigen Mitarbeiterin Hertha von Dechend, daß er etwas Zartes und Schüchternes an sich hatte, das er durch seine „burschikos-koloniale“ Art (Karl Reinhardt) überspielte.

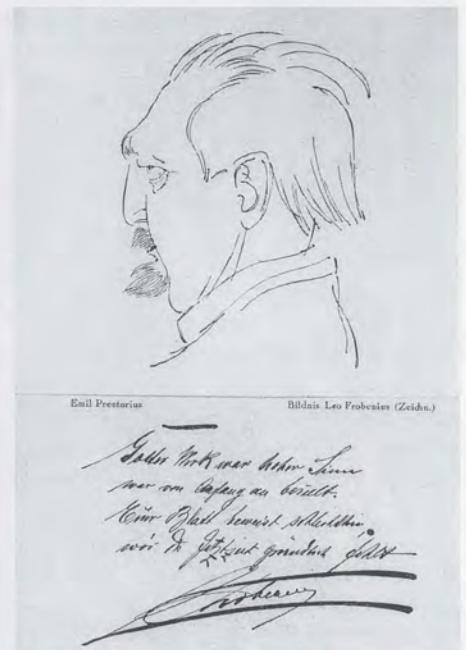
Selbst in dem Augenblick, da ihm der mit so viel Eifer und Kalkül betriebene Verkauf seines Afrika-Archivs nach



Diesen Mambunda Maskentänzer zeichnete Agnes Schulz mit Aquarellfarben und Tusche während einer Expedition nach Sambia 1928. Neben der Fotografie gehörte die Malerei zu einem wichtigen Mittel der Ethnographie. So wurde Frobenius immer von mindestens einem Zeichner, gelegentlich sogar von fünf Malern oder Malerinnen begleitet.



Frobenius betätigte sich auch als Zeichner: Für die Anfertigung solcher Skizzen, die oftmals Hauskonstruktionen oder Details von Bauelementen zeigen, benutzte Frobenius gelegentlich fotografische Vorlagen. Diese Eintragung stammt aus den Aufzeichnungen seiner Kongo-Kassai-Expedition 1904/5.



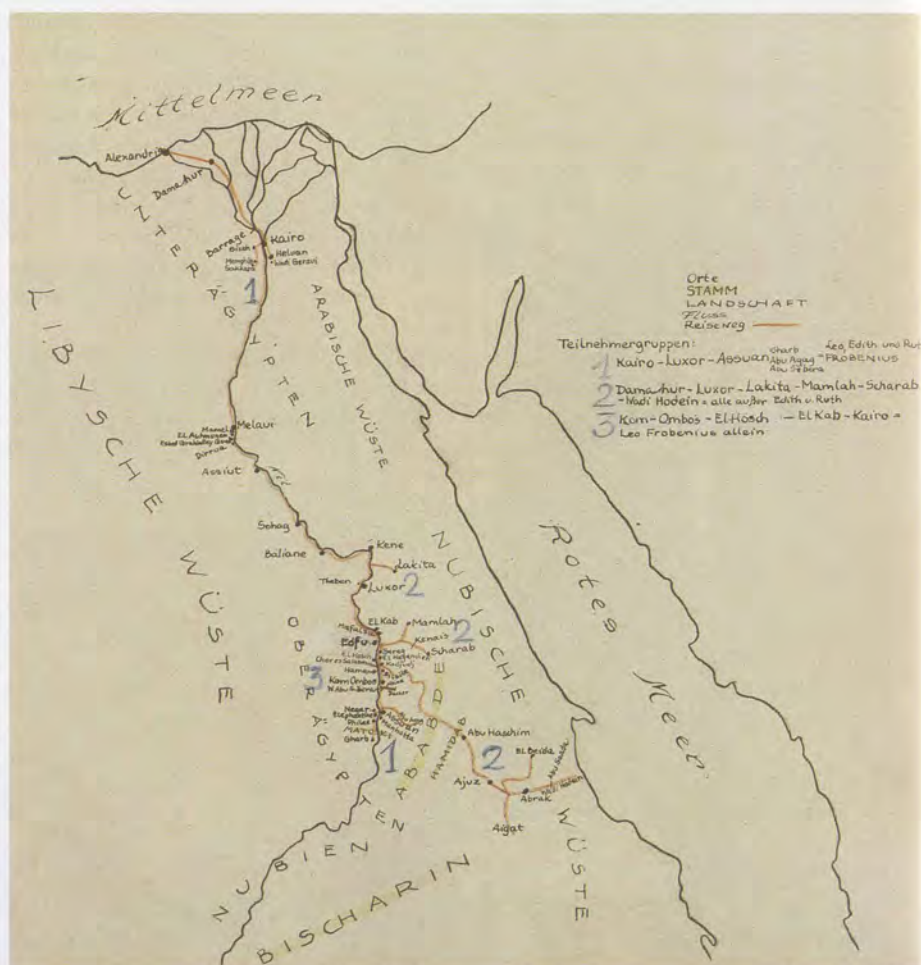
Lob an den Künstler: Emil Preetorius hatte Leo Frobenius gezeichnet, und der Afrikaforscher setzte handschriftlich seinen Kommentar dazu.



Frankfurt gelungen war und er gerade mal die Sammlung und seine privaten Dinge dort untergebracht hatte, brach er schon wieder auf. Seine achte große Expedition führte in die Nubische Wüste. Zwar waren die dortigen Felsbilder bereits zum Teil bekannt; Frobenius und seine Mitarbeiter aber haben sie „als erste mit wissenschaftlicher Genauigkeit dokumentiert, fotografiert und kopiert“.

### Beharrlichkeit und der Durchbruch in Frankfurt

Der Autodidakt – und dies zeigt sich exemplarisch an Frobenius ebenso wie an Johann Jakob Bachofen oder Hubert Fichte – bezieht seine Kraft vor allem aus einem defizitären Gefühl. Im Grunde behält er ein Leben lang das Gefühl, weniger zu können und zu sein als die „Gebildeten“ und deren Vorsprung nie aufholen zu können. Frobenius kompensierte diese schmerzlich empfundene Differenz mit Abenteuerlust und Forschungseifer, mit geschickter Verhandlungsstrategie und Beharrlichkeit in der Durchsetzung der einmal ins Auge gefaßten Projekte. Und diese hatten immer wieder ein Ziel: die Schaffung eines einflußreichen und materiell abgesicherten Instituts. Frobenius' Arbeit in Berlin und München läßt sich als Vorstufe, als ein Experimentieren und Sich-Ausprobieren für den großen Auftritt und die entscheidende Kampfabstimmung in Frankfurt deuten.



Reiseroute einer Expedition in die Nubische Wüste (Sudan): Die Routen der Expeditionen wurden immer auch handgezeichnet und die wichtigsten Fundorte in den Karten vermerkt. Die umfangreichen Materialien – von Karten über Fotos, Zeichnungen und Fundstücken bis hin zu den Tagebüchern – werden im Frobenius-Institut archiviert.



Sahara-Expeditionen in die libysche Wüste förderten immer große Mengen prähistorischer Werkzeuge zu Tage: Noch an Ort und Stelle nahm Frobenius eine erste Selektion vor, viele der steinernen Werke nahm er mit nach Deutschland.

Erinnern wir uns: 1898 hatte er – vier Jahre, nachdem die Idee Kontur gewonnen hatte – das „Afrika-Archiv“ als private Stiftung gegründet. In den folgenden rund zwanzig Jahren, ehe das Archiv von Berlin nach München übersiedelte und in „Forschungsinstitut für Kulturmorphologie“ umbenannt wurde, unternahmen der Gründer und seine Mitarbeiter insgesamt zwölf ethnographisch-archäologische Expeditionen, archivierten die Materialien, an allererster Stelle die Felsbilder. Der Atlas Africanus – bereits ein Dokument der „Kulturkreislehre“ – wertet in den von 1921 bis 1929 erschienenen ersten sieben Lieferungen die Expeditionsergebnisse kartographisch und kulturmorphologisch aus. Er ordnet dabei das Erfassen in Tabellen und Formeln dem verstehenden Zugang unter. So kann er die Dynamik und den Wandel der Kulturen erfassen, statt sie nur kartographisch als tote Materie zu behandeln. Seine ethnologische und archäologische Vorgehensweise war wesentlich von den Museumsaufträgen, Sammlungen anzulegen, bestimmt.

In München ist das Archiv in einem Trakt des Nymphenburger Schlosses un-



tergebracht. Frobenius kauft sich ein kleines Haus und läßt daneben „mehrere Häuser im Negerstil“ erbauen. 1923 reist er nach Frankfurt, um einen Vortrag über die Kulturkreislehre zu halten. Sein Auftreten ist unkonventionell und informell: ein Künstlertypus, ein Reisender mit großem Schlapphut, bunter Seidenkrawatte und vom Kaiser geschenktem Brillantschmuck. Er hält seinen Vortrag (vor einer Gesellschaft von Gelehrten, wohlhabenden Bürgern der Stadt, einem Großherzog und einem Konsul) mit ungewöhnlicher Klarheit. Er versteht es auf Anhieb, die Zuhörer – die zum Teil gern bereit waren, für Projekte, die sie überzeugten, Geld zu geben – für sich zu gewinnen. Der engste Kreis der Gelehrten, die ihn schätzen und sich für seine Übersiedlung nach Frankfurt einsetzen, besteht aus Walter F. Otto, Karl Reinhardt, Hermann Lommel, Hans Naumann, Richard Wilhelm und Josef Horowitz. Als ihn sein Freund, der damalige Direktor des Städtl-Museums, Georg Zwarzensky, fragte, warum er nicht wieder nach Berlin wolle, antwortete er, Berlin sei ein „langweiliges Nest“, man sollte „ein tiefes Loch bohren, einen Zentner Dynamit hineintun und ganz Berlin in die Luft jagen“.

### Affären, Intrigen und die umstrittene Ernennung zum Honorarprofessor

Nicht nur der Ankauf von Frobenius' Archiv (für den von vielen als „maßlos überhöht“ bezeichneten Preis von 260.000 Reichsmark zuzüglich einer jährlichen Aufwandsentschädigung von 6.000 Reichsmark, was nicht hundertprozentig belegt ist), sondern auch die Ernennung zum Honorarprofessor in Frankfurt ist da-



Picknick in der Sahara: Frobenius sammelt Kräfte für den nächsten anstrengenden Fußmarsch – „Frobenius beim Frühstück, Lager 18 km nördlich von Natrun“ wurde dieses Foto im Katalog der Expeditionen untertitelt.



„Frobenius beim Morgenchoral“ notierte der Chronist zu diesem Bild, das während der Fahrt Gilf Kebir – Selima in der libyschen Wüste entstand. Der Empiriker auf dem weiten Feld der Weltkulturen kam nie ohne Notizbuch und Stift aus. Er hat seine Feldbeobachtungen und Reiseerfahrungen in insgesamt 19 Tagebüchern, fünf Reiseberichten und dreißig Notizbüchern festgehalten. Insgesamt unternahm er zwölf ethnographisch-archäologische Expeditionen.

mals Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen und von gegenseitigen Diffamierungen geprägten Disputen gewesen. Frobenius, von den einen protegert und umworben (zum Beispiel von der Mythologen-Schule um Walter F. Otto und von Karl Reinhardt), von den anderen (vor allem seinen Konkurrenten etwa am Frankfurter Völkerkundemuseum) aufs schärfste zurückgewiesen und als wissenschaftlich nicht seriös bezeichnet, wird in eine merkwürdige Doppelrolle verstrickt: er spricht dem Mitbewerber um das Amt des Museumsdirektors, Professor Lehmann, das Recht ab, das Parteiabzeichen zu tragen; selbst handelt er sich aber damit den Vorwurf ein, er sei für die „neue nationalsozialistische Bewegung untragbar“, und es bestünden Zweifel an seiner richtigen Gesinnung. Frobenius – in seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten in Frage gestellt und wegen seines Verhandlungsgeschicks beargwöhnt – argumentiert im Sinne der Partei und der „Reinheit der deutschen Urteilsbildung“ und sucht die akademische Anerkennung; und er weiß sich doch in beiden Fällen als Außenstehender, als Randfigur. Ja, ein Beteiligter in dieser Affäre spricht sogar von der „völligen wissenschaftlichen Respektlosigkeit“, die bei ihm „unverhüllt zutage“ trete.

Bereits ein flüchtiger Blick auf die von Frobenius gesammelten Materialien nimmt die Besessenheit und auch den (im besten Sinn so zu nennenden) Anfängergeist wahr, mit dem sich hier ein einzelner Forscher – der Wissenschaftsgeschichtler Wolfgang Schivelbusch spricht vom „eigenbrötlerischen Individualisten mit einem leichten Zug ins Unseriöse“ – der Masse des Unbekannten stellt, überzeugt davon, Ordnung zu schaffen, im Disparatesten einen Sinn zu lesen. Diesen Eifer erkennen wir sowohl bei den sogenannten „Pantoffelreisenden“ (Johann Jakob Bachofen), die zu Hause Unmengen von Schriften exzerpierten und archäologische Funde klassifizierten, als auch bei den lei-



Motorisierte Expeditionen: Mit diesen wüstentauglichen Geländewagen machten sich Frobenius und seine Helfer 1933 auf ihre Suche nach Felsbildern in der libyschen Wüste. Mit seiner Besessenheit gelang es ihm, seine oft überdimensionalen Forschungsprojekte durchzuboxen.



## Das Frobenius-Institut, seine Forschungsaktivitäten und Sammlungen

Das ehemalige „Forschungsinstitut für Kulturmorphologie“, das seit 1946 den Namen seines Gründers Leo Frobenius trägt und in diesem Jahr sein hundertjähriges Jubiläum begeht, ist im deutschsprachigen Raum bis heute die einzige ethnologische Institution geblieben, deren wissenschaftliche Mitarbeiter sich ohne die Belastung durch die Lehre Forschungsaufgaben widmen können. Zur Zeit sind am Institut vier fest angestellte Mitarbeiter tätig, die sich mit afrikanischer Ethnologie und Geschichte, Forschungen zu saharischen Felsbildern und zur Nahrungsethnologie beschäftigen. Der ehrenamtlich tätige Direktor und der stellvertretende Direktor des Instituts sind zugleich Professoren am Institut für Historische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, mit dem es traditionell durch Personalunion verbunden ist.

Neben ihren eigenen Forschungsaktivitäten obliegt den am Frobenius-Institut tätigen Wissenschaftlern die Betreuung seiner umfangreichen Sammlungen: des Felsbildarchivs mit über 5.000 Kopien prähistorischer Felszeichnungen aus Afrika, Australien, Indien und Europa, des Bildarchivs mit circa 4.000 ethnographischen Zeichnungen, Aquarellen und Ölbildern, des von Frobenius begründeten Archivs afrikanischer Mythen- und Märchenmotive, des Fotoarchivs (circa 90.000 Negative) und der Ethnographischen Sammlung (ungefähr 4.000 Objekte aus dem Bereich gegenwärtiger afrikanischer Alltagskultur). Die gemeinsame Bibliothek des Frobenius-Instituts, des Instituts für Historische Ethnologie und des Völkerkundemuseums, für deren Leitung ebenfalls eine Mitarbeiterin des Instituts verantwortlich ist, verfügt zur Zeit über knapp 100.000 bibliographische Einheiten. Das Frobenius-Institut gibt die Zeitschrift „Paideuma“ (1938 gegründet, bisher 43 Bände), die Studien zur Kulturkunde (gegründet 1932, bisher 107 Bände) sowie mehrere kleinere Reihen heraus. Aus seinen Sammlungsbeständen werden regelmäßig Ausstellungen veranstaltet. Bei ihrer Arbeit werden

die Wissenschaftler des Instituts von einem Fotografen, einer Grafikerin, einer Bibliothekarin, einer Verwaltungsleiterin und zwei Sekretärinnen unterstützt.

Ogleich die Ethnologie und Geschichte Afrikas weiterhin im Mittelpunkt der Forschungsaktivitäten des Instituts stehen, konnten mit Hilfe von Drittmitteln seit 1996 weitere regionale Schwerpunkte eingerichtet werden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Stiftung Volkswagenwerk finanzieren zur Zeit vier Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter, die in Ost-Indonesien, in Papua-Neuguinea und in Brasilien religionsethnologischen und linguistischen Untersuchungen nachgehen. Auch findet in Form von ethnologischen Teilprojekten eine enge Kooperation mit dem Sonderforschungsbereich 268 der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne“ statt.

Das Institut wird heute überwiegend aus Mitteln des Landes Hessen finanziert. Einen weiteren Teil seiner laufenden Kosten tragen die Stadt Frankfurt und die Frobenius-Gesellschaft e.V. Die großzügige Hinterlassenschaft von zwei ehemaligen Institutsmitarbeitern hat es dem Institut ermöglicht, die Jensen-Gedächtnisvorlesungen einzurichten, zu denen einmal im Jahr für einen Zeitraum von jeweils drei Monaten international bekannte Ethnologen eingeladen werden. Aus denselben Mitteln wird seit dem letzten Jahr auch der Forschungsförderpreis der Frobeniusgesellschaft finanziert, der in Form eines Jahresstipendiums an Nachwuchswissenschaftler vergeben wird. Der hundertste Gründungstag des Frobenius-Instituts wurde am 29. Juni 1998 durch einen öffentlichen Festakt in der Aula der Universität begangen.

**Karl-Heinz Kohl,**

*Direktor des Frobenius-Instituts  
und Professor am Institut für  
Historische Ethnologie der  
Goethe-Universität*

den wissenschaftlichen Reisenden. Zu ihnen gehören Victor Segalen, der auf eigene Faust große Grabungen in China unternahm, oder Hubert Fichte, der als Amateurethnologe daran ging, Heilpflanzen penibel zu klassifizieren, oder Michel Leiris, der als linguistischer Laie die Geheimsprache der Dogon zu beschreiben und zu deuten versuchte. In keinem Fall wurde ihnen ihr Eifer von den Fachwissenschaften sonderlich gedankt. Man zollte ihrem Unternehmungsgeist Anerkennung, nahm ihren visionären Blick auf das ganz Fremde wahr, beglaubigte auch zuweilen – nach Abschluß aufwendiger wissenschaftlicher Studien – die von ihnen aufgestellte These, aber ihr methodisches Vorgehen und ihre Beweisführung fanden letztlich doch nie wirklich Gnade vor dem strengen Auge des Spezialisten.

Man diskreditierte sie als „exotisch“ und verzieh den Autoren nicht, daß sie grenzüberschreitend in den Disziplinen wilderten und dabei doch auch oft einen starken Wunsch nach Integration und wissenschaftlicher Anerkennung empfanden. Nicht anders ist es Frobenius ergangen: Man bemängelte in erster Linie seine linguistische Inkompetenz, seine wilde Archäologie und das Improvisierte, das methodisch nicht Ausgereifte seiner ethnographischen Vorgehensweise.



Der Erforschung von Felsbildern, ob sie nun fast 6.000 oder nur ein paar hundert Jahre alt waren, galt Frobenius' besonderes Interesse. Er wollte die Kulturgeschichte der Menschen in Bildern rekonstruieren. Diese Hand mit drei Figuren, die auf 4.000 vor Christus datiert wird, ist aus dem Felsbilder-Tal des Gilf Kebir, Wadi Sora, libysche Wüste. Nachgezeichnet wurde sie während der Expedition von E. Pauli. Die Felsbilder-Sammlungen des Frobenius-Instituts finden noch heute weltweite Beachtung.



**Frobenius' „Tiefenschau“  
und die Urkulturen der  
Menschheitsgeschichte**

Signifikant ist die Art und Weise, in der er das Klassifikationsschema hamitisch-äthiopisch der damaligen Afrika-Linguistik adaptiert, ohne sich in die akademischen Diskussionen einzumischen. Sein Interesse bestand hier, wie in vielen vergleichbaren Fällen, in einer intuitiven

eine Methode zu entwickeln, um die isolierten Einzelbeobachtungen von Forschungsreisenden zu ordnen und zu systematisieren. Bis dahin zumeist als geschichtslos gebrandmarkte („Natur“-)Völker konnten nun als Kulturvölker wahrgenommen werden und bekamen einen weltgeschichtlichen Stellenwert zuerkannt. Im Streben nach letztgültigen Entwürfen, nach weltumspannenden Klassifizierungen und im lange Zeit starren Fest-

halten an einer Auffassung von Kultur als eines von ihren Trägern letztlich unabhängigen Organismus wird diese Erweiterung des bis dahin gültigen Horizonts zugleich auch wieder eingeschränkt. Dennoch lieferte eine solche, ganzheitliche Kulturauffassung die wichtigeren Voraussetzungen für die moderne Ethnologie als das atomistische Denken.

Als ich vor vier Jahren bei der UNESCO vor einem großen internationa-



Frobenius gilt noch heute als einer der populärsten deutschsprachigen Erforscher außereuropäischer Kulturen. Als Autodidakt und Außenseiter des bürgerlich-professoralen Gelehrtenbetriebs gehörte er zu den eigenwilligen Gründungsfiguren der Frankfurter Stiftungsuniversität. Diese Bild aus dem Jahr 1924 hat sein Bruder Hermann gemalt.



Lagebesprechung im Chefzimmer, Dachgeschoß des Frankfurter Museums für Völkerkunde: Frobenius versammelte seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen um sich und erläuterte ihnen vor der Abreise nach Südafrika im Juli 1928 seine Pläne.

weitausgreifenden Fortentwicklung eines Begriffs und einer Idee, eingebunden in seine Konzeption. So verwandelt er, gleichsam in einem Handstreich, die biologisch-evolutionär orientierten Begriffe in kulturphilosophische Leitmotive, die in der Lage sind, Lebensgefühle und Weltanschauungen zu erklären. Ja, noch darüber hinaus, werden das Hamitische und Äthiopische ihrer geophysischen Bedingungen entledigt und als Urkulturen der Menschheitsgeschichte erkannt. „Dahin konnte Frobenius gelangen“, so die richtige Schlußfolgerung des Ethnologen Franz Rottland in einem Aufsatz über „Hamiten, Neger, Négritude“, „weil er sich nicht an den Genen orientierte, sondern am 'Gemüt'.“ Eine solche Orientierung, eingebettet in ein Verfahren, das sich „Tiefenschau“ nannte, konnte nicht mit dem Interesse der akademischen, sich ihrer methodologischen Fortschritte rühmenden Wissenschaft rechnen.

Aber auch seine Gegner mußten anerkennen, daß Frobenius das entscheidende Defizit der Ethnologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu beseitigen versucht hatte:



Zu dieser Tintenzzeichnung vom Maskentanz in Bena Mai, Kongo, notierte Frobenius: „...und so tanzte eines schönen Abends ein Maskierter durch die Straßen, graulich und schrecklich mit den Waffen drohend und dann wieder graziös mit dem Steiß wackelnd; o, es war sehr schrecklich und doch wieder zu komisch. Vor ihm liefen die Frauen kreischend von dannen, während sie hinter seinem Rücken über ihn ulkten und übermütig und lustig tanzten.“ Auf die Kongo-Kasai-Expedition von 1904 bis 1906 hatte Frobenius den Kunstmaler Hans Martin Lemme mitgenommen, obwohl er zunächst grundsätzlich Bedenken gegenüber dem sensiblen Naturell eines Künstlers hegte. Zwar mokierte er sich später über seine häufigen Unpässlichkeiten und seine geringe Belastbarkeit, andererseits rühmte er immer wieder seine künstlerischen Fähigkeiten. Auch dieses Bild zeigt die Einfühlsamkeit des mecklenburgischen Künstlers: Die Ornamentik aus rauten- und kreisförmigen Linien sowie anthromorphen Köpfen, die das Bild umschließt, stimmte mit dem Schmuckdesign der Bena Mai auf Haarnadeln, Nackenstützen und Amuletten überein.



len Publikum einen Vortrag über Leo Frobenius als geistigem Vater der Négritude hielt, war ich überrascht von der tiefen Dankbarkeit, die die anwesenden afrikanischen Künstler, Wissenschaftler und Politiker diesem Mann gegenüber empfanden, und von der Hochachtung gegenüber seinem Werk. Das Wort des ehemaligen Präsidenten des Senegal, Léopold Sédar Senghor, „Frobenius hat Afrika seine Würde zurückgegeben“, hatte seine Gültigkeit behalten.

### Warum lebt Frobenius' Charisma weiter?

Die charismatische Erscheinung des Leo Frobenius ist lebendig geblieben. Für ihn gilt, was der Ethnologe Clifford Geertz einmal von den großen Theoretikern allgemein sagte: Selbst wenn ihre Thesen widerlegt werden, bleibt ihr Einfluß und ihre Vorbildfunktion doch bestehen. Dieses „Gefühl intellektueller Bedeutsamkeit“, diese bestimmte poetische Form des Diskurses und das entschiedene Auftreten der geistigen „Helden“ wird nicht so schnell verschwinden, auch wenn viele ihrer Behauptungen nicht länger aufrecht zu erhalten sind.

Clifford Geertz: „Wenn Anthropologen uns dazu bringen können, das, was sie sagen, ernst zu nehmen, so hat das weniger mit faktengesättigtem Blick oder mit begrifflich eleganter Pose zu tun als damit, daß sie in der Lage sind, uns davon zu überzeugen, daß das, was sie sagen, ein Resultat davon ist, daß sie eine andere Lebensform wirklich durchdrungen haben (oder, wenn man das vorzieht, sich von ihr haben durchdringen lassen), davon, daß sie auf die eine oder andere Weise wahrhaft 'dort gewesen' sind. Und, daß sie uns davon überzeugen, daß dieses Wunder hinter der Bühne stattgefunden hat, ist der Punkt, an dem das Schreiben ins Blickfeld gerät.“

„Frobenius hat Afrika seine Würde zurückgegeben“, sagte der erste Präsident der Republik Senegal, Léopold Sédar Senghor, als ihm 1961 vom Leiter des Frobenius-Instituts und Frobenius-Schülers, Professor Dr. Adolf E. Jensen, die Frobenius-Medaille überreicht wurde. Damit wurden Senghors Verdienste um die „Négritude“ ausgezeichnet.



Der Autor: ein Meister im verstehenden Lesen und Deuten von Märchen, Legenden und Mythen, von frühgeschichtlichen Werkzeugen und Felsbildern, von Kulturen, Ritualen und körpersprachlichen Ausdrucksformen. Frobenius' Werk ist innerhalb der Ethnologie vor allem als Gestalt- und Ausdrucksforschung – als ein Wahrnehmen und Deuten der Phänomene in ihren mannigfachen Gestalten und Formen, in ihrem Wandel und ihren morphologischen Prozessen – geschätzt worden. Aber seine eigenwillige Persönlichkeit und seine strittigen Thesen forderten auch immer wieder seine Gegner heraus: Sie sahen in seinem Werk Symptome einer geschickt aufbereiteten Popular-Völkerkunde, eines universalistischen Dilettantismus. Dieses Foto entstand 1937 – ein Jahr vor seinem Tod – im Garten eines Hauses in Biganzolo (Oberitalien).

Dieses „Dort“ war für Frobenius Afrika. Bedeutsam und sprechend wurden die dort gemachten Erfahrungen und Erkenntnisse im „Hier“, in der europäischen Kultur. Ihr hielt Frobenius fortan einen Spiegel vor, in dem sich Europa die eigene zerstörerische Kraft anschauen konnte.

### Einflußreich und schillernd – ein Pionier auf dem Weg zu einem neuen Afrika-Bild

Hundert Jahre nach Erscheinen von Frobenius' Buch *Der Ursprung der afrikanischen Kulturen* (zugleich dem Gründungsjahr seines „Afrika-Archivs“) wird nun eine kritische Renaissance seines Werkes betrieben – und ein genauerer Blick in die Sekundärliteratur dieses Jahr-



Dr. Hans-Jürgen Heinrichs (54) lebt als wissenschaftlicher Publizist in Frankfurt und Paris. Er studierte in Köln, Rom, Paris und Bremen und promovierte über „Neue Modelle vom Menschen in Ethnologie und Psychoanalyse“. Heinrichs ist Autor zahlreicher wissenschaftlicher und literarischer Bücher, zuletzt erschienen von ihm „Erzählte Welt“, Reinbek 1996, und „Das Feuerland-Projekt“, Hamburg 1997. Außerdem ist er Herausgeber vieler ethnologischer und psychoanalytischer Werke. Heinrichs hat eine Biographie über den Frankfurter Afrikaforscher geschrieben, die 1998 unter dem Titel „Die fremde Welt, das bin ich. Über Leo Frobenius“ im Hammer Verlag erschien (225 Seiten, Preis: 32 DM). Der wissenschaftliche Publizist lehrt regelmäßig an deutschen und Schweizer Universitäten. An der Goethe-Universität hatte er 1997 einen Lehrauftrag zur „Ethnologie im Spannungsfeld der Disziplinen“.





„Rennende Menschen mit Schmuck“ betitelt Frobenius diese Felszeichnung von Buschmännern, die er bei seiner Reise nach Südafrika im Freistaat Oranje vorfand. Die Reproduktion erstellte die Malerin E. Mannsfeld mit Aquarellfarben.

hunderts offenbart, daß das Interesse an Frobenius eigentlich nie erloschen war.

So ist es nicht übertrieben, in ihm einen der einflußreichsten und zugleich schillerndsten Kulturanthropologen, Kulturhistoriker und Forschungsreisenden dieses Jahrhunderts zu sehen. Und darüber hinaus, vielleicht sogar in erster Linie, einen Schriftsteller, einen Geschichtenerzähler, einen besessenen Sammler und Interpreten von Mythen. Frobenius, sicher der populärste deutschsprachige Erforscher außereuropäischer Kulturen (am ehesten Janheinz Jahn, dem Afrikanisten und kritischen Interpreten seiner Arbeiten, vergleichbar), hat ein beeindruck-

kendes, oft als „erratisch“ bezeichnetes Werk hinterlassen. Gewirkt hat er aber nicht nur durch sein wortgewaltiges, zum Pathos neigendes Auftreten und sein breitgefächertes Œuvre, sondern auch durch die Institutionalisierung seiner Theorien im „Forschungsinstitut für Kulturmorphologie“.

Die Sprengkraft, die diesem Werk bis in die Gegenwart hinein innewohnt, wurde auf exemplarische Weise in Janheinz Jahns letzter Arbeit deutlich, die er (kurz vor seinem Tod) dem Werk Frobenius' widmete, und die geprägt ist von einem Gefühl enger Verbundenheit mit diesem Pionier auf dem Wege zu einem neuen

Afrika-Bild. Gleichzeitig machte er keinen Hehl aus seinem tiefen Mißtrauen gegenüber Frobenius' Nationalismus und Fixiertheit auf das alte Afrika, einem allzu emotionsbetonten, pathetischen und in der Argumentation zu sorglos vorgehenden Denken. Frobenius' Witwe Editha Frobenius, so gar nicht einverstanden mit einer bloß geteilten Zuneigung, drohte denn auch einmal Jahn mit einem Satz, der in der Rezeptionsgeschichte dieses Werks immer wieder wie ein Warnschild auftaucht: „Das ist unser Frobenius“.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1998



# Der Remigrant vom Bosphorus

Fritz Neumark und sein Einfluß auf  
die deutsche Finanzwissenschaft

von Karl Häuser



*Fritz Neumark*

Das Bild vermittelt den physiognomischen Eindruck, der von Fritz Neumark ausging: hohe Intellektualität. Er war nicht nur ein bedeutender Gelehrter, ein Nationalökonom par excellence, sondern auch ein engagierter Liebhaber klassischer Musik, jahrzehntelang ein guter Bratscher, ein anspruchsvoller Stilist und Kenner klassischer wie moderner Literatur, nicht zuletzt auch Zeit- und Finanzhistoriker und Historiker seines Faches.

Istanbul in den  
dreißiger Jahren.





Der Bahnhofsvorplatz in Frankfurt in den fünfziger Jahren.

Im Frühjahr 1950 wurden an dieser Universität die Gastvorträge eines Professors aus Istanbul angekündigt. Er sprach über nationalökonomische, vorwiegend über finanzwissenschaftliche Themen, die nicht gerade populär schienen. Obwohl kaum jemand seinen Namen oder gar seine Schriften kannte, kamen die Hörer in Scharen; keineswegs nur Studenten der Wirtschaftswissenschaften. Fünf Jahre nach Kriegsende war es noch immer außergewöhnlich, wenn ein ausländischer Gast in Deutschland erschien und überdies Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Dieser Umstand und der Name des Vortragenden, Fritz Neumark, ließen darauf schließen, daß er oder seine Eltern aus Deutschland stammten, denn nur Eingeweihte wußten mehr über ihn. Schon um die Mitte der fünfziger Jahre war dieser Mann einer der bekanntesten deutschen Nationalökonomien und, zumindest im Ausland, der meist genannte Vertreter der deutschen Finanzwissenschaft, eines Hauptzweiges der Nationalökonomie, geworden.

Erst die einführenden Worte von Wilhelm Gerloff lüfteten das Geheimnis über den Gast vom Bosphorus. Wilhelm Gerloff

(1880-1954), ein renommierter Finanzwissenschaftler, war Neumarks akademischer Lehrer und Freund und 1932/33 Rektor unserer Universität gewesen. Nach seiner mutigen, im März 1933 gehaltenen Rektoratsrede, sah er sich gezwungen, aus politischen Gründen zurückzutreten. Kurz danach hat sich Neumark zur Emigration in die Türkei entschlossen. An jene Frankfurter Jahre und an die damalige Zeit erinnerte Gerloff bei seiner Einführung. Nun erst wußten die meisten Hörer, wer der Gast war, denn nicht einmal Neumarks Bücher und Schriften waren in Deutschland mehr erhältlich, weil die von Emigranten verfaßten Bücher nach 1933 aus den Bibliotheken entfernt worden sind. Auch nach Kriegsende, als es wieder möglich wurde, früher Verbotenes zu lesen, fehlten lange Zeit noch die Mittel, diese Bücher zu erwerben, zumal wenn es sich, wie im Falle Neumarks, um „ausländische“ Literatur handelte und dazu Devisen erforderlich waren.

Die Vorträge Neumarks waren für die Hörer ein Ereignis. Sie begegneten einem Gelehrten, der in das noch provinzielle Nachkriegsdeutschland das Flair einer freien Welt und jenes universalen Bil-

dungsideals mitbrachte, das meist unbewußt gesucht, aber kaum irgendwo mehr anzutreffen war. Die Brillanz seiner Sprache in seinem fast immer frei gehaltenen Vortrag, gespickt mit Verweisen auf Geschichte, Politik, Literatur, Jurisprudenz und andere Disziplinen, hielt auch Hörer anderer Fakultäten gefangen und ließ Nationalökonomie als „that noble Science of Politics“ (Macaulay) erscheinen, die sie in ihren hervorragendsten Vertretern zu sein beanspruchte. Neumark hat später in einer Autobiographie, in der er vor allem die Jahre seiner Emigration beschrieb und darum den Titel „Zuflucht am Bosphorus“ trägt, auf die zwiespältigen Gefühle verwiesen, mit denen seine Rückkehr in das Land verbunden sein mußte, aus dem er und seine Familie vertrieben worden waren: „Wie sah dieses Deutschland nun aus? Was war von hitleirischen Ideen noch lebendig? Konnte man sich nach so langer Zeit dort je wieder richtig 'heimisch' fühlen? Würde man die alten Freunde wenigstens zum Teil wiederfinden?“ [1] Noch schwieriger mußte es sein, jene Menschen wiederzusehen, denen man aus begreiflichen Gründen nicht gerne wieder begegnete.







aus an den deutschen Hochschulen einsetzte, erkannte Malche die einmalige Chance, die sich der Türkei damit bot und gewann Atatürk für den Plan, Dutzende deutscher Wissenschaftler, Politiker und Künstler ins Land zu holen. Nur die Arrivierteren kamen in Betracht, denn zu viele hatten sich um die begrenzte Zahl von Stellen beworben, für die zunächst Verträge in der Schweiz unterzeichnet worden waren. Erst danach fanden die Auserwählten eine „Zuflucht am Bosphorus“, i. a. an der Universität Istanbul, später auch in Ankara. Damit wurde der Türkei ein unschätzbares Potential an Wissen, technischem Können und geistigem Reichtum zugeführt. Außer Neumark gehörten dazu die Nationalökonom Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow, der Orientalist



An der Universität Istanbul, später auch in Ankara, fanden viele aus Deutschland vertriebene Wissenschaftler eine „Zuflucht am Bosphorus“. Damit wurde der Türkei ein unschätzbares Potential an Wissen, technischem Können und geistigem Reichtum zugeführt.



Wilhelm Röpke, Nationalökonom und Soziologe, wurde von seinem Marburger Lehrstuhl 1933 vertrieben und emigrierte zunächst in die Türkei, wo er Professor in Istanbul wurde, und 1937 in die Schweiz.

Hellmut Ritter (Bruder des Historikers Gerhard Ritter), der Komponist Paul Hindemith, der Mediziner Rudolf Nissen, der Radiologe Friedrich Dessauer, der Politiker und spätere Berliner Bürgermeister Ernst Reuter; um nur einige der bekanntesten Exilanten zu nennen. Einigen hatte sich später die Möglichkeit geboten, eine bessere Position im westlichen Ausland zu gewinnen, aber zunächst hatten sie alle am Bosphorus das rettende Ufer erreicht.

Die in die Türkei emigrierten deutschen Gelehrten, Künstler und Intellektuellen pflegten engen Kontakt untereinander, zumal sie das gleiche Schicksal getroffen hatte. Viele wohnten benachbart oder im selben Hause und trafen sich häufig, wenn nicht täglich. Nicht selten hatten sie sich auch schon aus Deutschland gekannt, zumal dann, wenn sie, wie Neumark und Dessauer, von derselben Universität kamen

oder, wie Neumark und Röpke, dieselbe Disziplin verband. Um jedoch wirklich Fuß zu fassen und sich zu integrieren, kam es darauf an, die Sprache des Landes zu erlernen und sich als Bürger, zumindest in die akademische Gemeinschaft mit den türkischen Kollegen, einzubringen. Dem sprachbegabten Neumark fiel das nicht schwer. Er unterrichtete anfangs in der im Orient damals bevorzugten Fremdsprache, in Französisch, dozierte und publizierte aber schon nach zwei Jahren in Türkisch. Später wurde ihm ein besonders anspruchsvoller Gebrauch der türkischen Sprache bescheinigt.

Allmählich hatte er sich, weit über das normale Renommee eines Hochschullehrers hinaus, ein beträchtliches Ansehen erworben. Auch nach der Rückkehr an die Frankfurter Universität blieb er in der Türkei persona grata, und seine späteren



Begründer der modernen Türkei und „Vater der Türken“, Kemal Atatürk, der das Kernland des zerfallenden Osmanischen Reiches rettete und dem zuvor islamischen Staatswesen eine westliche Orientierung verordnete.

Besuche wurden darum auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen. Diese Reputation Neumarks durfte der Verfasser dieser Zeilen noch selbst erfahren, als er, vor etwa drei Jahrzehnten, gelegentlich eines Aufenthalts in einem Istanbuler Hotel darauf angesprochen wurde, da aus Frankfurt kommend, ob er etwa den Professor Neumark kenne und darauf erwidern konnte, daß er Schüler und Nachfolger sei. Sogleich wurde er mit ausgewählter Höflichkeit und Aufmerksamkeit bedacht. Freilich wußten vermutlich die wenigsten Türken, daß Neumark ein wichtiger Ratgeber ihrer Regierung für das Steuerwesen war und beratend daran mitgewirkt hat, daß es modernisiert und dabei erstmals eine Einkommensteuer eingeführt worden ist.

Die Einkommensteuer, das Budgetwesen und die öffentlichen Haushalte waren Neumarks Domäne. Es sind die Kerngebiete seines Faches, der Finanzwissenschaft, d. h. der Wirtschaftslehre für den öffentlichen Sektor, für den Staat. Diese Staatswirtschaftslehre steht selbständig neben der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, die vorwiegend für die Privatwirtschaft gilt. Sie gehorcht anderen Regeln und Gesetzmäßigkeiten als die Wirtschaft des Staates. Bei dieser läuft, im Gegensatz zur Privatwirtschaft, nichts von selbst, sondern nur auf Anordnung. Um diese Anordnungs- oder Planwirtschaft dennoch wirtschaftlich, d. h. ökonomisch rational zu gestalten, bedarf es plausibler, allgemein akzeptierbarer Grundsätze; Grundsätze für die Besteuerung und für das Budgetwesen, insbesondere für die Ausgabenwirtschaft. Um die Formulierung solcher Grundsätze und deren Konsequenzen für die Haushaltsführung und für die Besteuerung hat sich Neumark hauptsächlich bemüht und verdient gemacht. Auf diesem Gebiet war er ein überragender Meister seines Faches.





Neumark, umgeben von den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats beim Bundesministerium der Finanzen, anlässlich des 40-jährigen Bestehens dieses Gremiums, 1989. Neumark war von 1966 bis 1975 Vorsitzender des Beirats, dem er seit 1950 bis zu seinem Tode, 1991, angehört hat und dessen zentrale Figur er war, ganz wie im nebenstehenden Bilde. Der 1949 eingesetzte Beirat, ein Gremium von maximal 25 ehrenamtlich tätigen, ständigen Mitgliedern, überwiegend Professoren, berät das Ministerium meist durch Gutachten zu finanzpolitischen Problemen.

### Ein Verfechter moderner Finanzwissenschaft

Doch dies charakterisiert nur jenen Neumark, der sich noch in der Tradition seiner Disziplin befand, die besonders in Deutschland lange Zeit der Historischen Schule verpflichtet war. Von ihr hatte er sich längst abgewandt, wohl zum Kummer von Gerloff, seinem hochgeachteten Lehrer. Die nach dem Kriege allenthalben vollzogene Hinwendung zu der neuen, von Keynes inspirierten Wirtschaftstheorie hatte gerade auch die Finanzwissenschaft erfaßt und ihr und der Staatswirtschaft ganz neue Aufgaben zugewiesen: die Konjunktursteuerung und die redistri-

butive Einkommensverteilung. Neumark hatte sich mit Verve dieser modernen Version der Finanzwissenschaft verschrieben und sie geradezu in Deutschland etabliert.

Kaum wieder in Frankfurt, wurde er sogleich nicht nur in den Wissenschaftlichen Beirat des Bundesfinanzministeriums gewählt – dessen Vorsitz er über ein Jahrzehnt geführt hat –, sondern auch in den „Schwesterbeirat“ beim Bundeswirtschaftsministerium und schließlich noch in den „Sozialbeirat“. Rasch war er zum am meisten gefragten Regierungsberater auf seinem Gebiet geworden, später auch bei der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in Brüssel mit der sogenannten Neumark-Kommission. Doch nie hat er

Neumark (2.v.l.) bei einem Essen anlässlich des 40-jährigen Bestehens des wissenschaftlichen Beirats beim Bundesministerium der Finanzen, zusammen mit dem damaligen Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats beim Bundesministerium für Wirtschaft, Professor Christian Watrin (1.v.l.), der derzeitigen Vorsitzenden des Finanzbeirats und Neumarks früherer Assistentin, Professor Helga Pollak (2.v.r.) und dem damaligen Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg (1.v.r.).



darüber seine Lehrverpflichtungen vernachlässigt; eine kategorisches Pflichtgefühl hinderte ihn daran. Nur seine Publikationen hatten darunter zu leiden, weil ihm nun die Zeit für größere monographische Arbeiten fehlte. Dafür griff er unentwegt in Debatten um die aktuelle Wirtschafts- und Finanzpolitik ein, so z.B. zugunsten des Stabilitäts- und Wachstumsgesetzes in den sechziger Jahren und erneut während der Aufwertungsdebatte um die DM 1969/70. Daneben rang er sich aber auch noch die Zeit für seine aufwendige editorische Tätigkeit ab, vor allem für das von ihm fortgeführte Finanzarchiv und für das wieder aufgelegte vierbändige Handbuch der Finanzwissenschaft, zu dem er selbst Wesentliches beigesteuert hat.

Im Grunde befassen sich fast alle seine wichtigen Werke mit Zentralproblemen der Finanzwissenschaft; mit den Grundsätzen der Budgetgestaltung und der Besteuerung. Schon sein erstes größeres Opus, „Der Reichshaushaltsplan“ (1929), ist ein Versuch, das Budget des Staates nach allgemeinen Ordnungsprinzipien zu bestimmen. Die Budgetgestaltung sollte mithilfe allgemein gültiger Maximen ökonomischer und verfassungsrechtlich begründeter Normen der Willkür entzogen werden. Um derartige Grundsätze bemühte sich Neumark auch – übrigens wie schon Adam Smith – für die Gestaltung der Besteuerung. Zunächst jedoch richtete sich sein Interesse auf die nach seinem Raisonement als Hauptsteuer anzusehende Einkommensteuer. Die während seiner Istanbul Jahre verfaßte „Theorie und Praxis der modernen Einkommensbesteuerung“ (1947), obwohl heute teils überholt, kann in ihrer historisch relativierten Vollkommenheit – jedenfalls für die Zeit ihres Erscheinens und noch lange danach – als unübertroffen gelten. Mehr noch wird dieses auf das Prinzipielle gerichtete Schaffen Neumarks im Titel seines Alterswerkes erkennbar, in „Grundsätze gerechter und ökonomisch rationaler Steuerpolitik“ (1970).

### Ein Intellektueller mit preußischen Tugenden

Die von Neumark traktierte Materie mag dem Laien zunächst spröde, unattraktiv oder sogar abweisend erscheinen. Selbst bei der Lektüre seiner Arbeiten kann dieser Eindruck entstehen, trotz immer wieder aufblitzender stilistischer Eleganz. Doch wer in Neumarks Vorlesungen saß, erlebte das Fach auf eine fesselnde Weise, verlebendigt durch seine Interpretationen. Dieser lebhaft, hochintell-





Erika Neumark, geborene Sievers, und Fritz Neumark hatten 1924 geheiratet und bis zum Tode von Frau Neumark, 1983, eine vorbildliche Ehe geführt. Die Neumarks wohnten nach ihrer Rückkehr aus der Türkei in Sachsenhausen, zunächst in der Humperdinkstraße 9, danach in der Vogelweidstraße 18 und zuletzt in Baden-Baden in einem Wohnstift.

gente, mitunter leidenschaftlich engagierte Mensch ließ die Hörer bei seinen Vorträgen leicht vergessen, daß sie in einer finanzwissenschaftlichen Vorlesung saßen, weil die über das Ökonomische hinausreichenden politischen, historischen, institutionellen, juristischen und verfassungsrechtlichen Verflechtungen der Staatswirtschaft in das Raisonement eingingen. Wer für Intellektualität empfänglich war, wurde unvermeidlich gefesselt. Die meisten seiner Hörer dürften diesen Anspruch geschätzt haben, wenngleich sie Neumark als Prüfer mehr fürchteten als liebten. Es gab kaum ein Gebiet der Geisteswissenschaften, das ihn nicht interessierte. Eine seiner beiden Rektoratsreden – er war zweimal, 1954 und 1961, zum Rektor gewählt worden – hielt er über „Wirtschaftsprobleme im Spiegel des modernen Romans“.

Die Reputation Neumarks reichte weit über sein Fach hinaus. Die Zahl seiner Ehrungen, Ehrenämter und im öffentlichen Interesse ausgeübten Tätigkeiten läßt sich erschöpfend kaum nennen; er war vierfach honoris causa promoviert, Ehrenpräsident der International Economic Association und des Institut International de Finances Publiques, Träger des Bundesverdienstkreuzes mit Stern und Schulterband sowie des Komturkreuzes des Ordre des Palmes Académiques u.a.m. Diese Wertschätzung leitete sich nicht nur von seinen wissenschaftlichen Leistungen her, die von Laien ohnedies nicht einzuschätzen waren, sondern von seiner Ausstrahlung und von der Dignität seiner Persönlichkeit. Dazu gehörte auch, bei aller Höflichkeit, eine gewisse Strenge und Förmlichkeit, die sich an ästhetischem Empfinden orientierte, sowie eine



Neumark war ein passionierter Leser, ausgestattet mit einem „Löschblatt-Gedächtnis“. Er konnte auch Nebensächliches und Kleingedrucktes bewahren und gelegentlich den Gesprächspartner mit Bemerkungen der Art überraschen: „Steht auf einer der ersten Seiten des Buches von ... in einer Fußnote, unten links“.

analytische Schärfe des Verstandes und zudem das, was früher als preußische Tugenden bezeichnet wurden (Verlässlichkeit, Pflichtgefühl, soziales Verantwortungsgefühl). Freunde und Kollegen kleideten diese Charakterisierung gelegentlich in die Frage, ob man den Komparativ von „preußisch“ kenne, wobei die Antwort dann „Neumark“ lautete. Er hätte wohl, obgleich als Hannoveraner ein Welfe, also Anti-Preuße, dazu geschmunzelt und sich eher geehrt als geneckt gefühlt.

Neumark starb 1991 im hohen Alter von neunzig Jahren in Baden-Baden. Er ließ sich dort in der Nähe seiner Frau bestatten, die seit ihrer Hochzeit, seit 1924, all die Jahre, die guten und die bösen, fürsorglich und getreulich mit ihm geteilt hat.



Professor Dr. Karl Häuser (80) übernahm 1970 die Nachfolge des Nationalökonoms Neumark an der Goethe-Universität. Der gebürtige Württemberger absolvierte in Stuttgart ein Gymnasium und begann 1939/40 in München Nationalökonomie zu studieren, mußte danach als Soldat in den Krieg ziehen und konnte 1946 in Frankfurt am Main sein Studium wieder aufnehmen, das er 1950 mit der Promotion abschloß. Er arbeitete zuerst in der Volkswirtschaftlichen Abteilung der damaligen westdeutschen Zentralbank, der Bank deutscher Länder sowie in Berlin und Genf bei internationalen Institutionen, ehe er zur Universität Frankfurt zurückkehrte, wo er 1956 mit einer finanzwissenschaftlichen Arbeit für Volkswirtschaft habilitiert wurde. Bald danach folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor für Finanzwissenschaft an die Universität Kiel. Vier Jahre später übernahm er einen Lehrstuhl für Wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Frankfurter Universität, wo er zunächst Volkswirtschaftslehre und ab 1970 bis zur Emeritierung 1986 als Nachfolger Neumarks Finanzwissenschaft lehrte. Er leitete außerdem das 1967 von ihm mitbegründete Institut für Kapitalmarktforschung, das heutige Center for Financial Studies, bis 1990. Als Emeritus gehört sein Interesse vorwiegend der Finanzgeschichte und der Geschichte der Nationalökonomie.

### Anmerkungen

- [1] Fritz Neumark: *Zuflucht am Bosphorus*, Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933-1953, Frankfurt am Main, 1980, S. 230.
- [2] A.a.O., S. 231f.
- [3] A.a.O., S. 232.
- [4] Notker Hammerstein: *Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, Bd. 1, Neuwied/Frankfurt S. 325.



Der Band aus dem Jahre 1961 enthält eine Sammlung von Abhandlungen die Neumark in Zeitschriften, Handbüchern und Festschriften veröffentlicht hat – vieles ursprünglich auf Französisch, Englisch oder Italienisch.



„... so wurde ich fast unmerklich zu einem kritischen Weltbürger erzogen.“

## Laudatio für Adolph Lowe

von Marion Gräfin Dönhoff



Als die Universität Bremen im Jahre 1983 Adolph Lowe zum 90. Geburtstag die Ehrendoktorwürde verlieh, begann er seine Dankesrede mit dem Satz: „Im März 1933 schloß ich meine Semestervorlesung mit den Worten: ‚Auf Wiedersehen im Mai‘. Es ist Juni geworden, aber ein halbes Jahrhundert liegt dazwischen.“

Ich habe jene letzte Vorlesung im Winter 1932/33 in Frankfurt miterlebt, bevor ich dann selbst nach Basel ging. Damals habe ich mir oft die bange Frage gestellt, wie wohl Adolph Lowe, der 1933 hatte flüchten müssen, weil die Nazis ihn auf die Liste der sofort zu Verhaftenden gesetzt hatten, wie wohl er und unsere anderen Professoren, die Deutschland verlassen mußten, dieses Schicksal ertragen: Die geistige Einsamkeit in einer ganz und gar fremden Umgebung; die materiellen Sorgen; die Qual, eine neue Sprache zu erlernen und sie dann so zu perfektionieren, daß ein anspruchsvoller Mensch sich adäquat auszudrücken vermag; der Zorn und die Enttäuschung über das eigene Land ...

Adolph Lowe hat dies alles durchgemacht und lange Zeit darunter gelitten. „Aber“, so sagte er damals in jener Rede in Bremen, „auf die Dauer wurde die erzwungene Emigration dann zu einer neuen Lehrzeit. Sie befreite mich aus der Enge rein nationaler Anschauung von Vorurteilen, die meine politische und kulturelle Sicht entstellten. Und so wurde ich fast unmerklich zu einem kritischen Weltbürger erzogen.“



## Die Verwirklichung der Freiheit

Ihm, der auch zuvor ein kritischer Bürger gewesen ist, ging es stets um die Frage: Welche ökonomischen Bedingungen verhindern oder ermöglichen die Verwirklichung der Freiheit für einen möglichst großen Teil der Gesellschaft? Emanzipation auf verschiedenen Stufen – zunächst ganz allgemein Emanzipation von Unwissenheit und Aberglauben; später auf einer höheren Stufe: private Freiheit für das Individuum und öffentliche Freiheit als Recht der Mitbestimmung von Einzelnen und Gruppen. Lowe sagt: „So ist Demokratie die Teilnahme der Beherrschten an der Herrschaft – ein Grundelement echter Freiheit.“

Immer geht es ihm darum, einen größeren Spielraum für Selbstbestimmung zu gewinnen. Aber er weiß auch, daß immer, wenn Fesseln zerrissen werden, auch deren Schutzfunktion verloren geht; denn „wie im gesellschaftlichen, so sind auch im ökonomischen Bereich etablierte Sitten und Verhaltensweisen Bedingung der Stabilität des Ganzen.“

Dies ist der Grund, warum ihm immer auch die Dialektik unserer Situation beschäftigt: Der technische Fortschritt, die industrielle Revolution, der Mensch als Meister seines Geschickes, die Entwicklung immer höher hinaus in prometheischer Empörung, aber zugleich eben gerade dadurch die Möglichkeit der Zerstörung, die damit geschaffen wird: Atomkrieg, ökologische Katastrophen ... Die Dialektik also unserer Situation, „in der ein- und dieselbe Ursache die gegensätzlichen Wirkungen erzeugt.“

Man könnte anfügen, es ist das Dilemma unserer Zeit, daß die beiden großen Probleme Arbeitslosigkeit und Zerstörung der Natur, offenbar nur jeweils auf Kosten des anderen gelöst werden kann. Daß also der Versuch, die Arbeitslosigkeit durch verstärktes Wachstum zu bekämpfen, eine erhöhte Bedrohung der Natur zur Folge hat.

## Integrierung Deutschlands in ein demokratisches Groß-Europa

Sehr früh schon – früher schon als Jean Monnet – hatte Lowe sich für die Integrierung Deutschlands in ein demokratisches Groß-Europa eingesetzt: „Im Frühjahr 1943 – nach Stalingrad – als klar war, daß der Westen siegen werde und die Gedanken an eine Friedensordnung in den Vordergrund traten, hatte ich“, so erzählte er, „zusammen mit meinen Freunden Paul Tillich, Hans Staudinger und Fred Pollock vom Institut für Sozialforschung ein Gespräch mit Präsident Roosevelt. Wir legten ihm den Plan vor, die alten europäischen National-

staaten nicht mehr als souveräne Einheit zu rekonstruieren, sondern ein demokratisch vereintes Europa aus dieser Konkursmasse entstehen zu lassen. Die entmutigende Antwort des Präsidenten war: „Das ist unmöglich. Ich habe mich den Regierungen der europäischen Staaten gegenüber (die ja zu meist in England oder Amerika im Exil waren) verpflichtet, die alten Souveränitäten wieder herzustellen.“

Adolph Lowe wird mit Recht als philosophischer Ökonom bezeichnet. Das Spektrum seines Wissens und seiner Interessen ist ungewöhnlich umfangreich; es erstreckt sich weit hinein in die angrenzenden Gebiete von Geschichte, Philosophie und Theologie. Umso erstaunlicher ist es, daß er auch außergewöhnlich viele und verschiedene Erfahrungen auf praktischen Gebieten im Laufe seines Lebens gesammelt hat – im Laufe seines langen, bis heute bewußt und nachdenklich gelebten Lebens. Als er 1893 geboren wurde, war Bismarck gerade erst drei Jahre aus dem Amt geschieden.

In einem Gespräch, das mein Kollege Matthias Greffrath und ich 1988 mit ihm führten, sagte er: „Meine heutigen Anschauungen haben gewisse Wurzeln im Ersten Weltkrieg. 1916, als ich vom Militärarzt von der Front nach Hause geschickt wurde, fand mein alter Lehrer Franz Oppenheimer für mich eine Stelle als Sekretär einer privaten Forschungsgruppe, die sich Kriegswirtschaftliche Vereinigung nannte und die sich mit den Aufgaben befaßte, vor die die Nachkriegszeit uns stellen werde (und das bemerkensweise im Auftrag Ludendorfs). Dabei standen drei Dinge im Vordergrund: Erstens die militärische Demobilisierung, zweitens öffentliche Arbeitsbeschaffung, drittens eine Reorganisation der Landwirtschaft durch innere Kolonisation.“ Wenige Wissenschaftler verfügen über so viele praktische Erfahrungen.

Von 1919 bis 1924 war er in verschiedenen Reichsministerien tätig, danach baute er am Kieler Weltwirtschaftlichen Institut die Konjunkturforschung auf. Professor Harald Hagemann sagte in seiner Laudation in Bremen: „Lowe gelang es in kürzester Zeit, nahezu alle jüngeren, innovativen deutschsprachigen Theoretiker als ständige Mitarbeiter oder zumindest zu Forschungsaufenthalten in das von Bernhard Harms geleitete Weltwirtschaftsinstitut zu holen, und Kiel zu einem international beachteten Zentrum der Konjunkturforschung zu machen. Mitglied der Kieler Forschungsgruppe war für einige Zeit auch Wassily Leontief, der Nobelpreisträger des Jahres 1973.“

## Preis der Freiheit

Als Lowe Deutschland verlassen mußte, war er zunächst nach England gegangen.



Dr. Marion Gräfin Dönhoff (90), Mitherausgeberin „Der Zeit“, studierte Anfang der dreißiger Jahre Volkswirtschaft in Frankfurt am Main. Einer ihrer Professoren war Adolph Lowe. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten bewegte sie und prägte sich in ihr Gedächtnis ein: „Wir haben in den ersten Wochen nach dem 30. Januar in Frankfurt 90 Dozenten und Professoren verloren, weil die Universität sehr jüdisch und sehr links war. In dieser sich polarisierenden Zeit war für mich ganz klar: Man konnte nur auf der linken Seite stehen, denn dort waren die einzigen, die gegen die Nazis vorgingen.“

Kurze Zeit später ging die „rote Gräfin“, so ihr damaliger Spitzname, nach Basel und schloß dort 1935 ihre Promotion ab. Nach Reisen durch Europa, Afrika und die Vereinigten Staaten verwaltete Gräfin Dönhoff ab 1938 das Familiengut in Ostpreußen. Als die Sowjets Ende Januar einmarschierten, trat sie zu Pferd die Flucht nach Westen an. Das 1962 erschienene Buch „Namen, die keiner mehr kennt“, das auch über den abenteuerlichen Ritt berichtet, wurde zum Bestseller. Ein Jahr nach Kriegsende arbeitete Gräfin Dönhoff bereits in der Redaktion der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“, wo sie dann 1955 Ressortleiterin für Politik und stellvertretende Chefredakteurin wurde. Dreizehn Jahre später übernahm sie die Chefredaktion; 1972 wechselte sie in die Position der Herausgeberin.

Schon früh prägte die Journalistin durch ihre Kommentare die politische Kultur in der Bundesrepublik. Seit Anfang der sechziger Jahre plädierte die Ostpreussin für eine neue Ostpolitik und trat für eine Politik der Versöhnung ein. Dafür erhielt sie 1971 den Friedenspreis des Börsenvereins des deutschen Buchhandels. Immer wieder hat sie engagiert in Büchern, Vorträgen und Artikeln zu politischen Fragen der Gegenwart – sei es zum deutsch-amerikanischen Verhältnis oder zur Apartheidpolitik in Südafrika – Stellung genommen.

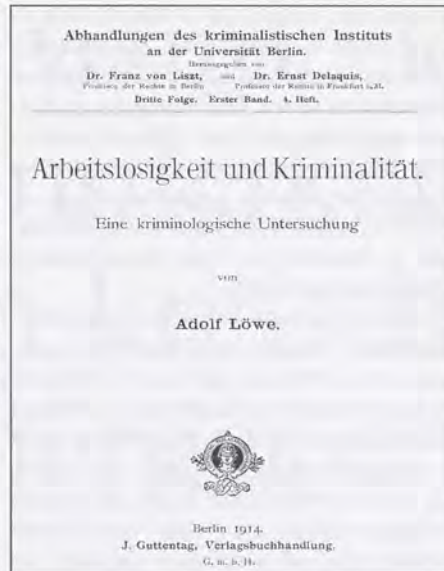
Gräfin Dönhoff, die zu den angesehensten Publizisten der Bundesrepublik zählt, ist Ehrendoktor dreier amerikanischer Universitäten und erhielt zahlreiche andere Preise. Mit dem Titel „Ehrensensator“ der Universität Hamburg ist sie im übrigen in ähnlicher Weise wie Adolph Lowe ausgezeichnet.



Dort entstand seine Schrift: „The Price of Liberty“ (London, Hogarth, 1937), die zur Grundlage seines Denkens geworden ist. In einem langen Interview, das Greffrath 1977 in Amerika mit ihm führte, analysiert er sehr überzeugend das, was er die für England typische „soziale Konformität“ nennt. Ihr Wesen, so definiert er, bestehe in ihren klaren institutionellen Grundlagen, die zu einer freiwilligen Beschränkung des Individuums nötigen.

Selbstdisziplin des Individuums sei nämlich die Vorbedingung der Demokratie. Zur Erläuterung: „Damals – also vor dem Zweiten Weltkrieg – verlief eine wissenschaftliche Debatte in England wie die Direktionssitzung einer Firma. Die Maxime der Engländer ist: Vermeide die Extreme, treibe nie ein Argument bis zur letzten Konsequenz.“ Während, so setzt er hinzu, ein Kongreß in Deutschland zu jener Zeit nur mit einem Schlachtfeld zu vergleichen gewesen sei. Der Preis politischer Freiheit ist die Selbstbegrenzung des Individuums.

Die heutige Situation der unbegrenzten Erwartungen und Forderungen (jedes Jahr besser leben, weiter reisen, schöner wohnen) auf Kosten zukünftiger Generationen kann nicht ad infinitum fortgesetzt werden. Dies werde, so meint Lowe, auf die Dauer zu einer autoritären Lenkung der Gesellschaft führen, falls die Menschen nicht bereit sind, freiwillig Beschränkung zu üben – denn das sei die



Mit dieser Studie Lowes begann vor über 85 Jahren sein Lebenswerk.

einzigste Alternative zur autoritären Regierung. Es genüge ja schon, sagt er, wenn wir uns für einige Zeit mit dem zufrieden geben, was wir haben, wir brauchten gar nicht Askese zu praktizieren.

Im Jahre 1970 hat Lowe eine Untersuchung gemacht, die zu folgendem Ergebnis kam: Wenn wir für die Lösung unserer Umweltprobleme auf die Dauer von 25 Jahren jährlich 100 Milliarden Dollar auszugeben hätten, so würde dies bedeuten, daß wir auf dem Lebensstandard des Jah-

res 1960 (damit ist der Amerikas gemeint) festgeschrieben würden, wir lebten also gewiß nicht in einem Jammertal.

Heute aber weiß er, daß es hoffnungslos ist, unserer auf rasches Glück – instant gratification – eingeschworenen Gesellschaft Selbstbeschränkung zu predigen. Die Voraussetzung für Erfolg wäre, daß sich die Grundeinstellung der Menschen ändert. Sie müßten sich klar darüber sein, „daß die Gesellschaft nicht aus den Menschen besteht, die heute da sind, sondern daß Gesellschaft ein kontinuierlicher Prozeß ist, in dem es ebenso eine Zukunft wie eine Vergangenheit gibt.“

### Kleinere Katastrophen sollen „Notstandssolidarität“ schaffen

Lowes Rezept heißt darum, wir brauchen eine Reihe kleiner Katastrophen, um die Menschen zur Besinnung zu bringen. Denn dies, meint er, würde zu einer Art „Notstandssolidarität“ führen. Das ist eine höchst einleuchtende Theorie. Nur: Was heißt da „klein“? Die Energiekrise 1973/74 hat offensichtlich nicht ausgereicht. Und Tschernobyl? Ein Tschernobyl wohl auch nicht. Müßten es also mehrere sein? Oder wäre eine eindrucksvolle Wirtschaftskrise besser geeignet? Aber weiß man dann, ob nicht aus einer kleinen Katastrophe eine große wird?

Lowes Trost lautet: Der weltgeschichtliche Prozeß ist unberechenbar – wir brauchen nur wenige Jahre zurückzudenken; wer hätte damals voraussehen können, was sich heute abspielt. Geschichte ist eben nicht Physik, und Hochrechnungen sind zwangsläufig immer falsch, weil sie meist nur einen Faktor extrapolieren und die ungezählten Möglichkeiten, die hinzutreten, außer Betracht bleiben.

Mehr als 70 Jahre intensiver, theoretischer und praktischer Beschäftigung mit ökonomischen und sozialen Problemen haben den Professor zu der Erkenntnis gebracht: „Das Leben ist viel erfindungsreicher, als irgendeiner von uns, und die Geschichte ist schöpferischer als selbst der größte theoretische Geist.“

Als ich in Frankfurt studierte, hieß es Löwe – der Umlaut ging versehentlich verloren, weil die englische Behörde, die ihn einen neuen Paß ausstellte, keinen Umlaut auf ihrer Maschine hatte. Auch nach so vielen Jahren ist diese Veränderung für mich noch immer äußerst befremdlich. Die Feder sträubt sich noch jedesmal bei dem kahlen Lowe – mir ist aber auf diese Weise klar geworden, worauf die heute so oft beschworene Identität eigentlich beruht: auf zwei Pünktchen.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1990

## Adolph Lowe – 1933 aus der Universität vertrieben, 1989 zum Ehrenbürger ernannt

„Damit ist die 75-Jahrfeier der Universität für mich ein festliches Ereignis geworden, das viele der vor bald sechzig Jahren erlittenen Enttäuschungen auslöscht.“ Mit diesen versöhnlichen Worten nahm der 1995 gestorbene Frankfurter Emeritus Adolph Lowe die Ehrenbürgerwürde an, die ihm 1989 von der Goethe-Universität verliehen wurde. Adolf Löwe – der Umlaut wurde im englischen Exil ersetzt – kam 1930 als Professor für „Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ an die Universität. Mit seiner Berufung war gleichzeitig die Mitgliedschaft am Institut für Sozialforschung verbunden. Eine Doppelfunktion, in der er das Institut nach Horkheimers Exil ein halbes Jahr auch leitete. Die NS-Machthaber trieben Löwe wegen seiner sozialdemokratischen Überzeugung und seines jüdischen Glaubens 1933 ebenfalls ins Exil. Zunächst nach England und ab 1940 in die Vereinigten Staaten, wo er

– wie auch sein Frankfurter Mitstreiter Kurt Riezler – in den Professorenkreis der „New School for Social Research“ eintrat. Nach dem Kriegsende war Lowe für die Frankfurter Universität vorerst nur ein „Wiedergutmachungsfall“: Mit preußischer Genauigkeit wurde über Dienstalterstufe verhandelt und über Ausfallzeiten im Ersten Weltkrieg gestritten. Eine Rückberufung schien außer Reichweite. Das wissenschaftliche Lebenswerk Lowes wurde in Frankfurt erst in den achtziger Jahren wiederentdeckt, als der Wirtschaftswissenschaftler Bertram Schefold 1981 den Kontakt zu ihm suchte. Bei einer akademischen Feierstunde zu Lowes 100. Geburtstag an der Goethe-Universität am 4. März 1993 würdigte der New Yorker Professor Robert Heilbroner Leben und Werk des wegen Krankheit abwesenden Jubilars. Adolph Lowe starb am 3. Juni 1995 in Wolfenbüttel im Alter von 102 Jahren.



## Das wissenschaftliche Wirken von Adolph Lowe

Adolph Lowe, ein Großer unter unseren Emeriti und korrespondierendes Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, wurde im Frühjahr 1931 auf den Grünbergschen Lehrstuhl in der fünften Fakultät berufen. Er sollte auf dem Gebiet der Konjunktur- und Wachstumstheorie arbeiten, daneben aber auch die interdisziplinäre Forschung mit den Frankfurter Soziologen und Politologen fördern. In den nur drei Semestern seiner Lehre in Frankfurt bis zur Entlassung nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums („aus politischen Gründen“) entfaltete er eine charakteristisch vielseitige Tätigkeit, welche im Unterricht auf die anwendungsbezogene marshallianische Schule zurückgriff, aber auch in der Begegnung mit Tillich, Mannheim, Wertheimer, Mitgliedern des Instituts für Sozialforschung und einigen Altphilologen im „Kränzchen“ des Kurators Riezler ein fachübergrei-

fendes wissenschaftliches Gespräch pflegte. Wie die Universitätsgeschichte von Kluge und Hammerstein belegen, setzte er sich für die Universitätsreform ein, erarbeitete Vorschläge zur Strukturierung der berufsbezogenen Ausbildung, rief auf zur Besinnung der Universität auf ihre erzieherische Aufgabe und kämpfte für den Fortbestand der demokratischen Institutionen. Die Emigration führte ihn zuerst nach England, dann an die New School for Social Research in New York, wo er von 1940 bis 1983 tätig war.

Lowe, geboren 1893, lebte bis zu seinem Tod in Wolfenbüttel. Die 1990 erschienene deutsche Ausgabe seines Buches „Has Freedom a Future?“ (Hat die Freiheit eine Zukunft) ist die Summe eines Lebenswerks, das vor über 85 Jahren, mit der Studie „Arbeitslosigkeit und Kriminalität“, begann und fragt, wie Freiheit und individuelle Entfaltung eine Zukunft haben können, wenn doch gesellschaftliche und öko-

nomische Bindungen (spontane Konformität) Voraussetzungen der wirtschaftlichen Entwicklung im Einklang mit der Natur bleiben. Zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen zählen seine Publikationen zur Konjunkturtheorie aus den zwanziger Jahren, die durch seine Methodenkritik bedeutende Kontroversen auslösten, sein Buch „On Economic Knowledge“ von 1965, das aufrief, in der Wirtschaftspolitik auf die Herbeiführung zielgerechter Verhaltensweisen zu reflektieren und die Instrumentalanalyse begründete, und sein 1976 erschienenes „The Path of Economic Growth“, das in ökonomischen Diskussionen aktuell geblieben ist, weil es einen neuartigen Versuch darstellt, die Beschäftigungseffekte unterschiedlicher zeitlicher Verlaufsmuster des technischen Wandels abzuleiten.

**Bertram Schefold, Fachbereich  
Wirtschaftswissenschaften**



Adolph Lowe (2) an der New School for Social Research, USA, 1946/47. In dieser Runde befanden sich neben Lowe viele Emigranten, die an deutschen Universitäten gelehrt hatten. Eduard Heimann (1), Wirtschaftsprofessor, galt als leitender Denker des „protestantisch religiösen Sozialismus“. In der Weimarer Republik war er Mitherausgeber der „Neue Blätter für den Sozialismus“.

Hans Neisser (3), ebenfalls Wirtschaftsprofessor, lehrte einst wie Lowe am Kieler Institut für Weltwirtschaft und Weltverkehr und war von 1925 bis 1927 Mitherausgeber des „Magazin der Wirtschaft“.

Leo Strauss (4) arbeitete als Forschungs-Assistent an der Akademie für die Wissenschaften des Judentums in Berlin; in den Vereinigten Staaten

wurde er dann Professor für politische Philosophie.

Albert Salomon (5), ein Soziologieprofessor, gab 1928 bis 1932 das damalige Diskussionsorgan der SPD, „Die Gesellschaft“, heraus. Bevor er emigrierte, lehrte er am Berufspädagogischen Institut in Köln.

Kurt Riezler (6), Professor der Philosophie, war von 1927 bis 1933 Kurator der Universität Frankfurt. Der Berufspolitik Riezlers war es zu verdanken, daß viele hochbegabte und produktive Gelehrte – darunter auch Lowe – nach Frankfurt kamen und der Universität ihren eigentlichen Charakter gaben. Im Haus Riezlers traf sich regelmäßig „das Kränzchen“ (siehe Kasten). Riezler hatte bereits eine steile Karriere als Diplomat hinter sich: Nach dem Ersten Weltkrieg leitete er die wiedereröffnete deutsche Botschaft in Moskau. Aus Protest gegen den Versailler Vertrag quittierte er den Dienst. 1933 warfen ihm die Nazi vor, „vorab jüdische Professoren nach Frankfurt gezogen zu haben“ und eine „nichtnationale Gesinnung und marxistisch-liberalistische Neigungen“ zu besitzen. Riezler wurde zum Rücktritt gezwungen.

Hans Staudinger (7), Professor der Volkswirtschaftslehre, war ein Freund Lowes. Der spätere Staatssekretär und Direktor des „Institut of World Affairs“ verließ Deutschland 1934. Erich Hula (8), Professor für politische Wissenschaft und internationales Recht war bis zur braunen Machtergreifung wissenschaftlicher Assistent am Institut für Internationales Recht in Köln.

Julie Meyer (9), eine Soziologin, gab bis 1933 das „Echo der jungen Demokratie“ heraus. Zunächst leitete sie das Wirtschaftsberatungsbüro der Nürnberger Reichsvertretung, bevor sie dann 1937 emigrierte.







# Der zweckentfremdete Küchentisch

## Ludwig Edinger und die Anfänge der Hirnforschung in Frankfurt

von Wolfgang Schlote  
und Gerald Kreft

Im Jahre 1881 habilitierte sich in Gießen ein junger Arzt namens Ludwig Edinger mit einem Vortrag über die sekundäre Nervenfaserverdegeneration im Rückenmark, sah aber dort wegen seiner jüdischen Abstammung keine Chance für eine wissenschaftliche Laufbahn. Der Antisemitismus beherrschte in dieser Zeit das Geistesleben in Deutschland. Edinger begann ein Wanderleben. Er besuchte Berlin, Leipzig und Paris, wo er bedeutende, auf dem Gebiet der Medizin tätige Wissenschaftler persönlich kennenlernte – Paul Ehrlich, Carl Wernicke, Rudolf Virchow, Robert Koch, Alois Strümpell, Wilhelm Erb, Paul Möbius, Emil Kraepelin, Paul Flechsig, Carl Weigert, Julius Cohnheim oder Jean Marie Charcot. In Paris erhielt er sogar das Angebot, zu bleiben. Seine Mutter, die seit dem Tod des Vaters in Frankfurt in der Leerbachstraße wohnte, überredete ihn aber zurückzukehren. Er dürfe mit seinem Können „nicht der Heimat verloren gehen“. Diesem Rat folgte Edinger. Er ließ sich im April 1883, mit 28 Jahren, in Frankfurt als „Practischer Arzt und Spezialist für Nervenheilkunde“ in der Kaiserhofstraße nieder.

### Ein niedergelassener Nervenarzt forscht am Gehirn

Edingers Ziel war es, Wissenschaft und Praxis auf diesem Gebiet zu vereinen. In den zurückliegenden Jahren hatte er erkannt, daß zwar die klinischen Kenntnisse



Ludwig Edinger (1855-1918): Nervenarzt und Hirnforscher

über Nervenkrankheiten groß und genau waren. Bis in Einzelheiten waren die Symptome der wichtigsten Krankheiten des Nervensystems bekannt. Die Kenntnis der Hirnanatomie und der Bedeutung der einzelnen Hirnteile dagegen war kläglich gering und hinkte dem Wissensstand der klinischen Medizin weit hinterher. Das Gehirn war, trotz aller Hypothesen, eine „black box“ geblieben.

Während seiner Studien- und Wanderjahre war Edinger zu der Ansicht gelangt, in der Anatomie des Gehirns müsse ein Schlüssel zum Verständnis sowohl der Hirnfunktionen als auch der Nervenkrankheiten liegen. Im Winter 1883/84 begann er mit eigenen anatomischen Studien, zunächst zur Entwicklung des Gehirns aus seinen embryonalen Vorstufen. Dazu stellte Edinger in seinem Schlafzimmer einen alten Küchentisch auf und bestückte ihn mit Mikrotom, Mikroskop und

Glasutensilien. Die Gehirne menschlicher Feten bezog er aus Marburg, wo er mit dem Leiter der dortigen Entbindungsanstalt eine diesbezügliche Vereinbarung getroffen hatte. Weitergehende ethische Fragen spielten zu dieser Zeit keine Rolle, wohl aber mußte Sorge getragen werden, daß die Haushälterin nicht erfuhr, was sich in der Wohnung abspielte. Jedesmal, wenn Sendungen aus Marburg eingetroffen waren, wurde die Haushälterin unter einem Vorwand aus dem Haus geschickt, wie Edinger in seinen Erinnerungen schreibt.

Edinger hatte eine gut gehende nervenärztliche Praxis. Den Frankfurter Ärzten zollte er ein großes Lob: „Die Mehrzahl der leitenden Ärzte war ungewöhnlich gut ausgebildet; manche von ihnen hatten selbst wissenschaftlich gearbeitet oder waren an der Herausgabe von Handbüchern beteiligt. Das große wissenschaftliche Interesse war etwas für eine Nicht-Universitätsstadt Einzigartiges.“ Auf Wunsch seiner Kollegen hielt Edinger im Herbst 1884 „Zehn Vorlesungen über den Bau des menschlichen Gehirns“, wahrscheinlich vor dem Frankfurter Ärztlichen Verein. Er ergänzte jede Vorlesung am Schluß durch Bemerkungen über die normale und gestörte Funktion der besprochenen Hirnteile. Diese Vorlesungen fanden so großen Widerhall, daß Edinger sie 1885 in Buchform publizierte (*Abb. 1*). Das Werk wurde ständig ergänzt und erlebte acht Neuauflagen, die letzte im Jahre 1911.



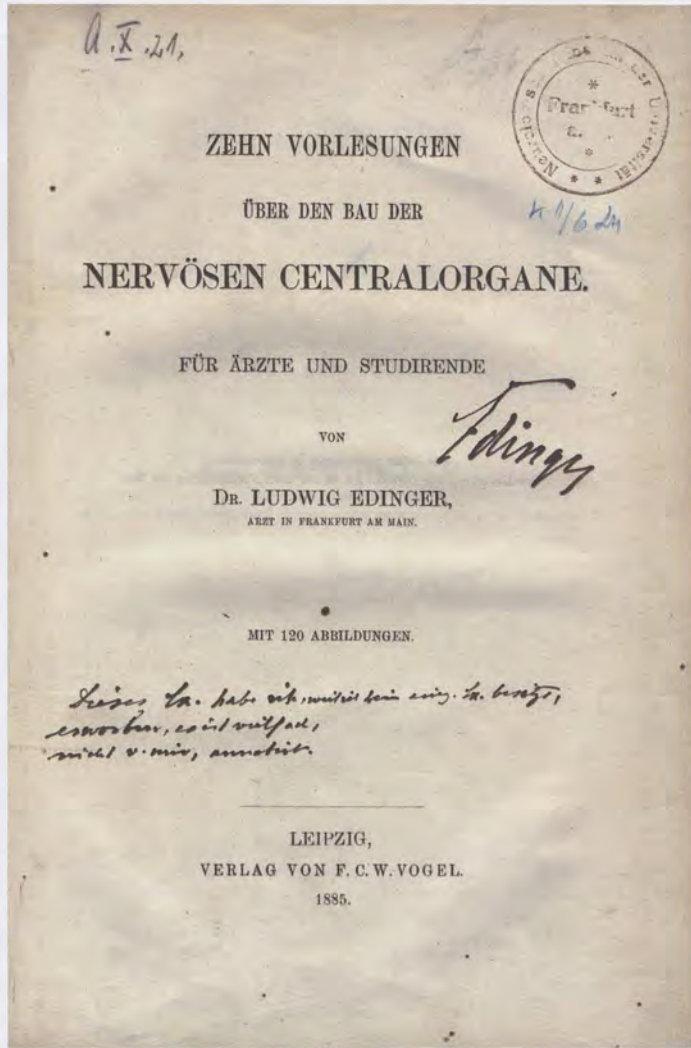


Abb. 1: Titelblatt von Edingers im Herbst 1884 vor Frankfurter Ärzten gehaltenen „Zehn Vorlesungen über den Bau der Nervösen Centralorgane“, deren Veröffentlichung im Jahre 1885 ihn berühmt machten. Edinger notierte darauf handschriftlich: „Dieses Ex[emplar] habe ich, weil ich kein eig[enes] Ex[emplar] besitze, erworben, es ist vielfach, nicht v[on] mir, annotiert.“

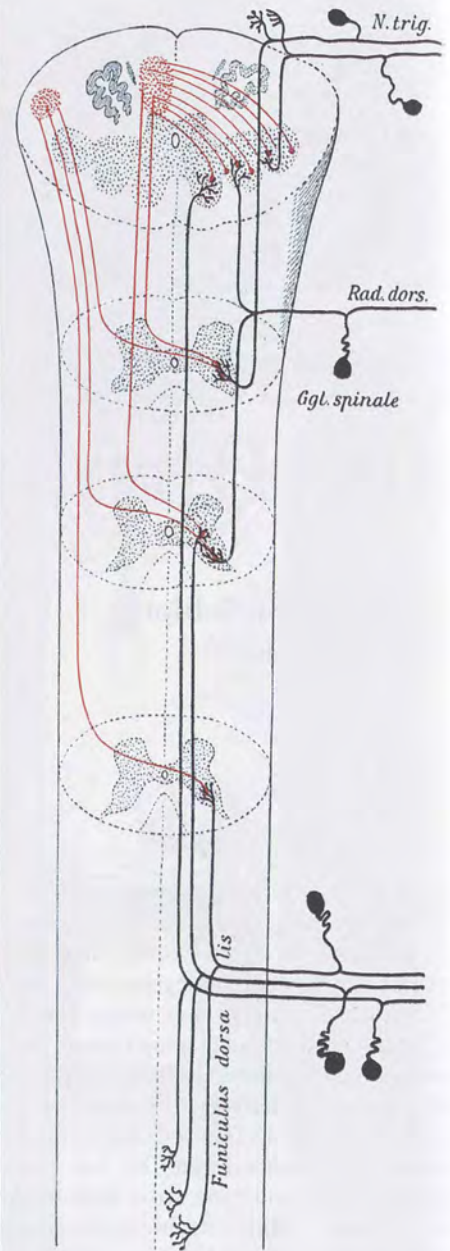
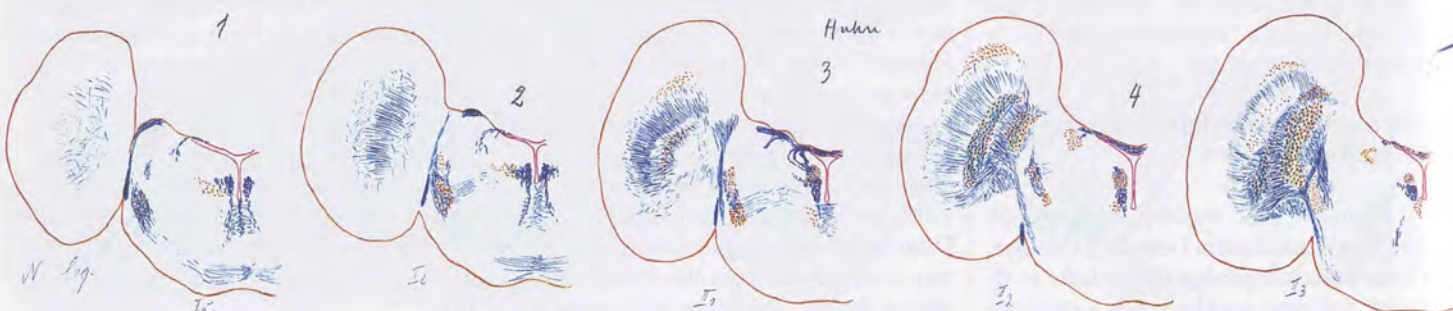


Abb. 3: Die von Ludwig Edinger entdeckten Schmerzleitungsfasern im Rückenmark (rot), die in jedem Segment die Seite wechseln und sich zu einer aufsteigenden Bahn vereinigen. Bisher kannte man nur die (hier schwarz eingezeichnete) Gefühlsbahn, die Tastgefühl und Schmerz gemeinsam leiten sollte. Die Abbildung stammt aus Edingers »Bau der nervösen Zentralorgane«, F.C. Vogel 1911.

Bei seinen Studien entdeckte Edinger fast täglich bislang unbekannte Strukturen, meist Nervenzellgruppen oder Nervenfaserstränge (Abb. 2). Dabei setzte er die neue, von dem Anatomen Carl Weigert in Leipzig ausgearbeitete Methode zur Sichtbarmachung von markhaltigen Nervenfäsern mit Methylenblau ein. Als seine wichtigste Entdeckung bezeichnete

Edinger die des Verlaufs der Schmerzbahn, die nach Ansicht des auf diesem Gebiet dominierenden Psychiaters Theodor Meynert ihr Ende im Kleinhirn fand. Edinger konnte nachweisen, daß die Schmerzbahn aus den Spinalganglien bis in das Zwischenhirn hinaufläuft (Abb. 3). Er wagte es, dieses Ergebnis zu publizieren. Meynert war zunächst wütend auf den jungen Mann, der eine seiner Lehren angriff. Dann überzeugte er sich aber durch eigene Untersuchungen, daß Edingers Resultat richtig war und besuchte ihn eines Tages in Frankfurt, um ihm seine Anerkennung auszusprechen.

Abb. 2: Unveröffentlichte Handskizze Edingers nach Schnittpräparaten (Serienschnitte) durch das Gehirn des Huhns mit Darstellung von Nervenfäsern (blau), von Nervenzellgruppen (Punkte auf gelbem Grund) und des Ventrikelsystems (rot).





**Edingers Entdeckungen werden weltweit bekannt**

Durch sein Buch, seine Vorträge und Publikationen war Edinger in wenigen Jahren ein nicht nur in Deutschland, sondern international bekannter Mann geworden. Edingers ausgedehnter Briefwechsel mit Kollegen aus europäischen und amerikanischen Staaten bewahrt das Neurologische Institut der Universität Frankfurt auf.



Abb. 4: Der bedeutende Pathologe Carl Weigert (1845-1904) stellte in der von ihm geleiteten Dr. Senckenbergischen Anatomie Ludwig Edinger 1885 einen Arbeitsplatz zur Verfügung. Die unzertrennlichen Freunde arbeiteten 17 Jahre lang unter beengtesten Verhältnissen in einem Raum zusammen.

Zahlreiche Besucher stellten sich in Frankfurt ein, die den persönlichen Kontakt mit Edinger suchten. Glücklicherweise fand Edinger bald einen Weg aus der Enge des provisorischen Studierzimmers heraus, und zwar durch Carl Weigert, den Edinger aus den Tagen in Leipzig kannte. Dieser hatte gehofft, nach dem Tode des Anatomen Julius Cohnheim einen Ruf auf dessen Leipziger Lehrstuhl zu erhalten. Der Antisemitismus verhinderte dies.



Abb. 5: Das im Juli 1898 aufgenommene Gruppenphoto zeigt Ludwig Edinger (stehend, Vierter von rechts) und Carl Weigert (sitzend, Zweiter von rechts) zusammen mit weiteren Mitarbeitern an der Dr. Senckenbergischen Anatomie. Die Aufnahme entstand auf dem Gelände der Dr. Senckenbergischen Stiftshäuser, das damals von der Bleichstraße und der Stiftstraße umschlossen wurde und einen großen botanischen Garten enthielt.



Abb. 6: Der Name »Edingerweg« wurde am 30.6.1930 vergeben. 1935 bis 1945 lautete der Name »Walter Flex-Straße«, benannt nach dem 1917 gefallenen deutschen Dichter im Geiste der Kriegsfreiwilligen. Seit 1945 gilt wieder der alte Name. Am 10. Juli 1963 wurde auf Bestreben des längjährigen Vertreters der Familie Edinger im Vorstand der Ludwig Edinger-Stiftung, des Stadtverordneten Professor Dr. med. Max Flesch-Tebeusius, das zusätzliche Hinweisschild auf Ludwig und Anna Edinger angebracht. In den siebziger Jahren führten Anschläge der RAF auf das umliegende, von der US-Army genutzte Gelände zur Schließung des Weges; das Straßenschild verschwand unbemerkt. Nach dem Abzug der amerikanischen Streitkräfte ist die Stadt Frankfurt gegenwärtig dabei, den »Edingerweg« in ein neues Bbauungskonzept zu integrieren und das Straßenschild wieder aufzustellen.

Weigert sah sich gezwungen, ebenso wie Edinger selbst, in die Praxis zu gehen. Zum rechten Zeitpunkt machte Edinger

den damaligen Vorsitzenden der Senckenbergischen Stiftung, den allseits verehrten Arzt Moritz Schmidt-Metzler, auf Weigert aufmerksam und erreichte, daß dieser in der Senckenbergischen Anatomie eine Prosektur für die Frankfurter Krankenhäuser erhielt. Nach dem Tode von Johann Christian Gustav Lucae wurde die Stelle des Direktors der Anatomie in eine solche für pathologische Anatomie umgewandelt und am 26. Februar 1885 Carl Weigert übertragen. Noch im gleichen Jahr räumte Weigert Edinger einen Arbeitsplatz in seinem Institut ein (Abb. 4). Die fortan unzertrennlichen Freunde diskutierten ihre beiderseitigen Entdeckungen so intensiv, daß Edinger später bemerkte, er wisse oft nicht, ob eine bestimmte neue These von Weigert oder von ihm stamme (Abb. 5).

1886 heiratete Edinger die Bankierstochter Anna Goldschmidt; aus der Ehe gingen ein Sohn und zwei Töchter hervor. Seine Frau begleitete die wissenschaftliche Tätigkeit ihres Mannes mit großem Interesse. Sie neigte stärker zu sozialem Engagement und war maßgeblich an der Organisation der kommunalen Sozialarbeit in Frankfurt am Main beteiligt. Übrigens benannte die Stadt 1930 eine Straße





in der Nähe der Miquel-Adickesallee zu Ehren der beiden Eheleute „Edingerweg“ (Abb. 6).

### Edinger bekommt endlich ein eigenes Institut

1902 ist die Geburtsstunde des Senckenbergischen Neurologischen Instituts. Edinger berichtet 1907 im Rückblick: „Von 1885 bis 1902 arbeiteten wir in dem allgemeinen Praktikantensaal der Anatomie. Die Verhältnisse waren zwar eng und oft störend, aber der rege und innige Verkehr mit dem Direktor der Anatomie, Carl Weigert, hat sich täglich von hohem Wert erwiesen. Als aber mit der Zunahme der Sammlung, der notwendigen Anstellung eines Assistenten und auch der Zunahme der Praktikanten eine Verlegung dieser Arbeitsstätte wünschenswert erschien, räumte Carl Weigert der Neurologie 1902 ein eigenes Zimmer ein“. 1903 wurde Edinger von der Stiftung zum Direktor des „Dr. Senckenbergischen Neu-



Abb. 7: Das im September 1912 entstandene Gruppenphoto zeigt Ludwig Edinger bei einer Gehirndemonstration im Kreise seiner Schüler und Mitarbeiter. Die Aufnahme entstand im Neurologischen Institut, das Edinger aus privaten Mitteln aufgebaut hatte und das sich seit 1907 im zweiten Stock der heutigen Senckenbergischen Pathologie am Sachsenhausener Mainufer befand. Im Hintergrund sind die Glaschränke mit Teilen der Edingerschen Präparatesammlung erkennbar.

rologischen Instituts“ ernannt. Schöpferische Jahre folgten (Abb. 7). Im Mittelpunkt der 78 Arbeiten, die 1907 in einer Publikationsliste des Instituts aufgeführt wurden, stand die vergleichende Anatomie des Gehirns. Die geniale Idee Edingers war es, durch genauen Vergleich der

makroskopischen Gliederung und der feineren Strukturierung des Gehirns in der evolutionär aufsteigenden Tierreihe einzelnen Hirnteilen definierte Leistungen zuzuordnen (Abb. 8). Sehr bald zeigte sich, daß bestimmte Hirnteile in der Tierreihe in ihrem Aufbau weitgehend konstant



Abb. 8: Ein Blick in Schauschränke der vergleichend-anatomischen Hirnsammlung Ludwigs Edingers. Sie war zu Edingers Zeit die größte Sammlung ihrer Art und bildet heute, zusammen mit der Edinger-Bibliothek, den kostbarsten Besitz des Neurologischen Instituts.



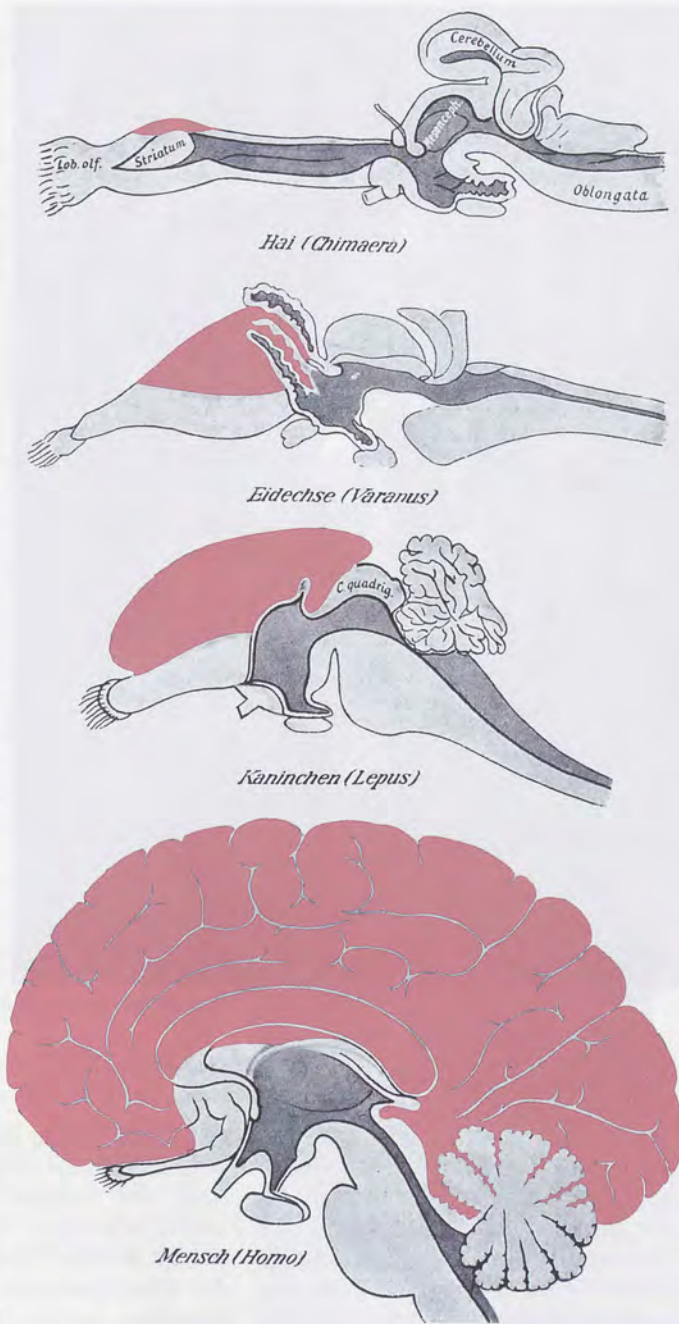


Abb. 9: Entwicklung des Neuhirns (Neencephalon, rot) in der Tierreihe. Das Neuhirn nimmt gegenüber dem Althirn (Palaeencephalon, grau) beim Menschen überproportional stark zu.

bleiben, andere sich in Struktur und Ausdehnung ganz erheblich verändern und dem sich wandelnden Verhaltensrepertoire der Tiere entsprechen (Abb. 9). So konnte Eddinger auch im menschlichen Gehirn „alte“ und „neu erworbene“ Abschnitte („Palaeencephalon“ und „Neencephalon“) unterscheiden (Abb. 10). Diese Termini sind inzwischen Allgemeingut der anatomischen Nomenklatur, ohne daß ihre Entdeckung durch Eddinger immer bekannt wäre. Eddinger selbst hat übrigens dieser Anonymisierung seiner Forschungsergebnisse Vorschub geleistet, in-

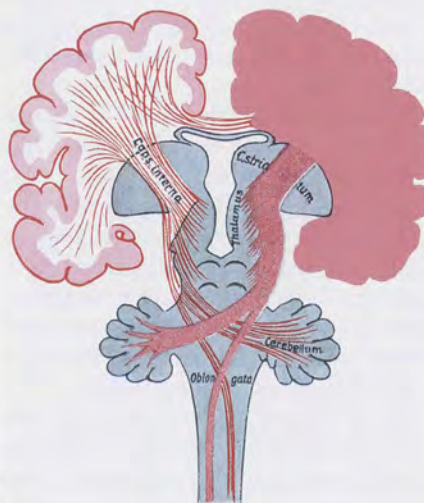


Abb. 10: Aufgrund seiner vergleichend-anatomischen Studien konnte Eddinger das menschliche Gehirn in Neuhirn (rot) und Althirn (grau) gliedern. Neuhirnbahnen sind in Althirnteile integriert.

dem er 1893 auf der Baseler Nomenklaturkommission anregte, „daß man die Hirnfaserung nicht mehr, wie bisher geschehen, nach den Entdeckern nennen sollte, sondern nach Anfang und End[e]“.

### Eddinger gründet eine private Poliklinik für Nervenranke

Aber auch seine ärztliche Tätigkeit vernachlässigte Eddinger in dieser Zeit nicht. So richtete er am 1. Oktober 1892

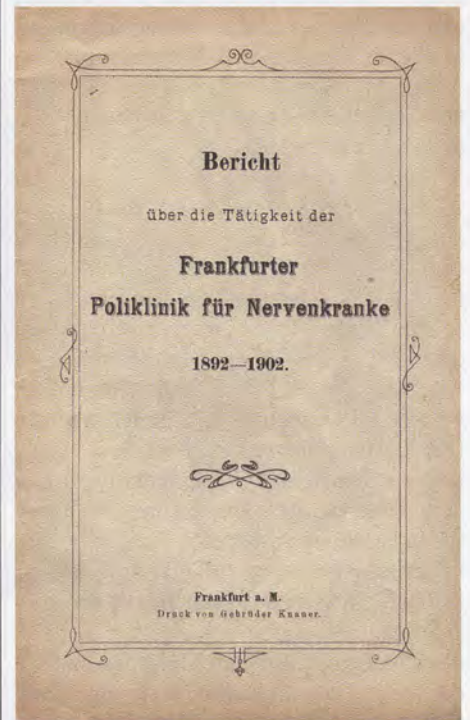


Abb. 11: Titelblatt des 1903 veröffentlichten „Berichts über die Tätigkeit der Frankfurter Poliklinik für Nervenranke (1892-1902)“, die von Ludwig Eddinger zusammen mit weiteren niedergelassenen Frankfurter Nervenärzten aus privaten Mitteln gegründet wurde. Arme wurden hier unentgeltlich behandelt.

zusammen mit anderen Frankfurter Ärzten in der Bleichstraße die Frankfurter Poliklinik für Nervenranke ein. Dieser Schritt resultierte aus der Erkenntnis, daß die in dieser Stadt bestehenden Einrichtungen wie die von Emil Sioli geführte „Städtische Anstalt für Irre und Epileptische“, das von August Knoblauch geleitete „Städtische Siechenhaus Sandhof“ oder die Privatpraxen der niedergelassenen Nervenärzte zur angemessenen medizinischen Versorgung dieser Patienten nicht ausreichten. Insbesondere aber wurden die Armen unentgeltlich behandelt! Zugleich ergab sich auf diesem Wege die Möglichkeit, neben der ärztlichen Betreuung auch wissenschaftliche Ziele zu verfolgen.

Die Poliklinik war sehr erfolgreich. In den ersten zehn Jahren suchten sie über 3.000 Personen auf (Abb. 11). Behandelt



wurden „Erkrankungen der peripheren Nerven, des Rückenmarks, des Gehirns, psychische Störungen, degenerative, vasomotorische und trophische Störungen, Vergiftungen, Affektionen der Muskeln und Gelenke“ und „andere Nervenkrankheiten“, wie es in der Liste heißt: hierunter finden sich auch die Stichworte „Simulation“, „soziales Elend“ oder „Neurosen“. Diese Poliklinik, die nach einem Umzug in die Stiftstraße bis 1923 bestand, betrieb Neurologie im heutigen Sinne. 1925 bezog die Stadt ihre Räume und eröffnete dort die „Universitätspoliklinik für Gemüts- und Nervenranke“.

### Die Senckenbergische Stiftung spielt nicht mehr mit

1904 starb Carl Weigert – für Edinger ein schwerer Schlag, dessen Tragweite sich noch erweisen sollte, da sich nunmehr die Beziehung zur Senckenbergischen Gesellschaft trübte. Zunächst jedoch wurde der bereits geplante und von Weigerts Nachfolger Eugen Albrecht vollzogene Umzug der Senckenbergischen Anatomie in einen Neubau – die heutige Senckenbergische Pathologie auf dem Gelände des Universitätsklinikums (damals Gartenstraße 225) – nicht beeinträchtigt. Hier bezog Edinger am 10. Dezember 1907 das zweite Stockwerk mit acht Räumen, die er aus eigenen Mitteln einrichtete und als Neurologisches Institut eröffnete. Dieses gliederte er in eine neuroanatomische und eine neuropathologische Abteilung, zu deren Leitern er im Laufe der Jahre u.a. den Niederländer Cornelius Ubbo Ariens Kappers und Heinrich Vogt bestellte. Die Senckenbergische Stiftung aber sorgte sich über die zunehmenden Aktivitäten des Instituts, sie befürchtete finanzielle Belastungen. Um die ohnehin nur noch nominell existierenden Verbindungen zu lösen, wies die Stiftung Edinger nach langen Querelen schließlich an, sein Institut nicht mehr „Dr. Senckenbergisches...“ sondern nur noch „Neurologisches Institut“ zu nennen – ein für Edinger enttäuschender Vorgang, der in einem längeren Briefwechsel aus den Jahren 1908 und 1909 nachzulesen ist.

### Edinger gehört zu den Begründern der Frankfurter Universität

Eine große Genugtuung war für Ludwig Edinger die Aufnahme seines Instituts in die Frankfurter Universität. In der Stiftungsurkunde aus dem Jahre 1911 wird das Neurologische Institut als eines der elf Gründungsinstitute aufgeführt. 1914, im Jahre der Eröffnung der Uni-



Das von Lovis Corinth angefertigte Ölgemälde Ludwig Edingers (145 x 110 cm) entstand 1909 und gilt als eines der bedeutendsten Arztporträts des 20. Jahrhunderts. Das Bild gehört heute zu den Beständen des historischen Museums in Frankfurt am Main.

### Die Ludwig Edinger-Stiftung

Seit der Universitätsgründung bemühte sich Edinger um die Errichtung einer Stiftung zum Unterhalt seines Institutes, deren Satzung in der Fassung aus dem Jahre 1917 schließlich 1919 vom Preußischen Kultusministerium genehmigt wurde. Sie trägt den Namen „Ludwig Edinger-Stiftung“. Noch heute ist das Neurologische Institut Eigentum der Stiftung, die ihre Erträge satzungsgemäß „für den Betrieb des Neurologischen Instituts“ verwendet.

Während der Zeit des Nationalsozialismus war die Stiftung von der sogenannten „Arisierung“ betroffen. Dabei wurde sie u.a. in „Stiftung für Neurologie“ umbenannt, um die Erinnerung an ihren jüdischen Begründer auszulöschen. Außerdem erfolgten Änderungen in der Satzung, nach denen Stiftungsmittel nur noch an deutsche Wissenschaftler zu vergeben seien.

Dieser Passus wurde übrigens erst 1993 revidiert und die alte Edingersche Formulierung wieder eingesetzt: „Bei der Vergebung der Beihilfen dürfen

Geschlecht, Religion, Abstammung, soziale Stellung oder politische Meinung des Bewerbers keinen Unterschied begründen und nicht berücksichtigt werden. Entscheidend ist nur die Würdigkeit und Befähigung des Bewerbers und das Ziel, der wissenschaftlichen Arbeit freie Bahn zu schaffen“.

Das Kuratorium der Stiftung besteht heute aus zwei Mitgliedern des Fachbereichs Humanmedizin, die vom Präsidenten der Universität ernannt werden, dem Geschäftsführenden Direktor des Neurologischen Instituts, einem Vertreter des Magistrats der Stadt Frankfurt, einem Vertreter der Stadtverordnetenversammlung und einem Mitglied der Familie Edinger. Die Stiftung untersteht dem Rechtsamt des Magistrats und gehört zur großen Zahl der privaten Stiftungen in Frankfurt. Die Ludwig Edinger-Stiftung ist eine der letzten jüdischen Wissenschaftsstiftungen in Deutschland aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.



### Entdeckungen Ludwig Edingers, die noch heute mit seinem Namen verbunden sind

- ▶ Edinger-Westphal-Kern: Hirnnervenkerngebiet im Mittelhirn, dessen Nervenzellen auf Lichteinfall reagieren und die Verengung der Pupille auslösen.
- ▶ Edinger-Bahn: Tractus spinothalamicus, dessen Nervenfasern beim Menschen Schmerzempfindungen in das Gehirn leiten und im Zwischenhirn enden.
- ▶ Edinger-Hinterstrangfeld: Bereich im Hinterstrang des Rückenmarkes, das an die hintere Kommissur grenzt. Die hier liegenden Nervenfasern schalten Impulse nur innerhalb des Rückenmarkes um.
- ▶ Edinger-Gesetz: Nervenzellen beantworten langandauernde schwache Reize mit einer Stoffwechselsteigerung, Struktur- und Größenzunahme; überstarke intermittierende Reize mit einer Atrophie, also einer Degeneration und mit dem Zelluntergang.
- ▶ Edinger-Zeichenapparat: Projektionsapparat für Rekonstruktionszeichnungen, der das genaue Nachzeichnen der Konturen mikroskopischer Präparate auf einem Zeichentisch erlaubt.
- ▶ Edinger-Doppelokular: Zwei kombinierte Okulare, die es zwei Betrachtern erlauben, im Mikroskop das gleiche Objekt gleichzeitig zu erblicken und zu untersuchen; heute in modifizierter Form in jedem mit Mikroskopen arbeitenden Institut zu finden.

versität, ernannte der preußische König Ludwig Edinger zum „persönlichen Ordinarius für Neurologie“ und damit zum ersten Professor dieser Fachbezeichnung in Deutschland. Das Ernennungsschreiben enthält den Kommentar, daß sein Institut weiter aus privaten Mitteln zu unterhalten sei. Nur die persönlichen Bezüge Edingers kamen vom Land Preußen.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, verließen die ausländischen Mitarbeiter das Institut, die deutschen wurden zum Militärdienst eingezogen. Damit endete diese Periode fruchtbarer gemeinsamer Tätigkeit, die etwa die Jahre 1885 bis 1914 umfaßte. Noch 1912 hatte Edinger die inzwischen etablierte internationale „Brain Commission“ nach Frankfurt eingeladen, die auf seine Anregung hin beschloß, einen großen Atlas über die Ana-

tomie des Gehirns herauszugeben. Verhandlungen mit einer Druckerei waren schon in Gang. In der Zeitschrift „Naturwissenschaften“ veröffentlichte Edinger 1913 einen vielbeachteten Aufsatz „Wege und Ziele der Hirnforschung. Die interakademischen Hirnforschungsinstitute“. Darin schildert er die Gründung einer akademischen Zentralkommission in Paris und führt die ihr angeschlossenen Institute auf. Der erste Weltkrieg setzte allen diesen Plänen und der weiteren konkreten Zusammenarbeit ein Ende. Der Kontakt zu den ausländischen Mit-

arbeitern riß allerdings nicht ab und wurde in regem Briefaustausch weitergeführt.

Ausgehend von seinen vergleichend-anatomischen Studien nahm Edinger zur Frage von „Hirnanatomie und Psychologie“ (1900) Stellung, um die Fäden auch zum Menschen hinüberzuziehen. Während Kritiker ihm Materialismus vorwarfen, beteiligte er sich mit experimentellen Untersuchungen an der zeitgenössischen tierpsychologischen Diskussion und gründete 1910 einen Psychologischen Verein, in dem er mit Nervenärzten, Zoologen



Professor Dr. med. Wolfgang Schlote (67) stammt aus Dresden. Nach dem Abitur studierte er Medizin in Leipzig, wo er 1956 im Hirnforschungsinstitut bei Professor R. A. Pfeiffer über die Gliaarchitektonik der menschlichen Großhirnrinde promovierte. Die Medizinalassistentenzeit verbrachte er in Bonn, in Marburg bei Professor Dr. H. E. Bock und in Rheine (Westfalen). Er trat 1958 seine erste Assistentenstelle am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München in der dortigen hirnpathologischen Abteilung bei Professor Dr. Wilibald Scholz an. Dort erhielt er seine wissenschaftliche neuropathologische Ausbildung. Nach einem Studienaufenthalt in Burlington, Vermont/USA verbrachte Schlote seine klinisch-neurologischen und psychiatrischen Jahre an der Universitätsnervenambulanz in Marburg bei Professor Dr. H. Jacob. Er nahm dann das Angebot an, im Institut für Hirnforschung der Universität Tübingen eine elektronenmikroskopische Abteilung aufzubauen und habilitierte sich dort 1967 mit einer Arbeit über die Wirkung traumatischer Läsionen auf den Sehnerv. 1971 wurde er zum Professor für submikroskopische Pathologie und Neuropathologie am Pathologischen

Institut der Universität Tübingen ernannt, wo er 13 Jahre lang vorwiegend elektronenmikroskopische Studien zur Ultrastruktur des normalen und erkrankten Gehirns durchführte. Dabei setzte er erstmals erfolgreich die ortsbezogene energiedispersive Elementanalyse an ultradünnen Gefrierschnitten vom Gehirn ein. 1984 wurde Schlote auf die Professur für Neuropathologie am Universitätsklinikum Frankfurt in der Nachfolge von Professor Wilhelm Krücke berufen. Die Professur ist verbunden mit der Leitung des Neurologischen Instituts (Edinger-Institut) der Universität. Die wissenschaftlichen Arbeitsgebiete liegen im Bereich der Pathologie der Hirntumoren, der AIDS-Enzephalopathie und der neuromuskulären Krankheiten. Schlote war 1989 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Neuropathologie und Neuroanatomie. Er ist Mitglied der BIOMED II-Studie »Prion Diseases« der European Community, Mitbegründer des Muskelzentrums Rhein-Main und Executive Editor der Zeitschrift »Clinical Neuro-pathology – An International Journal«.

Gerald Kreft (44) vgl. Autorenkasten auf Seite 183.



und Psychologen zusammenarbeitete, zu denen auch der Begründer der Gestaltpsychologie, Max Wertheimer, gehörte.

Auf dem Gebiet der klinischen Neurologie und der Neuropathologie entwickelte Edinger eine interessante These, seine Aufbrauchtheorie. Diese beruhte auf der Annahme, daß bei der Tätigkeit des Nervensystems Stoffwechselvorgänge stattfinden und Stoffe verbraucht werden, die ersetzt werden müssen. Wenn dies nicht geschieht oder wenn die Leistung über das normale Maß gesteigert wird, ohne ausreichend mit Ersatzstoffen versorgt zu werden, treten nach Edingers Ansicht krankhafte Störungen oder, bei längerer dauerndem Mißverhältnis, Krankheiten auf. Von seinen Schülern und Mitarbeitern haben u.a. Robert Bing, Gordon Holmes, Boris Doinikow und Junjiro Shimazono versucht, diese These am Beispiel des Krampfanfalls, bei Ernährungsstörungen, Vergiftungen sowie bei degenerativen Erkrankungen des Kleinhirns zu stützen. Sie blieb umstritten. Dennoch sind Aspekte seiner Hypothese noch heute im Konzept der nucleo-distalen Degeneration und im „dying back“-Konzept der neurodegenerativen Krankheiten und neurotoxischen Schädigungen enthalten.

Während des Krieges, in seinen letzten Lebensjahren, wandte sich Edinger, der sich nie, auch jetzt nicht, in weltfremden oder spekulativen Aktivitäten verlor, den bei verwundeten Soldaten auftretenden Nervenverletzungen zu. Er publizierte mehrere Studien, die auf eigenen experimentellen Versuchen beruhten, und schlug

Dr. Ludwig Edinger



Leerbachstraße 27  
FRANKFURT a.M.

den

Nach R. Gudden

Abb. 12: Ludwig Edinger war nicht nur Kunstliebhaber und Mäzen, sondern besaß selbst ein hervorragendes Zeichentalent. Sämtliche Figuren in seinen vielfachen Buchveröffentlichungen hat er selbst angefertigt. Seiner Zeichengabe entsprangen aber auch kleine phantastische Gelegenheitsblätter. Die vermutlich durch R. Gudden angeregte Skizze, auf der die Windungen des menschlichen Gehirns als Schar sich balgender Amoretten und Putten dargestellt sind, haben Freunde und frühere Mitarbeiter Edingers als Ansichtskarte erhalten und aufbewahrt.

ein verbessertes Verfahren bei der Nerven-naht vor. Noch ein Jahr vor seinem Tod hielt er hierüber ein zusammenfassendes Referat vor der Versammlung der Deutschen Nervenärzte in Baden-Baden.

Nach Edingers unerwartetem Tod durch Herzversagen nach einer Prostataoperation im Januar 1918 nahm die Forschung im Neurologischen Institut eine etwas andere Richtung. Bereits 1917 hatte Kurt Goldstein die Leitung einer dritten Abteilung übernommen, des Instituts zur Erforschung

von Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen. Als Nachfolger Edingers wurde er zum Begründer der Neuropsychologie.

### Edingers Gehirn wird seziiert

Edinger war Hirnforscher bis zur letzten Konsequenz. Sein Gehirn wurde in seinem Institut seziiert. Gemeinsam mit Walther Riese veröffentlichte Goldstein 1950 die Ergebnisse. Dabei wurde eine Asymmetrie der Gehirnhemisphären festgestellt, die nach Ansicht der Autoren mit Edingers außergewöhnlichen geistigen Fähigkeiten korrelierte. So sei die reichere Gliederung der Oberfläche der rechten Hemisphäre als morphologischer Ausdruck der Linkshändigkeit Edingers zu werten. Die bevorzugte Ausprägung des Okzipitallappens stehe für seine visuellen Fähigkeiten, die der Zentralwindungen für dessen manuelle Geschicklichkeit. Darüberhinaus ließe sich die besonders voluminöse Ausbildung des rechten gegenüber dem linken Stirnhirnlappen als neuronale Grundlage von Edingers Kreativität interpretieren.

### Edingers Entdeckungen und Thesen reichen in die Gegenwart

Die überragende und beeindruckende Persönlichkeit Edingers, der sich niemand entziehen konnte, wird von seinen Zeitgenossen immer wieder hervorgehoben. „Es gibt wohl nur Wenige“ gedachte Goldstein 1919 seines verstorbenen Lehrers „die so restlos dazu neigen, die Leistung

## Das Neurologische Institut heute

Nachdem die Leitung des Instituts im Jahre 1954 mit einer Professur für Neuropathologie verbunden wurde, liegen seine Aufgaben in Forschung, Dienstleistung und Lehre auf dem Gebiet der Erforschung und Erkennung von Nervenkrankheiten. 1962 zog das Institut in das auf einem Grundstück der Stadt Frankfurt am Main neu erbaute Gebäude des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung in der Deutschordenstraße 46 und wurde zusammen mit dessen neuropathologischer Abteilung von Wilhelm Krücke bis zum Jahre 1977 in Personalunion geleitet.

1979 wurde das Max-Planck-Institut für Hirnforschung wieder vom Neurologischen Institut entkoppelt. Seitdem wird der Betrieb des Neurologischen Instituts personell und finanziell ge-

meinsam von der Ludwig Edinger-Stiftung und von der Universität getragen. Das Institut steht heute mit dem überwiegenden Teil seiner Arbeitskapazität im Dienst der mittelbaren Krankenversorgung des Universitätsklinikums. Forschungsgebiete des Neurologischen Instituts sind die Hirntumore, die Alzheimersche Krankheit, die Prionenerkrankungen, die Schädigung des Gehirns bei AIDS-Patienten, Stoffwechselstörungen im Nervensystem bei angeborenen Enzymdefekten und die Muskelkrankheiten wie beispielsweise die Muskeldystrophien. Innerhalb des Fachbereichs Humanmedizin der Universität Frankfurt ist das Neurologische Institut (Edinger-Institut) als „Institut besonderer Rechtsnatur“ eingetragen.



gen anderer anzuerkennen. Seine großzügige schöpferische Natur kannte nicht das Gefühl des Neides. Es gab für ihn keine kleinliche Polemik. Was ein anderer fand, brauchte er nicht zu finden. So überließ er nur zu gern seinen Schülern die Ausarbeitung seiner Ideen, war auch für jede persönliche Ansicht anderer sofort zu haben“. Diese ganz persönliche Einstellung Edingers bestimmte auch das Verhältnis zu seinen Patienten, auf die er eine charismatische Wirkung gehabt haben soll. Er verstand die medizinische Behandlung als eine Kunst, aus der die Fähigkeit, „einen Kranken ausreden zu lassen“, nicht wegzudenken war (Abb. 12).

Ludwig Edinger war einer der international bekanntesten Hirnforscher seiner Zeit. Seine Thesen wurden weltweit diskutiert. Bedingungslose wissenschaftliche Neugier und ein sehr ausgeprägter Sinn für das Machbare kennzeichneten seine Arbeitsweise. Diese Kombination führte ihn zu seinen wissenschaftlichen Erfolgen. Edingers Thesen über den Zusammenhang von Anatomie und Funktion des Gehirns reichen in die Gegenwart hinein. Sie wer-

den heute in der modernen Neurobiologie auf zellulärem Niveau, auf dem Niveau der Nervenetze, fortgeführt, ganz besonders mit Blick auf die Großhirnrinde des Menschen, die Edinger nicht mehr in seine Untersuchungen einbeziehen konnte.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 1/1997

### Ausgewählte Literatur

Böhm, Hannelore (1983): Die Erforschung der sog. Schmerzbahn seit Ludwig Edinger und die Entwicklung der anatomischen Grundlagen der Schmerzchirurgie. Diss. med. Magdeburg 1983.

Edinger, Ludwig (1885): Zehn Vorlesungen über den Bau der nervösen Centralorgane. Leipzig (Vogel) 1885; [8. Aufl. 1911].

Edinger, Ludwig (1900): Hirnanatomie und Psychologie. In: Berliner klinische Wochenschrift, Jg. 37, S. 561-564 und S. 600-604.

Edinger, Ludwig (1903): Bericht über die Tätigkeit der Frankfurter Poliklinik für Nervenranke (1892-1902). Frankfurt (Knauer) 1903.

Edinger, Ludwig (1913): Wege und Ziele der Hirnforschung. Die Interakademischen Hirnforschungsinstitute. In: Naturwissenschaften, Jg. 1, S. 441-333.

Emisch, Heidemarie (1991): Ludwig Edinger – Hirnanatomie und Psychologie. Stuttgart (Gustav Fischer) 1991.

Goldstein, Kurt (1919): Ludwig Edinger (1855-1918). In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie Jg. 44, S. 114-149.

Kreft, Gerald (1996a): Zur Archäologie der Psychoanalyse in Frankfurt: Fundstücke und Perspektiven um Ludwig Edinger. In: Psychoanalyse in Frankfurt am Main. Zerstörte Anfänge, Wiederannäherung, Entwicklungen. Hrsg. v. T. Plänklers, M. Laier, H.-H. Otto, H.-J. Rothe und H. Siefert. Tübingen (edition diskord) 1996, S. 195-234.

Kreft, Gerald (1996b): Ludwig Edingers »neurowissenschaftliches« Projekt – Ein Beitrag zur Geschichte der Hirnforschung. In: Neuroforum 2, H. 1, S. 37-38 und H. 2, S. 39.

Kreft, Gerald und Schlote, Wolfgang (1995): Ludwig Edinger (1855-1918) – Hirnforscher und Neurologe in Frankfurt am Main. In: Berühmte Ärzte und Forscher in Frankfurt am Main. Festschrift zur 500. Versammlung der Frankfurter Medizinischen Gesellschaft am 21. Juni 1995. Hrsg. v. H. W. Doerr und H. W. Korf. Lampertheim (Alpha) 1995, S. 38-51.

Ludwig Edinger 1855-1918. Gedenkschrift zu seinem 100. Geburtstag und zum 50jährigen Bestehen des Neurologischen Instituts (Edinger-Institut) der Universität Frankfurt am Main. Wiesbaden (Franz Steiner) 1959.

Mann, Gunther (1974): Das Porträt des Neuroanatomien Ludwig Edinger von Lovis Corinth (1909). In: Medizinhistorisches Journal Jg. 9, S. 234-238.

Riese, Walther und Goldstein, Kurt (1950): The brain of Ludwig Edinger. An inquiry into the cerebral morphology of mental ability and lefthandedness. In: Journal of Comparative Neurology Jg. 92, S. 133-168.







# „Ich bin also sozusagen ein auserwähltes Wesen ...“

## Tilly Edinger (1897-1967) Begründerin der Paläoneurologie in Frankfurt am Main



Die am 16.8.1950 entstandenen Aufnahmen zeigen Tilly Edinger im früheren Arbeitszimmer Ludwig Edingers (1855-1918) im Neurologischen Institut der Universität Frankfurt, das sich damals im zweiten Stockwerk der Senckenbergischen Pathologie befand. Ihr Gesprächspartner, der Neuropathologe und vergleichende Neuroanatom Hugo Spatz (1888-1965), war als Direktor des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung maßgeblich am Wiederaufbau des Neurologischen Instituts (Edinger-Institut) beteiligt. In den Monaten schlafloser Nächte zur Vorbereitung der Emigration hatte Tilly Edinger sich mit Zigaretten wachgehalten und war seitdem zur starken Raucherin geworden. Auf dem Schreibtisch sieht man die von dem Schweizer Künstler Fritz Huf etwa zwischen 1911 und 1914 gefertigte Bronzebüste ihres Vaters, dessen 100. Geburtstag die Universität und die Stadt Frankfurt im April 1955 mit Festlichkeiten ehrten. Dabei empfundene gemischte Gefühle drückte Tilly Edinger später mit dem ihr eigenen »black sense of humor« aus und sprach von „Wiederjudmachung“. Gleichwohl gehörte sie nach Kriegsende zu den Ersten, die ohne Ressentiments Kontakte mit dem ehemaligen Nazi-Deutschland pflegten.

Von Gerald Kreft und Rolf Kohring

Am 13. November 1997 jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag Tilly Edingers. In den bislang vorliegenden Darstellungen der Frankfurter Universitätsgeschichte wird man ihren Namen vergeblich suchen. Die Zäsur des Jahres 1933 wirkt historiographisch fort, wo dem Schicksal der jüdischen Universitätsassistenten, die keine Dozenten waren, nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. An deren weiterer Entwicklung – sofern sie der Ermordung entgingen und nicht an dem Erlittenen zerbrachen – ließe sich aber etwas von dem erahnen, was man das zerstörte wissenschaftliche Potential der damaligen Frankfurter Universität nennen könnte. Darüber hinaus eignet sich gerade die Biographie Tilly Edingers hervorragend, Auf und Ab des wissenschaftlichen »Genius loci« der liberalen Handels- und Finanzmetropole am Main [1] beispielhaft darzustellen.

### Tochter aus bestem Frankfurter Hause

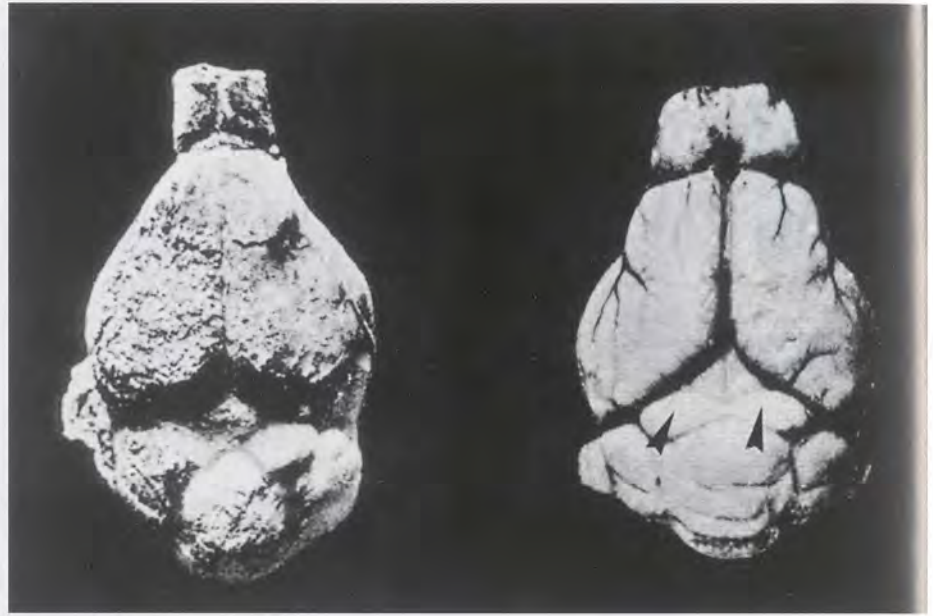
Johanna Gabriele Ottilie Edinger war das jüngste Kind Ludwig und Anna Edingers. Die Mutter (1863-1929) entstammte jenem Zweig der seit Jahrhunderten in Frankfurt ansässigen Familie Goldschmidt, der zuletzt das Bankhaus Moritz B. Goldschmidt führte und ihr 1906 ein Millionenerbe hinterließ. Da Anna Goldschmidt, wie vielen Frauen ihrer Genera-

tion, ein naturwissenschaftliches Hochschulstudium verwehrt blieb, wurde sie eine herausragende kommunale Sozialpolitikerin und langjähriges Vorstandsmitglied im Bund Deutscher Frauenvereine. 1928 erhielt sie als erste Frau die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt [2]. Tillys Vater, der in Worms geborene Ludwig Edinger (1855-1918), ließ sich 1883 in Frankfurt als erster Spezialist für Nervenkrankheiten nieder, nachdem der wiederauflebende Antisemitismus dem Habilitierten eine Universitätskarriere unmöglich gemacht hatte. In der »Frankfurter Republik der Ärzte« im Umfeld der Senckenbergischen Stiftung [3] baute er aus eigenen Mitteln sein Neurologisches Institut auf, das zu den Unterzeichnern des Stiftungsvertrages der Frankfurter Universität gehörte. Dort bekleidete Ludwig Edinger das erste Ordinariat für das Fach Neurologie in Deutschland [4]. Integriert in Kreise der wohlhabendsten und angesehensten Frankfurter Bürgerfamilien, repräsentierte das Ehepaar Edinger ein akkulturiertes Judentum, in dem säkularisierte Traditionen jüdischer Wohltätigkeit und rückhaltlose Identifikation mit den höchsten Idealen deutscher Kultur und Bildung ununterscheidbar ineinander übergingen.

In der Atmosphäre dieses Elternhauses erhielt Tilly Edinger zunächst privaten Einzelunterricht, bis sie 1910 an die Sachsenhausener Schiller-Schule kam, die 1908 als erstes Mädchengymnasium Frankfurts eröffnet worden war und schon



Seit den Tagen des Begründers der Wirbeltier-Paläontologie, Baron Georges de Cuvier (1769-1832), ist bekannt, daß in Schädelhöhlen von Wirbeltieren eingedrungene und verfestigte Sedimente (»Steinkerne«) nahezu perfekte Abgüsse der ehemaligen Gehirne bilden können. Die Abbildung zeigt den Gehirnaußuß einer fossilen Fledermaus (links) im Vergleich zu einem Gehirn der rezenten Fledermaus *Myotis* (Mausohrfledermaus, rechts) in rückseitiger Ansicht. Die beiden vergrößerten Corpora quadrigemina (Pfeile), die der Aufnahme akustischer Signale dienen, ermöglichen nicht nur eine genaue Identifizierung des fossilen Exemplares, sondern auch die Annahme vergleichbarer Fluggewohnheiten im Dunkeln. [Abbildung verändert nach Edinger, T. (1961): »Fossil Brains reflect Specialized Behaviour«. In: *World Neurology*, 2(11): 934-941; Minneapolis].



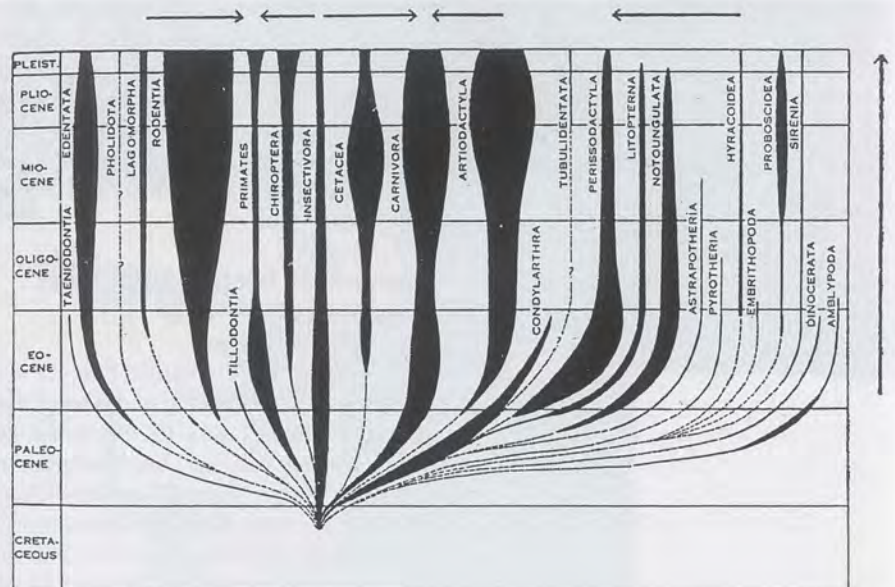
bald einen hervorragenden Ruf genoß. Als Tilly Edinger Ostern 1916 dort das Abitur ablegte, war sie nicht nur mit Literatur, Kunst, Latein und neuen Sprachen, sondern auch mit naturwissenschaftlichem Denken und Arbeiten vertraut. Nunmehr studierte sie abwechselnd in Heidelberg, München und Frankfurt Geologie, Zoologie und Paläontologie, also die Erforschung ausgestorbener Lebewesen; daneben wohl noch etwas Psychologie. 1916/17 hörte sie übrigens Vorlesungen ihres Vaters über »Bau und Verrichtungen des Nervensystems«; 1917/18 in München auch Veranstaltungen über deutsche Romantik und praktische Theaterkritik. 1921 promovierte sie in Frankfurt mit einer Arbeit »Über Nothosaurus« zum Dr. phil. nat. Bei diesen Studien stieß Tilly Edinger erstmals auf den sogenannten Steinkern des Gehirns eines

fossilen Tieres. Dessen Erforschung rückte fortan in den Mittelpunkt ihres Interesses und mündete in die Begründung einer neuen Disziplin, die aus der Zusammenführung von Paläozoologie und vergleichender Hirnanatomie entsprang: die Paläoneurologie.

### „Ehrenposten“ und „Lebensinhalt“

Von materiellen Sorgen weitgehend verschont, konnte sich Tilly Edinger ganz ihrem „Steckenpferd“ – wie sie, ihre Freunde und Verwandten zeitlebens über ihr exotisch anmutendes Forschungsgebiet scherzten – widmen. In den frühen zwanziger Jahren war sie stets die einzige offiziell angemeldete Frau auf den Jahrestagungen der Paläontologischen Gesellschaft. Unentgeltlich arbeitete sie auf „Ehrenposten“: 1921 bis 1927 als Assi-

Während die vergleichenden Neuroanatomien, so auch Ludwig Edinger, anhand von Merkmalen rezenter Gehirne horizontale Ableitungen versuchten (horizontale Pfeile oben), d.h. die Gehirne, z.B. der Primaten inkl. *Homo sapiens* aus primitiven (heutigen) Insektivoren (Insektenfresser, kleine Spitzmäuse, Igel usw.) hervorgehen lassen, markiert der eine große vertikale Pfeil (rechts) die Forschungsrichtung der von Tilly Edinger begründeten Paläoneurologie. Mit ihrer Studie über »Fossile Seekühe« (1933), insbesondere aber mit der inzwischen klassischen Monographie »Evolution of the Horse Brain« (1948) gelang es Tilly Edinger erstmals, echte phylogenetische Reihen der Hirnentwicklung bis zur gegenwärtig lebenden Form hin zu verfolgen. Von diesem empirischem Material ausgehend machte sie deutlich, daß nur die fossilen Formen die tatsächlichen Vorfahren repräsentieren, die in vielfältiger Hinsicht von den heute noch lebenden nächsten Verwandten verschieden waren. Unilaterale Schemata (»from fish to man«) problematisierte Tilly Edinger ebenso als »anthropozentrische Fehlkonzeptionen« wie die Mystifizierung der Hirnentwicklung zum entscheidenden Selektionsvorteil (»brain power«) in den Jahrmillionen stammesgeschichtlicher Umbildungsprozesse der Evolution [Abbildung aus Tilly Edinger: »Paleoneurology versus Comparative Brain Anatomy«. In: *Confinia Neurologica* IX, 1949, S. 13].





stentin am Geologisch-Paläontologischen Institut der Frankfurter Universität, 1927 bis 1938 als Kustodin am Senckenbergischen Naturhistorischen Museum; für eine geringe Aufwandsentschädigung war sie 1929 bis 1930 Beraterin des Museums für Naturkunde der Stadt Essen-Ruhr und 1931 bis 1933 Assistentin am Neurologischen Institut der Universität Frankfurt. So hatte Tilly Edinger Zugang zu den einzigartigen Sammlungen und Bibliotheken der Senckenbergischen Gesellschaft und des Neurologischen Instituts. Bereits aufgrund dieses Fundus hätte die Paläoneurologie an keinem anderen Ort der Welt entwickelt werden können als in Frankfurt am Main [5]. Darüberhinaus bildeten Ludwig Edingers Schüler und Kollegen, an die sich die autodidaktisch zwischen Wirbeltier-Paläontologie und vergleichender Neurologie bewegende junge Frau mit ihren Fragen immer wieder in familiärer Vertrautheit wenden konnte, eine Art informelle Infrastruktur neuroanatomischen Wissens. Zu nennen wären hier insbesondere Cornelius Ubbo Ariens Kappers (1877-1947) und Hans Bluntshli (1877-1962). Letzterer brachte dieses bleibende

Beziehungsmuster einmal auf den Begriff, als er sich noch 1953 warmherzig ihren „Vizepapa“ nannte. Für Tilly Edinger waren gelehrige Kontakte zu solchen Vaterfiguren wohl die erfülltesten. Sexuelle Liebesbeziehungen scheinen in ihrem Leben keine Rolle gespielt zu haben. Hier ergibt sich übrigens eine überraschende kulturhistorische Parallele zur jüngsten Tochter eines anderen berühmten jüdischen Nervenarztes und Altersgenossen Ludwig Edingers [6], die ebenfalls unverheiratet blieb und eigenständig einen Aspekt des Werkes ihres Vaters weiterentwickelte – zu Anna Freud (1895-1982).

Wie sehr Tilly Edinger die Paläontologie zum „Lebensinhalt“ geworden war, läßt sich noch heute an ihren zahlreichen Aufsätzen in der Senckenbergischen Zeitschrift »Natur und Museum« nachvollziehen, die mitunter in der Frankfurter Zeitung nachgedruckt wurden. Auf der Höhe des Fachwissens, faszinieren diese durch ihre ganz persönliche Mischung aus bestechender Allgemeinbildung, klarem Stil und einer nie fehlenden Prise Humor. Jenseits des von ihr vielgeschmähten „journalistischen Sensationalismus“ wagte sich Tilly Edinger selbst weit auf das Gebiet der Popularisierung vor; etwa in der zwischen 1927 und 1929 ausgestrahlten Rundfunksendung »Die Senckenberg-Viertelstunde«, in der sie u.a. Vorträge »Über die Sinne« hielt und Hörerfragen beantwortete, oder indem sie „Reklambildchen-Serien für Kinder“ zum Thema »Tiere der Vorzeit« gestaltete.

### Vom „Privatgelehrten“ zum „Untergrund-Kurator“

Tilly Edingers eigentümliche Stellung im Geflecht Frankfurter Wissenschaftsinstitutionen brachte es allerdings mit sich, daß sie sich immer dann „nicht vollkommen glücklich bei der Paläontologie“ fühlte, wenn auswärtige Kollegen, die sie nur aus ihren Veröffentlichungen kannten, bei Besuchen feststellten, daß sie „eigentlich ein kleiner Privatgelehrter“ war und diesen Zustand als für sie unwürdig erachteten. Dabei hätte Tilly Edinger ihre Frankfurter Arbeitsbedingungen mit keinem anderen Platz auf der Welt tauschen wollen! Erst nachdem Fritz Drevermann (1875-1932), ihr Doktorvater und Geschäftsführender Direktor des Senckenberg-Museums, verstorben war, bot dessen Nachfolger Rudolf Richter (1881-1957) Tilly Edinger an, ihre Monographie »Die fossilen Gehirne« (1929) als Habilitationsleistung anzuerkennen. Damit wäre eine angemessene Anstellung an der Frankfurter Universität in greifbare Nähe gerückt.



Die vermutlich 1926/27 entstandene Aufnahme zeigt Tilly Edinger in ihrem Arbeitszimmer im Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Frankfurt am Main, Robert-Mayer-Straße 6. Auf den Bildern im Hintergrund sind zwei für ihre Begründung der Paläoneurologie wichtige Spezialisten erkennbar, die Tilly Edinger öfters besuchte und mit denen sie intensiv korrespondierte: Oben der Brüsseler Louis Dollo (1857-1931), der in der Paläontologie einen Paradigmenwechsel von der Geologie zur Biologie einleitete. Tilly Edinger sah in ihm einen ihrer wenigen Lehrer auf dem Gebiet der Wirbeltier-Paläontologie. Unten links weist ein für Tilly Edinger typischer Pfeil (am Bildrand steht: „Das sind Sie“) auf den Amsterdamer Cornelius Ubbo Ariens Kappers (1877-1947), Ludwig Edingers bedeutendsten Schüler auf dem Gebiet der vergleichenden Hirnanatomie. Für Tilly Edinger war er „Onkel Kappers“ und „Papas Stellvertreter“. Im Frühjahr 1939 geleitete er die nach London Emigrierende auf ihrem Weg durch die Niederlande.



In ihrer Monographie »Die fossilen Gehirne« (1929) bestimmte Tilly Edinger erstmals systematisch Gegenstandsbereich und Methoden der Paläoneurologie und stellte die bislang verstreute Literatur über »fossile Gehirne« zusammen. Was zuvor belanglose Spielerei gewesen war, entwickelte sich zur seriösen Teildisziplin der Wirbeltier-Paläontologie. Rezensionen in renommierten Fachzeitschriften erkannten sofort die grundlegende Bedeutung dieses Werkes (»Die Naturwissenschaften« 1930; »Journal of Anatomy« 1929/30; »Nature« 1930).





Nicht erst seit »Jurassic Park« gehören Dinosaurier zu den Lieblingen der Kinder! In den zwanziger Jahren warb die Mainzer Firma Werner & Mertz für ihre Markenprodukte wie ERDAL (seinerzeit die meistverkaufte Schuhcreme Deutschlands) mit bunten Serienbildern, die zum Sammeln anregten. Im Bewußtsein, sich mit „etwas sehr Komischem“ zu beschäftigen, stellte Tilly Edinger 1929 für diese „Schuhwisch-Fabrik“ mehrere solcher Serien zum Thema »Tiere der vorzeit« zusammen und versah sie mit Erläuterungen. Unter den Kärtchen fand sich auch eines zu Nothosaurus, über den Tilly Edinger 1921 promoviert hatte. Das dargestellte Motiv ist einer Abbildung aus dem Buch »Grundzüge der Palaeobiologie der Wirbeltiere« (1912, S. 135) von Othenio Abel (1875-1946) nachempfunden und wurde für die Serienbilder von einem unbekanntem Maler, auf den möglicherweise die wiederkehrende Signierung »TIPS« verweist, leicht modifiziert und koloriert. Tilly Edingers Begeisterung für fossile Tiere reicht auf ihre Jugendjahre zurück. Jenes Buch von Abel las sie vermutlich 1919 während eines Strandurlaubs an der Ostsee und wurde für ihre Hinwendung zur Palaeontologie entscheidend. „Erst seitdem ist es mir nicht mehr egal, ob ich tot bin oder lebe. Das ist eine merkwürdige Tatsache, aber wahr“.

**Erdal-Kwak-Serienbild**  
zur Gratisabgabe an die Käufer von  
Erdal-Schuhcreme und Kwak-Bohnerwachs.

**Serie 53. Tiere der Triaszeit. Bild 4.**  
Von den größeren Tieren, welche die Küste des Muschelkalkmeeres belebten, haben wir umstehend einen Nothosaurus abgebildet. Bastardrechen sind diese großen und kleinen Kriechtiere genannt, weil ihr Körperbau an verschiedene andere Kriechtiergruppen erinnert. Der nächste Verwandte war der Flossendrache Plesiosaurus (s. Serie 46, Bild 3), aber nach dem Bau der Füße muß die Lebensweise des Nothosaurus am Strand und in flachem Wasser der der Krokodile geglichen haben. So viele einzelne Knochen vom Nothosaurus die Muschelkalk-Steinbrüche auch beständig liefern, erst zweimal ist ein zusammenhängendes Skelett gefunden worden. Vom Placodus (Pflasterzahn), von dem unser Bild zwei Schädelstücke zeigt, ist sogar erst ein einzigesmal ein ganzes Gerippe zutage gekommen.

Die Serienbilder werden allen Erdal-Erzeugnissen in Dosen, Gläsern, Flaschen oder Tuben sowie allen Dosen und Flaschen Kwak-Bohnerwachs beigegeben. Je nach Größe der gekauften Packung gibt es eins oder mehrere Bilder mit Einlösungs-Abschnitt.  
**Das Sammeln der Bilder wird prämiert,** jedoch nur Einlösungs-Abschnitte einsenden.  
Man erhält:  
bei 40 1 gute Glanz-Widchbürste usw.,  
bei 100 1 Sammelalbum oder 1 Mundharmonika,  
bei 120 1 schönes gebundenes Buch oder 1 Spiel oder 1 Puppe,  
bei 180 1 Doppelsammelalbum,  
bei 200-300 Bücher, Puppen, Mundharmonikas usw.,  
bei 600 1 schönen Fußball oder 1 Diana-Luftgewehr usw.

Werner & Mertz Aktiengesellschaft, Mainz  
Abteilung Serienbilder

**Für Fußböden Kwak-Bohnerwachs**  
(Dazu - je nach Dosengröße - 2, 4 oder 6 Serienbilder)

3502 Hierunter Einlösungs-Abschnitt!

Die nationalsozialistische »Gleichschaltung« der Universität im Frühjahr 1933 machte solche Perspektiven gegenstandslos. Der Kommissarische Direktor des Neurologischen Instituts, der Pathologe Bernhard Fischer-Wasels (1877-1941) – bereits 1931 durch antidemokratische Reden hervorgetreten [7] – legte Tilly Edinger nahe, auf ihre Assistentenstelle zu verzichten. Unter anderen Umständen hätte Tilly Edinger diesen Schritt als persönliche Erleichterung empfunden, da die Pflege ihres „seit 1921 unentbehrliche(n) Handwerkzeug(s)“, der vergleichenden Tiergehirnsammlung ihres Vaters, ein Provisorium darstellte und ein »arischer« Nachfolger ihrer Wahl die Stelle antreten konnte: Ernst Scharrer (1905-1965) [8]. Überdies trafen die antisemitischen Be-

**Erdal-Kwak-Serienbild**  
zur Gratisabgabe an die Käufer von  
Erdal-Schuhcreme und Kwak-Bohnerwachs.

**Serie 46. Tiere der Jurazeit. Bild 3.**  
Der Plesiosaurus oder Flossendrache des Jurameeres ist uns heute noch in prächtigen Skeletten erhalten; er erreichte eine Länge von 5 m. Wie bei den Fischechen haben sich die Füße in Ruderflossen umgewandelt, die bei den größten Formen die gewaltige Länge von 2 m erreichten. Es bildete sich auch eine kleine Schwanzflosse aus, die aber kaum für ein fischartiges Schwimmen ausreichte, wie überhaupt die Anpassung der Flossendrachen an das Meeresleben noch lange keine so vollkommene war, wie bei den Fischechen. Zur Aufnahme der Nahrung, die aus Fischen bestand, gingen sie ins Meer, während sie die übrige Zeit auf dem Lande ruhten. Der lange Hals trug einen kleinen Kopf, der mit recht kräftigen Zähnen ausgerüstet war.

Die Serienbilder werden allen Erdal-Erzeugnissen in Dosen, Gläsern, Flaschen oder Tuben sowie allen Packungen Kwak-Bohnerwachs beigegeben. Je nach Größe der gekauften Packung gibt es eins oder mehrere Bilder mit Einlösungs-Abschnitt.  
**Das Sammeln der Bilder wird prämiert,** jedoch nur Einlösungs-Abschnitte einsenden.

Für feinfarbige Schuhe in beige, grau, blond, braun, rot, blau usw. oder gemustert verwende man nur **Erdal flüssig** und ab und zu zum Auffärben

**Erdal starkfärbende Spezialcreme** in der Tube, dann hat man Freude daran!

Werner & Mertz Aktiengesellschaft, Mainz  
Abteilung Serienbilder

**Für Fußböden Kwak-Bohnerwachs**  
(Dazu - je nach Dosengröße - 2, 4 oder 6 Serienbilder)

3429 Hierunter Einlösungs-Abschnitt!

rufsverbote des Gesetzes zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« Tilly Edinger zunächst nicht mit voller Härte. Dies war wiederum den günstigen lokalen Verhältnissen zu verdanken, die sich jedoch – paradoxerweise – zunehmend als Falle erweisen sollten.

Als eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen gab die unabhängige Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft am 25. Juni 1933 bekannt, ihre jüdischen Mitglieder und Freunde unbehelligt weiter arbeiten zu lassen [9]. Rudolf Richter, der im April 1933 Parteimitglied geworden war, den Antisemitismus aber verurteilte und als vorübergehende Erscheinung einschätzte, hielt Tilly Edinger bis 1938 als einen „quasi Untergrund-Kurator“ am Senckenberg-Museum: Das Namensschild von der Tür ihres Arbeitszimmers wurde entfernt, und wenn prominenter Besuch sich ankündigte, mußte sie das Gebäude durch die Hintertür verlassen. Obgleich Tilly Edinger nunmehr Fachtugungen schweren Herzens fernblieb, da sie ihrer erblichen Schwerhörigkeit wegen stets in der vorderen Reihe exponiert hätte sitzen müssen, ergaben sich immer wieder Gelegenheiten, Beiträge auch in deutschen Fachzeitschriften, u.a. in »Die Naturwissenschaften«, zu publizieren. Dies, ihre scheinbar unersetzlichen Arbeitsmittel sowie die Anhänglichkeit an die Stadt ihrer Vorfahren ließen Tilly Edinger alle dringlichen Mahnungen zur Auswanderung in den Wind schlagen. Erst mit dem Novemberpogrom 1938 durfte sie auch das Senckenberg-Museum nicht mehr be-



treten [10]. Der ganze Inhalt ihres Arbeitszimmers kam auf einmal „wortlos“ in ihrem Elternhaus in der Leerbachstraße 27 an, in dem sie bis zuletzt wohnte.

„Mit zehn Mark herausgeworfen“ erreichte Tilly Edinger im Mai 1939 London, wo sie sich mit medizinischen Übersetzungsarbeiten für das Pathologische Institut der Universität Istanbul über Wasser hielt. Ihr in Frankfurt noch eigens zusammengestellter „Liftvan“ mit wertvollem „Umzugsgut“, das eine Speditionsfirma hatte nachliefern sollen, wurde dort bei Kriegsausbruch beschlagnahmt. Überdies brachte der deutsche Überfall auf den britischen Verbündeten Polen am 1. September 1939 für Tilly Edinger die Einstufung als »enemy alien«, so daß sie nur noch mit besonderen Genehmigungen nach Oxford oder Cambridge reisen durfte. Andere deutsche Emigranten wurden schließlich sogar in Lager interniert. Davon unberührt stellte das Rechtsamt der Stadt Frankfurt am 19. April 1940 zynisch fest: „Das letzte dem Vorstand [der Ludwig Edinger-Stiftung] angehörige Mit-

glied der Stifterfamilie ist aus dem Vorstand ausgeschieden, sodass der Vorstand der Stiftung nunmehr judenfrei ist“.

**„Wenn ich mal früher hier gewesen wäre, wäre ich rechtzeitig ausgewandert ...“**

Dank dem führenden Wirbeltier-Paläontologen Alfred Sherwood Romer (1894-1973) konnte Tilly Edinger im Mai 1940 in die USA einreisen und eine kleine Stelle als Research Associate in Paleontology am Museum for Comparative Zoology der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, antreten. Anfänglich war die Verlegenheit groß, als man in der Administration bemerkte, den Vertrag einer Dame gegeben zu haben! Doch hatte sich mit ihrem neuen „Chef“, „Lebensretter“ und „Schutzengel“ Romer sowie den nicht weniger einzigartigen Sammlungen in Harvard erneut die für Tilly Edinger bereits in Frankfurt ideale Konstellation von Arbeitsbedingungen eingestellt; „... und dann ging das paläontologische Leben wieder an!“.



Einer US-amerikanischen Sitte folgend ließ Tilly Edinger in den fünfziger Jahren eine Grußkarte anfertigen, auf der die Situation in der Paläontologie vor Tilly Edinger humoristisch dargestellt erscheint. Dabei griff sie auf eine Zeichnung des bayrischen Malers Adolf Oberländer (1845-1923) zurück, die sie wohl neu beschriftete. Adressaten, befreundete Kollegen konnten darauf etwa folgende Szene wiedererkennen: Im Vordergrund, gleichsam am Eingang dieses wolkigen Gebiets sitzend, eine Art Verteiler von Schriftrollen mit Themenstellungen. Gerade beschäftigt er sich mit einem Vertreter der aufkommenden quantitativen Zoologie. Dagegen ist eine ganze Schar von Schülern bereits einem anderen Lehrer der Wirbeltier-Paläontologie hinterhergelaufen. Im Hintergrund sitzen namhafte Pioniere des Fachs, jeder für sich, jeder in seinen Ansatz vertieft. Alle haben offenbar ihr Thema bereits erhalten. Allein im Vordergrund links steht ein Eimer mit Schriftrollen, für die sich noch kein Bearbeiter gefunden hat. Er trägt die Aufschrift: »Brains«.

## Frankfurt am Main, 10. November 1938 Gemischtes Verhalten gemischter Mieter eines jüdischen Hauses

Unter meinen Mietern waren ein katholischer Industrieller, Direktor Schmitz, und seine protestantische, aktiv Nazi Frau; ferner zwei junge Juden: mein Hausmeister, und der Kustos des Museums der jüdischen Gemeinde Dr. Gundersheimer.

Als Dr. Gundersheimer am Morgen des 10. Novembers wie gewöhnlich zum Dienst gehen wollte, stand Frau Schmitz, auf ihn wartend, an der Treppe und beschwor ihn so lange, nicht auszugehen, bis er in seine Wohnung zurückging; sie war am frühen Morgen Zeugin der Zerstörung eines jüdischen Kaffeehauses gewesen. Tatsächlich entging Dr. Gundersheimer dadurch der Verhaftung; es kam 2 Tage danach ein SS-Offizier in seine Wohnung und bat ihn, die aus den Fenstern geworfenen Schätze des Gemeinde-Museums im Historischen Museum zu ordnen, mit „Sie werden nicht verhaftet“.

Mein Hausmeister wurde auch nicht verhaftet – von all meinen jüdischen Bekannten in Frankfurt, soweit sie unter 60 und gesund waren, der einzige außer Dr. Gundersheimer. Eines Tages sagte ich zu Frau Schmitz (die, begin-

nend am 11. November!, alle paar Tage zu mir kam und mir zuredete, ihr mein Haus für einen Pappenstiel zu verkaufen) wir könnten uns das garnicht erklären; „er muß einen Schutzengel haben, und wir vermuten, Sie sind es.“ Frau Schmitz prompt: „Nun vielleicht bin ich es.“ Nota bene sie behandelte davor wie danach diesen Mann wie Dreck; sie wollte offenbar nur, daß die Heizung etc. weiter bedient werde. Spät nachts traf ich Herrn Schmitz auf der menschenleeren Straße. Er sagte, der heutige Tag (10. November) sei so gewesen, daß man sich schämen müsse, ein Deutscher zu sein. ICH: „Sagen Sie das nicht mir, sondern den andren Deutschen!“ ER: „Wie kann ich denn das? Heute früh in der Stadt sagte neben mir eine alte Frau „Das is ja furchtbar“ und wurde sofort niedergeschlagen!“

Ich war mittags durch eine Geschäftsstraße gegangen, wo einem die Glascherben und sonstige Trümmer jüdischer Geschäfte unter den Schuhen knirschten. Ich sah: 1. keinen Polizisten, 2. nur grinsende Gesichter.

Tilly Edinger





Am 27. Mai 1967 verstarb Tilly Edinger an den Folgen eines am Vortage erlittenen schweren Verkehrsunfalls. Gemäß ihrem letztem Wunsch wurde die Asche im Familiengrab der Eltern beigesetzt. Dieses befindet sich im zentralen Eingangsbereich des Frankfurter Hauptfriedhofs (Gewann II, Gartengrab Nr. 21) und unterstreicht durch seine Lage die prominente Stellung der Edingers. Seit 1949 wird die Anlage als »Ehrengrab« von der Stadt Frankfurt gepflegt. Der von dem jüdischen Bildhauer Benno Elkan (1877-1960) geschaffene und 1920 aufgerichtete Grabstein symbolisiert mit der Darstellung eines unter widrigen Bedingungen aufstrebenden nackten Jünglings den kulturellen Abstand dieser Familie zu traditionell religiösen Ausdrucksformen – insbesondere der jüdischen Orthodoxie –, als auch deren anhaltende Identifizierung mit ihrer jüdischen Geschichte.

Endlich in Sicherheit, forderten die erlittenen Verluste sowie die ungewisse Trennung von den geliebten Angehörigen – u.a. wurde der Bruder, Fritz Edinger (1888-1944), deportiert und ermordet [8] – nunmehr ihren Tribut. „Als Tochter meines Vaters“ diagnostizierte Tilly Edinger rückblickend die „einzige Depression meines Lebens“: „Some nights I cried and cried, couldn't stop; and I couldn't look out of the windows without wanting to jump out and be dead“. Seither suchte sie wohl auch religiösen Trost, las sowohl jüdische als auch christliche Zeitungen und hörte jüdische Gottesdienste im Radio. Tief gerührt von zahllosen Briefen ihrer Freunde und Kollegen aus aller Welt anlässlich ihres Ausscheidens aus dem offiziellen Museumsdienst im Jahre 1964 erinnerte Tilly Edinger jene schweren Anfangsmonate in Amerika mit Psalmen des Alten Testaments: „When I looked up what is in English »Die mit Tränen säen werden mit Freuden ernten« I read the line above something which is true for me too; it doesn't say I, it doesn't say A. S. Romer – is it blasphemy that I read it? »The Lord has done great things for us, whereof we are glad«“.

Tilly Edingers tastende Suche nach Worten für ihr unverschuldetes aber schuldvoll erlebtes *Glück* des Entronnenseins hielt sie nicht davon ab, sozialwissenschaftliche Erklärungsversuche des Zeitgeschehens zu unterstützen. Als das International Institute of Social Research – das nach New York emigrierte Frankfurter Institut für Sozialforschung – im Oktober 1943 um Zusendungen von »Erfahrungen mit dem Nazi-Antisemitismus« bat, die offenbar als Materialsammlung für gerade anlaufende Forschungsprojekte (»Studies in Prejudice«; »Authoritarian Personality«) dienen sollten [12], zeigte sich Tilly Edinger „erfreut, diese große Aufgabe endlich in den richtigen Händen zu wissen“ und schilderte vier Kurzgeschichten mit alltäglichen Szenen, in denen Gemengelagen aus antisemitischen, egoistisch-berechneten, aber auch resistenten bis widerständigen Mentalitäten bzw. Handlungen aufscheinen [vgl. Tilly Edinger „Gemischtes Verhalten gemischter Mieter eines jüdischen Hauses“, Seite 21]. Nicht zuletzt aufgrund solcher differenzierten Erlebnisse (eine der Geschichten heißt »arische Freundschaften«) beteiligte sie sich nach 1945 mit zahlreichen Stellungnahmen an der »Entnazifizierung« von Kollegen, stets bemüht, der deutschen Wirbeltier-Paläontologie aus ihrer internationalen Isolation herauszuhelfen [10]. Und 1964 dankte Dietrich Starck – heute Vorsitzender der Ludwig Edinger-Stiftung – Tilly Edinger ganz herzlich, „weil Sie

## Leistungen und Auszeichnungen Tilly Edingers

Tilly Edinger veröffentlichte zwei Monographien, mehr als 100 Aufsätze sowie über 1.200 Rezensionen in Fachzeitschriften. Posthum erschien ihre »Paleoneurology 1908-1966. An Annotated Bibliography« (1975).

- 1947 Ehrenmitglied der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft
- 1950 Ehrendoktor des Wellesley College, Massachusetts,
- 1957 Ehrendoktor der naturwissenschaftlichen Fakultät der Justus-Liebig-Universität in Giessen
- 1962 Ehrenmitglied der Paläontologischen Gesellschaft
- 1964 Ehrenmitglied des Museum for Comparative Zoology, Harvard-University in Cambridge, Massachusetts
- 1964 Ehrendoktor der medizinischen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt am Main

Zum Gedächtnis an Tilly Edinger wurde eine Stiftung ins Leben gerufen, die der Ergänzung und Vermehrung der Bestände an wirbeltier-paläontologischer Literatur dienen soll: »The TILLY EDINGER Fund, Museum of Comparative Zoology, Harvard University«. Im Jahre 1994 wurde ein vom US-Satellit Magellan entdeckter Krater auf der Venus (68,8° südlicher Breite, 208,5° östlicher Breite) nach Tilly Edinger benannt.

uns Frankfurter nach allem akzeptiert haben und uns mit so echter Freundschaft aufgenommen haben“.

Tilly Edinger selbst erfuhr zahlreiche internationale Anerkennungen [vergl. Leistungen und Auszeichnungen Tilly Edingers], erhielt jedoch niemals eine Professur und bezog stets nur ein bescheidenes Gehalt. Gleichwohl bezeichnete sie sich mit der ihr eigenen Selbstironie als eine der wenigen Auserwählten, die von der Wirbeltier-Paläontologie leben können [11]. Ganz im Geiste ihrer Eltern bewohnte sie, trotz zahlloser Gebrechen bis zuletzt wissenschaftlich arbeitend, ein kleines Appartement, wenig mehr als 330 Schritte vom Museum in Cambridge entfernt, das ihr ebenso zur neuen Heimat wurde wie die Gemeinschaft der Wirbeltier-Paläontologen zur Familie. Mit ihrer 1945 erfolgten Einbürgerung war sie „a





1940 gehörte Tilly Edinger zu den Gründungsmitgliedern der nordamerikanischen Society of Vertebrate Paleontology (SVP). 1963 wurde sie sogar zur Präsidentin gewählt. Das Foto entstand während der Tagung der SVP im Dezember 1948. Über diese berichtete sie später: „Wir hatten nämlich am letzten Abend (...), 25 Kollegen, in einem Restaurant in New York gegessen und auf einmal, während des Essens, hatte ich das Gefühl: das hab' ich schon erlebt, wo, wie, wann, mit wem? Meine erste Idee war: Paläontologische Gesellschaft. Dann sah ich aber diese Tafeln bei den Tagungen in Deutschland vor mir, wo oben am Tisch die ordentlichen Professoren saßen, danach die außerordentlichen Professoren, und ich kleiner »Mops« hätte also nicht zwischen dem außerordentlichen Professor von Columbia und dem Professor von Yale gesessen. Im selben Moment wurde mir klar, an dem ganzen Tisch saß niemand, den ich nicht mit Vornamen anredete, und plötzlich wußte ich, an wen ich mich unbewußt erinnert hatte; es waren unsere Familiensammenkünfte, die Treffen der Edingers an der Bergstraße“ [11].

200 percent American“ geworden. Auf den unbedarften Brief eines Schweizer Kollegen, der nach Kriegsende hoffte, sie würde nun wieder nach Hause zurückkehren, reagierte sie mit einem „terrible fit of laughter“.

Die sich jahrelang hinziehenden »Wiedergutmachungsverfahren« brachten Tilly Edinger das verlorene Vermögen nicht zurück, linderten allenfalls, „daß ich nicht mehr jeden Pfennig runddrehen muß, bevor ich mir erlaube, ihn auszugeben (wie nun 22 1/2 Jahre lang)“. Eine Stellungnahme des Kurators der Universität Frankfurt vom 25. Januar 1961 weist auf den anzunehmenden Berufsschaden: „Dies bedeutet, daß der

normale Werdegang der Klägerin sich wie folgt gestaltet hätte: Habilitation: 1. Juli 1933; nichtbeamteter außerordentlicher Professor: 1. Mai 1934; außerplanmäßiger Professor: 1. Oktober 1939; Ordinarius: 1. April 1944“.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 4/1997

### Ausgewählte Literatur

- [1] Ludwig von Friedeburg (1992): Frankfurts Weg zur liberalen Großstadt. In: Frankfurt am Main. Stadtperspektiven/Horizons of a City. Hrsg. v. Kurt E. Becker und Martin Wentz. Köln (R. Müller) 1992, 21-27.  
 [2] Anna Edinger. In: Frankfurter Biographien. Hrsg. v. Wolfgang Klötzer. 1. Bd. Frankfurt am Main (Kramer) 1994, S. 171.

Bände der Berliner geowissenschaftlichen Abhandlungen und der Documenta naturae. Rolf Kohring und Gerald Kreft veröffentlichen demnächst einen Sammelband mit deutschen und US-amerikanischen Beiträgen zu Leben und Werk Tilly Edingers.

Gerald Kreft (44) vgl. Autorenkasten auf Seite 183.



Rolf Kohring (40) studierte Geologie und Paläontologie an der Freien Universität Berlin und diplomierte dort 1989 über oberjurassische Schwamm-Algen-Bioherme der Fränkischen Alb. Seit der Promotion 1993 (über alttertiäre Nannoplankton-Assoziationen aus der Nordsee und dem Pariser Becken) ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Paläontologie der FU Berlin tätig. Neben der Beschäftigung mit kalkigem Nannoplankton interessiert er sich für Ultrastrukturen und Biomineralisation von Wirbeltier-Eischalen. Seine Habilitationsschrift (Strukturen, Biostratonomie und systematische und phylogenetische Relevanz moderner und fossiler Eischalen amnioter Wirbeltiere) wurde im Sommer 1997 fertiggestellt. Weitere Forschungsschwerpunkte sind Erhaltungsmechanismen im Bernstein, geologische Entwicklung ostafrikanischer Seen und die Biographie von Tilly Edinger. Kohring hat über 75 Publikationen veröffentlicht und ist Editor einiger

[3] Gunter Mann (1972): Senckenbergs Stiftung und die Frankfurter Republik der Ärzte im 19. Jahrhundert. In: Medizinhistorisches Journal 7:244-263.

[4] Wolfgang Schlote und Gerald Kreft: Der zweckentfremdete Küchentisch. Ludwig Edinger und die Anfänge der Hirnforschung in Frankfurt. In: Forschung Frankfurt, Heft 1 (1997):47-59.

[5] Helmut Hofer (1969): In memoriam Tilly Edinger. Mit einem Schriftenverzeichnis von B. Kummel und H. Tobien. In: Gegenbauers Morphologisches Jahrbuch. 113:304-317.

[6] Gerald Kreft (1996): Zur Archäologie der Psychoanalyse in Frankfurt: Fundstücke und Perspektiven von Ludwig Edinger. In: Psychoanalyse in Frankfurt am Main. Zerstörte Anfänge. Wiederannäherung. Entwicklungen. Hrsg. von Tomas Plänklers et. al. Tübingen (edition diskord) 1996, S. 195-234.

[7] Gerda Stuchlik (1984): Goethe im Braunhemd. Universität Frankfurt 1933-1945. Frankfurt (Röderberg) 1984, S. 63.

[8] Gerald Kreft (1997): The Work of Ludwig Edinger and His Neurological Institute. In: H.-W. Korf and K.H. Usadel (eds.): Neuroendocrinology – Retrospect and Perspectives. (Springer) Berlin – Heidelberg – New York 1997 (inpress).

[9] Rachel Heuberger und Helga Krohn (1988): Hin- und Aus dem Ghetto ... Juden in Frankfurt am Main 1800-1950. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1988, S. 175 f.

[10] Rolf Kohring (1997): Senckenbergische Forscher: Tilly Edinger (1897-1967). In: Natur und Museum, 11/1997 (im Druck).

[11] Tilly Edinger, interviewt von Irmgard Bach. In: Auszug des Geistes. Bericht über eine Sendereihe. Radio Bremen. Bremen (B. C. Heye & Co.) 1962, S. 56-68.

[12] Joachim Radkau (1971): Die deutsche Emigration in den USA. Ihr Einfluß auf die amerikanische Europapolitik 1933-1945. Düsseldorf (Bertelsmann) 1971, S. 40.

Alle aus Platzgründen nicht näher gekennzeichneten Zitate entstammen einer viele hundert Blätter umfassenden Sammlung von Dokumenten und Briefen von, an und über Tilly Edinger, die die Autoren in Archiven des In- und Auslandes sowie bei ehemaligen Kollegen Tilly Edingers recherchiert haben.



# „... weil man es in Deutschland einfach verschwiegen hat ...“

Kurt Goldstein (1878-1965)  
Begründer der Neuropsychologie  
in Frankfurt am Main

Von Gerald Kreft



Am 6. November 1998 jährte sich zum 120. Male der Geburtstag Kurt Goldsteins (Abb. 1). Aus Darstellungen der Frankfurter Universitätsgeschichte war bislang über seine herausragende Bedeutung für die interdisziplinäre Wissenschaftspraxis vor 1933 nichts zu erfahren. Offen ist auch, ob das in Deutschland seit 1984 einsetzende Wiederentdecken Goldsteins in einem guten Dutzend verstreuter medizinhistorischer Würdigungen eine kreative Aneignung seines Lebenswerkes anzeigt. Was dessen praktische Seite betrifft, so etablierte sich 1995 mit dem „Kurt Goldstein Institute of Neuropsychological Rehabilitation“ im niederbayrischen Schloß Steinach eine Institution, an der US-amerikanische Schüler Goldsteins auf Symposien wirken. Bezeichnenderweise stammt auch die erste bedeutende wissenschaftshistorische Untersuchung, die seinen Ansatz im Kontext deutscher Kulturkritik an einer durch Me-





Abb. 1: Bedingt durch Kurt Goldsteins 1933 erzwungene Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland und das hierzulande weitgehend ungebrochene Verschweigen und Vergessen seines Lebenswerks, ist auch die Qualität seiner auffindbaren Porträts nicht immer optimal. Sie werfen Schlaglichter auf ein Leben, das beinahe 87 Jahre währte. Die früheste Aufnahme ist mit 1913 datiert [Historisches Museum Frankfurt, (21615)], die nächste stammt wohl aus den zwanziger Jahren. Die weiteren dokumentieren Goldsteins Alterungsprozeß in den USA, wo er als 56jähriger ankam.



*K. Goldstein*

chanisierung und Verdinglichung gekennzeichneten Moderne diskutiert, aus den USA [1]. In Frankreich wurde Goldstein von dem Philosophen Maurice Merleau-Ponty (1908-1961) und dem Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem (1904-1995) rezipiert, in den USA von dem in Wien geborenen Soziologen Alfred Schütz (1899-1959) und dem aus Moskau stammenden Linguisten Roman Jakobson (1896-1982). Und der New Yorker Neurologe Oliver Sacks (geb. 1933), mit seinen faszinierenden Darstellungen der Innenwelt von Hirnkranken in Büchern wie „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“ (1987) oder „Awakenings – Zeit des Erwachens“ (1991; verfilmt mit Robert De Niro und Robin Williams) gegenwärtig der wohl international populärste Vertreter seines Faches, zählt Goldstein zu seinen großen Vorläufern.

Goldsteins Weltruhm weist auf die grundlegenden Forschungen seiner Frank-

furter Jahre zurück und wirft auch ein Schlaglicht auf deren einzigartige Bedingungsbeziehungen in der jungen Universitätsstadt. Zugleich werden Etappen dessen sichtbar, was man das kumulative Vergessen Kurt Goldsteins in Deutschland nennen könnte. Schließlich scheinen Umrisse des intellektuellen Massivs auf, das eine angemessene Rezeption seines Werkes zu bewältigen hätte.

### Ein oberschlesischer Jude

Kurt Goldstein wurde als siebtes von neun Kindern einer jüdischen Familie im oberschlesischen Kattowitz geboren, das damals zum Deutschen Reich gehörte. Sein Vater, ein wohlhabender Holzhändler, soll Agnostiker gewesen sein, verlor aber nicht die traditionelle jüdische Hochachtung vor der Gelehrsamkeit und ermöglichte allen seinen Söhnen den Abschluß eines Hochschulstudiums. Als die

Familie nach Breslau umzog, besuchte Kurt Goldstein dort ein humanistisches Gymnasium und trug bereits den Spitznamen „Professor“, weil seine Nase stets in einem Buch steckte. Allerdings lehnte der Vater den Wunsch des Abiturienten, Philosophie zu studieren, als „brotlose Kunst“ ab und nötigte ihn, im Geschäft eines Verwandten zu arbeiten. Als es Kurt Goldstein leid wurde, „Pakete zu verpacken“, und sich für das Fach Medizin entschied, entsprach dies einer unter deutschen Juden verbreiteten Karrierestrategie beim Eintritt in die akademischen Berufe, da sie von Militär und Administration ausgeschlossen waren.

Nach einem Semester in Breslau studierte Goldstein im Sommer 1900 in Heidelberg, wo er auch Kuno Fischers (1824-1907) Vorlesungen zur Geschichte der neueren Philosophie hörte. Nach Breslau zurückgekehrt, interessierte sich Goldstein für Nerven- und Geisteskrank-



heiten; so konnte er seinem Wunsch, Menschen zu helfen, entsprechen. Zudem war dieses Gebiet um die Jahrhundertwende in einer Auf- und Umbruchsituation begriffen. Nach dem vorherrschenden naturwissenschaftlichen Paradigma sollten jene Krankheiten insgesamt auf pathologische Veränderungen des Gehirns zurückführbar sein und wurden zumeist als Domäne der Psychiater reklamiert. Andererseits formierten sich aus den Reihen der Internisten Vertreter, die sich vornehmlich den organischen Erkrankungen des Nervensystems widmeten und diese von Persönlichkeitsstörungen abgrenzten. Wie in anderen disziplinären Übergangsbereichen, resultierte auch für die sich professionalisierende Neurologie aus dem wilhelminischen Antisemitismus ein paradoxer Selektionsvorteil, da mangelnde Aufstiegspektiven jüdische Ärzte dazu nötigten, sich in sozialen Nischen zu spezialisieren, wodurch sie zum Motor des wissenschaftlichen Fortschritts avancierten [2].

### Zwischen Psychiatrie und Neurologie

Goldsteins Denken entwickelte sich im Spannungsfeld zwischen somatischen und psychologischen Erklärungsmodellen der Nerven- und Geisteskrankheiten. In Breslau promovierte er 1903 bei dem Anatomen Alfred Schaper (1863-1905), der sich mit der embryonalen Entwicklung des Nervensystems beschäftigte. Als Volontärassistent erlebte Goldstein hier auch Carl Wernicke (1848-1905), einen der führenden Vertreter der lokalisationstheoretisch orientierten Psychiatrie. Dessen eingehende klinischen Untersuchungen, mit denen er sein bereits bestehendes System der Gehirnpathologie zu bestätigen suchte, hinterließen bei Goldstein einen bleibenden Eindruck. Über Wernickes theoretisches Grundgerüst hinausgehend sah Goldstein die Möglichkeit, die Erforschung von Hirnkrankheiten mit einem psychologischen Verstehen der Symptome zu verbinden. Insbesondere war Wernicke ein Pionier der Erforschung cerebraler Sprachstörungen (Aphasien), die Goldstein zeitlebens beschäftigen sollten [s. Informationskasten „Hirnbilder im Wandel“].

Ab Oktober 1903 verbrachte er ein Jahr in Frankfurt am Main als Assistent am Neurologischen Institut des jüdischen Nervenarztes und Begründers der modernen vergleichenden Neuroanatomie, Ludwig Edinger (1855-1918). Ein weiteres Jahr arbeitete Goldstein bei Alfred Hoche (1865-1943) an der Psychiatrischen Klinik in Freiburg. Sowohl Edinger als auch

## „Hirnbilder“ im Wandel

Der wirkungsgeschichtlich entscheidende Schritt zur Lokalisation psychischer Funktionen im Gehirn gelang im Jahre 1861 dem französischen Chirurgen und Anthropologen Paul Broca (1824-1880), der durch Autopsie eines Patienten, dem nur noch die Silbe „tan“ zur Verfügung gestanden hatte, den Zusammenhang zwischen motorischer Sprachfähigkeit und einer linksfrontalen Hirnläsion plausibel machte (Broca-Aphasie). Dieser Befund erfuhr in der anschließenden lokalisationstheoretischen Euphorie eine Erweiterung durch den

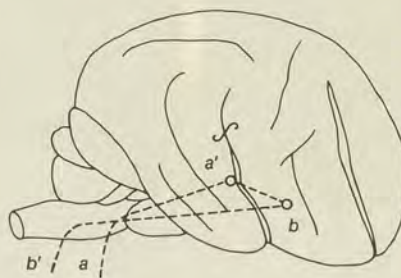


Abb. 1: Gehirnmodell der Aphasie von Carl Wernicke, 1874. [Aus: B. Kolb und I. Q. Whishaw: Neuropsychologie. Heidelberg-Berlin-Oxford. Spektrum Akademischer Verlag 1990, S. 153]

Psychiater Carl Wernicke (1848-1905), der eine zweite Sprachregion im linken Temporallappen entdeckte, deren Zerstörung mit einer schweren Beeinträchtigung des Sprachverständnisses einherging (Wernicke-Aphasie). Darüber hinaus führte Wernicke ähnliche Störungsbilder auf Unterbrechungen der Verbindungen zwischen den beiden intakten Sprachzentren zurück (Leitungsaphasie).

In Wernickes Modell (Abb. 1) treten Geräuschinformationen über den auditorischen Faserzug (a) in das Gehirn ein, werden als Klangbilder im Wernicke-Areal (a') gespeichert, zum Broca-Areal (b) übertragen, und gelangen schließlich über einen motorischen Faserzug (b') zur Artikulation. Ihren Höhepunkt fand das Paradigma, komplexe psychische Prozesse in bestimmten cerebralen Strukturen zu lokalisieren, in den Gehirnkarten des Frankfurter Psychiaters und Goldstein-Antipoden Karl Kleist (1879-1960, Abb. 2).

Goldsteins Kritik am atomistischem mosaikförmigen Lokalisationsprinzip, das zeitgenössische Kollegen

als „Hirnmythologie“ karikierten, nahm ihren Ausgang von Beobachtungen an Hirnverletzten, die mit diesem Erklärungsschema nicht zu vereinbaren waren. So ist etwa ein Patient mit Wortfindungsstörungen (amnestischer Aphasie) durchaus in der Lage, ein bestimmtes Wort, das er nicht aussprechen kann, wenn er unvermittelt dazu aufgefordert wird, zu verwenden, sobald er in eine Situation versetzt wird, in der dieses Wort für ihn eine sinnvolle Funktion hat; ein anderer versagt bei der Aufgabe, die Lippen zu spitzen („abstrakte Einstellung“), kann dann aber pfeifen („konkrete Einstellung“). Goldsteins theoretische Verarbeitung dieser Befunde stand in der Tradition des englischen Neurologen John Hughlings-Jackson (1834-1911). Ihre Pointe lag in der Problematisierung des lokalisationstheoretischen Rückschlusses vom läsionsbedingten Leistungsverlust auf die Funktion des intakten Hirnareals. Diese Nicht-Identität von Lokalisation des Symptoms und Lokalisation der Funktion öffnete Goldstein zur eigenständigen Sphäre einer durch psychologische Experimente verfeinerten phänomenalen Analyse des Verhaltens hirnverletzter Menschen, der Neuropsychologie. In der nach Läsionsort



Abb. 3: Darstellung der Gehirntätigkeit während der Präsentation visueller Stimuli mittels funktioneller Magnetresonanztomographie [Dr. Rainer Goebel, Max-Planck-Institut für Hirnforschung Frankfurt am Main, 1998]. Die roten und grünen Hirnareale reagieren spezifisch auf Objekte, die in der jeweils gegenüberliegenden Gesichtsfeldhälfte dargeboten werden. Die gelben Areale werden durch Reize in beiden Gesichtsfeldhälften aktiviert.



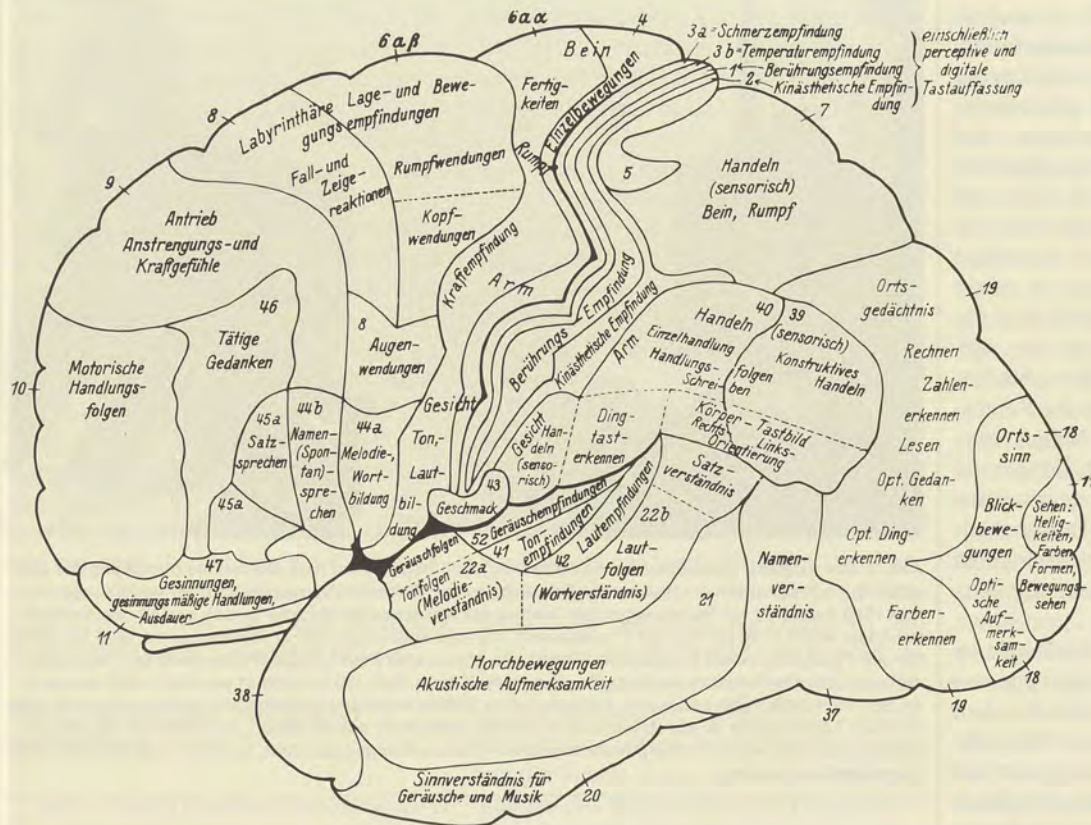


Abb. 2: Lokalisation der Funktionen an der Großhirnrinde (Außen-seite) nach Karl Kleist (1934). [Aus Karl Kleist: *Gehirnpathologie*. Leipzig. Ambrosius Barth, 1934, S. 1365]

spezifischen Symptomatologie der Kranken sah Goldstein nicht nur den Ausdruck der Zerstörung cerebraler Strukturen, sondern auch Produkte der Restitution des ganzen Gehirns sowie Manifestationen einer modifizierten Persönlichkeit. So gingen mit den aphasischen Leistungsveränderungen, die immer motorische und sensorische Anteile enthielten, Einschränkungen der Fähigkeit des Kranken zur angemessenen Benutzung der Sprache einher, die Goldstein als dessen neuropsychologische Grundstörung begriff (Verlust des „symbolisch-kategorialen“ oder „abstrakten“ Verhaltens).

Mit seiner scheinbar paradoxen Anerkennung einer Lokalisierbarkeit von Symptomen bei gleichzeitiger Berücksichtigung der ganzheitlichen Funktionsweise des Nervensystems antizipierte Goldstein markante Elemente, die heutige Auffassungen der Gehirntätigkeit als Netzwerk-Organisation synchroner Erregungsmuster und multiple Repräsentation psychischer Leistungen in verschiedenen, nicht beliebigen Hirnregionen formulieren. Um den Zusammenhang von psychischen Leistungen und Gehirntätigkeit zu untersuchen, sind Neurowissenschaftler heute nicht mehr auf die Sektion von Leichen angewiesen.

Durch computergestützte bildgebende Verfahren läßt sich die Gehirnaktivität beim lebenden Menschen darstellen. So zeigt die Magnetresonanztomographie (MRT) in einer Schnittebene unterschiedlich intensiv aktivierte Hirnareale (Abb. 3). Die aktuellen, von Dr.

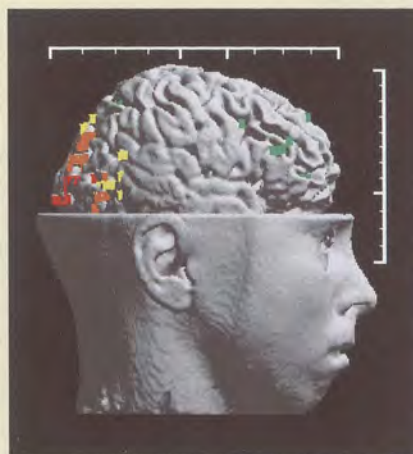


Abb. 4: Darstellung der Gehirntätigkeit der gesamten Hirnrinde während Wahrnehmung bzw. Vorstellung bewegter Reize mittels funktionaler Magnetresonanztomographie (fMRT) [Dr. Rainer Goebel, Max-Planck-Institut für Hirnforschung Frankfurt am Main, 1998]. Die roten Areale zeigen die Aktivierung durch bewegte optische Reize, die grünen Areale zeigen Aktivierungen bei bloßen visuellen Vorstellungen. Die gelb und orange kodierten Aktivierungen werden sowohl durch visuelle Wahrnehmungen als auch durch Vorstellungen hervorgerufen.

Rainer Goebel vom Frankfurter Max-Planck-Institut für Hirnforschung, Abteilung für Neurophysiologie, entwickelten Auswertungsverfahren der funktionellen MRT (Abb. 4) stellen durch Hochrechnung der einzelnen Schnittebenen das Aktivierungsmuster der gesamten Hirnrinde dar.

Kurt Goldstein hätte darauf aufmerksam gemacht, daß das mit der funktionellen MRT aufgezeichnete Experiment den Probanden in einer künstlich isolierten Situation untersucht (liegend, handlungsentlastet, nur optisch stimuliert), und das so produzierte cerebrale Aktivierungsmuster mit dem des umweltbezogen agierenden Organismus nicht identisch ist. Darüberhinaus läßt sich an den bildgebenden Verfahren auch Goldsteins Leitmetapher aktualisieren: Zu sehen ist jeweils ein bestimmtes Erregungsmuster bzw. dessen Wandel. Bezogen sind die dargestellten „Figuren“ auf einen „Hintergrund“ minderer Aktivität. Der korrelative Zusammenhang in diesem „Vordergrund-Hintergrundgeschehen“ selbst wird nicht dargestellt, sondern vorausgesetzt, und ist Ausdruck der Selbstorganisation des Organismus. Goldsteins Problemhorizont ist in Forschungsergebnissen moderner Neurowissenschaft virulent.



Hoche waren mit der – bereits von Freud am Ausgangspunkt der Psychoanalyse formulierten – Auffassung hervorgetreten, daß eine Zurückführung funktioneller Neurosen, etwa der Hysterie, auf pathologisch-anatomische Veränderungen des Gehirns aussichtslos sei. Anschließend verbrachte Goldstein ein halbes Jahr bei Hermann Oppenheim (1858-1919) in Berlin, der als erster reiner Neurologe Deutschlands berühmt war und in seiner 1891 gegründeten privaten Poliklinik für Nervenkrankheiten wirkte, da ihm aufgrund seines jüdischen Glaubens die Berufung auf einen Lehrstuhl in der Reichshauptstadt verwehrt blieb. Neben Hermann Oppenheim sollte auch Edinger zu den Initiatoren der 1907 gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Nervenheilkunde“ gehören, mit der die Neurologie in Deutschland erstmals eigenständig hervortrat.

Im April 1906 wechselte Goldstein an die Universitätsklinik in Königsberg, wo er sich im darauffolgenden Jahr bei dem Psychiater Ernst Meyer (1871-1931), der ebenfalls jüdischer Abstammung war und die Hysterie als psychogene Krankheit ansah, mit einer Arbeit „Über das Realitätsurteil halluzinatorischer Wahrnehmungen“ habilitierte. 1912 wurde er dort Titularprofessor und 1913 Oberarzt an der neu eröffneten Psychiatrischen Nervenklinik und Nervenpoliklinik.

Goldstein vertrat den Ansatz, jedem Lokalisationsversuch psychischer Vorgänge müsse deren genaue psychologische Analyse vorausgehen. Damit lehnte er den in der zeitgenössischen Psychiatrie verbreiteten „therapeutischen Nihilismus“ ab, der sich darauf beschränkte, Krankheitsbilder nach einer handvoll unbefragter Symptome zu klassifizieren, und im übrigen die Patienten in Anstalten bloß verwahrte. Aus einem solchen „ethischen Affekt“, der sich „zu seiner Realisierung der biologischen Entwicklungsmöglichkeiten bedienen“ müsse, entstand auch sein 1913 veröffentlichter Vortrag „Über Rassenhygiene“, der im Kontext des durch Darwin ausgelösten, das gesamte politische Spektrum erfassenden Krisenbewußtseins zu sehen ist. Die Evolutionstheorie erschütterte das Vertrauen in die Beständigkeit der menschlichen Natur und produzierte gleichermaßen Ängste vor drohender Degeneration wie Hoffnungen auf Höherentwicklung [3]. Goldsteins abwägenden Ausführungen über Möglichkeiten des Maßnahmenkatalogs zur Verbesserung des Verhältnisses von menschlichen Anlagen und sozialem Milieu (Verhinderung von Rassenmischung, Kampf gegen Alkoholkonsum und Syphilis, Prostitution, Promiskuität und vorehe-



Abb. 2: Der jüdische Gestaltpsychologe Adhémar Gelb (rechts) war Kurt Goldsteins (links) engster Mitarbeiter am Frankfurter „Institut für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“. Seit 1912 Assistent am Psychologischen Institut der Akademie Frankfurter Sozial- und Handelswissenschaften, lehrte Gelb ab 1919 als Privatdozent, 1924 als außerordentlicher Professor und 1929 als Direktor des Psychologischen Instituts der Frankfurter Universität Psychologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Als Goldstein nach Berlin ging, verließ auch Gelb 1931 Frankfurt am Main. 1933 wurde er an der Universität Halle entlassen. Aufgrund einer tödlich verlaufenden Tuberkulose-Erkrankung konnte er einem Lehrgang an der Universität in Kansas nicht mehr nachkommen. Seinerzeit für die Gründlichkeit seiner experimentellen psychologischen Untersuchungen gerühmt, ist Gelb heute zu Unrecht in Vergessenheit geraten.

lichen Geschlechtsverkehr; Sterilisation von Geisteskranken, Geburtenregelung) blieben durchaus ambivalent. Insgesamt argumentierte Goldstein auf diesem – im Angesicht der nationalsozialistischen Machtergreifung von ihm verworfenen – Gebiet nicht vom Standpunkt der Höherwertigkeit einer Rasse, sondern unter dem humanistischen Gesichtspunkt einer „zunehmenden Versittlichung des Menschengeschlechts“.

### Ludwig Edinger und Kurt Goldstein

Im Dezember 1914 folgte Kurt Goldstein einem Angebot Ludwig Edingers und übernahm die Stelle des Vorstehers der Neuropathologischen Abteilung am Neurologischen Institut der gerade eröffneten Frankfurter Universität. Seit dem ersten Aufenthalt in Frankfurt bestand zwischen beiden eine Art Geistesverwandtschaft. Edinger hatte bereits 1873/74 während seines Studiums in Heidelberg Kuno Fischer gehört, der als Begründer des Neukantianismus gilt. Konstitutiv für Edingers und Goldsteins Lebenswerke wurden Fischers Wiederentdeckung des „ganzen Kant“ sowie dessen Affinitäten zu Goethes Naturstudien [4]. Hatte der Kant der „Kritik der reinen Vernunft“ zwischen der unserem wissenschaftlichen Erkennen allein zugänglichen Welt der Erscheinungen und dem unerkennbaren „Ding an sich“ eine unüberschreitbare

Demarkationslinie gezogen, so räumte seine „Kritik der Urteilskraft“ der Biologie eine gewisse Sonderrolle ein. Jedes Verständnis der Funktionsweise des lebendigen Organismus setze etwas voraus, das im kausal erklärbaren Wirkungszusammenhang miteinander verbundener Teile nicht hinreichend erklärbar sei. Das Gesamtgefüge des Organismus ist sich selbst Ursache und Wirkung. Insofern korrespondiert Kants „regulative Idee“ eines zweckmäßigen, ganzheitlichen und selbstorganisierten Organismus mit den von Goethe geschauten „Urphänomenen“, die als „Gestalten“ den transzendentalen Dualismus zwischen atomistischen Sinnesdaten und strukturierender Verstandestätigkeit unterlaufen und im späteren Diktum der Gestaltpsychologie anklingen, das wahrgenommene Ganze sei mehr als die Summe seiner Teile.

Goethes spinozistisches Verständnis einer qualitativ schöpferischen Natur (natura naturans) [5] enthielt die heuristische Perspektive, das materialistische Motiv einer Einheit des Wirklichen mit der erkenntnistheoretisch aufgeklärten Ablehnung einer Reduktion des Bewußtseins auf sein somatisches Substrat zusammenzudenken. Von hier aus erklärt sich die innere Einheit zwischen Edingers morphologischen Studien zur Evolution des Gehirns und Goldsteins mimetisch „schauender“ Erforschung des lebendigen Organismus [6]. Überdies ermöglichte dieser weltanschauliche Hintergrund beiden Ju-



den eine Identifikation mit integrativen Idealen deutscher Kultur und Bildung, ohne sich deren zunehmend nationalistische Vereinnahmung schonungslos vor Augen führen zu müssen.

Bereits im September 1915 bestimmte Edinger Goldstein zu seinem künftigen Nachfolger als Direktor des Neurologischen Instituts, an dem in interdisziplinärer Zusammenarbeit die Brücke von der Hirnforschung zur Psychologie des Menschen geschlagen werden sollte [7]. So traf Goldstein in Frankfurt am Main auf eine einzigartige „neurowissenschaftliche“ Infrastruktur [8], die vergleichende Neuroanatomie, Neuropathologie und Tierexperimente, nervenärztliche Praxis und Poliklinik, Interesse an der entstehenden Psychoanalyse sowie Zusammenarbeit mit dem Begründern der Gestaltpsychologie, Max Wertheimer (1880-1943), Kurt Koffka (1886-1941) und Wolfgang Köhler (1887-1941), umfaßte [9].

### Von Erfahrungen des Ersten Weltkrieges ....

Seit etwa 1916 leitete Goldstein zwei Frankfurter Reservelazarette, aus denen sein „Institut für die Erforschung der Folgerscheinungen von Hirnverletzungen“ hervorging, das ab 1918 als eigenständige Abteilung zum Neurologischen Institut gehörte. Hier wurde Goldstein mit Krankheitsbildern konfrontiert, die aus den Eigenheiten der modernen Kriegsführung resultierten. Zum einen reagierte er auf die in ungekannten Materialschlachten produzierten „Kriegshysteriker“ mit der erfolgreichen Behandlung durch eine ausschließlich auf Suggestionenwirkung beruhenden, schmerzlosen „Scheinoperation“, die sich entschieden von der seinerzeit üblichen Elektroschocktherapie absetzte. Zum anderen forderte das massenhafte Auftreten der in den Schützengräbenkämpfen entstandenen Kopfverletzungen mit kleinen, scharf umschriebenen Zerstörungen des Gehirns die Entwicklung neuartiger Rehabilitationsmaßnahmen. Dies versuchten damals auch zwei entsprechende Einrichtungen in Köln und Graz, ohne daß deren Arbeit zu einem vergleichbaren wissenschaftlichen Durchbruch geführt hätte wie in Frankfurt am Main [s. Informationskasten „Rehabilitationsbehandlung hirnerkrankter Krieger“, S. 172 u. 173].

### ... zur Begründung der Neuropsychologie

Entscheidend wurde Goldsteins Zusammenarbeit mit dem jüdischen Gestaltpsychologen Adhémar Gelb (1887-1936)

vom Psychologischen Institut der Frankfurter Universität (Abb. 2). Zum ersten Mal in der Geschichte der Hirnforschung trugen sie nicht einfach vorbestehende, letztlich alltagsweltliche Klassifikationen menschlicher Verhaltensweisen an die Beobachtung von Hirnverletzten heran, sondern analysierten mit experimentell-psychologischen Methoden die interne Logik in deren Symptomen. Diese Innovation „can be regarded as the main contribution of these eminent authors and as the true foundation of scientific neuropsychology“ [10].

Wegweisend für ihre weitreichenden Schlußfolgerungen wurden minutiöse Untersuchungen des Patienten Schneider, der sich 1915 durch Minensplitter zwei umschriebene Verletzungen am Hinterkopf zugezogen hatte. Nachdem die Wunden verheilt waren, wiesen Tests auf Störungen des optischen Wahrnehmens und Erkennens hin. So beruhte die nur bei anhaltender Reizdarbietung vorhandene Fähigkeit Schneiders, Leseproben zu entziffern, darauf, daß er die Buchstaben mit eigentümlichen, kaum auffallenden Bewegungen des Kopfes oder der Finger nachzog. Hinderte man ihn daran, war er also nur auf seinen Gesichtssinn angewiesen, erwies er sich als vollständig „wortblind“. Die Präsentationen von Bildern ergab eine „totale Gestaltblindheit“. Erstaunlicherweise waren dem Patienten seine Bewegungen und deren Bedeutung nicht bewußt (Abb. 3).

Solche Befunde führten Goldstein vor Augen, wie ein Organismus hirnorgani-

sche Defekte auf Umwegen, d.h. durch Änderung seines Gesamtverhaltens, zu kompensieren vermag. Davon ausgehend entwickelte er eine systemtheoretisch imponierende, funktionelle Auffassung des Nervensystems. Dieses bilde von den Wirbellosen bis hin zum Menschen ein Netzwerk, in dem jeder Reiz durch eine Veränderung im Organismus-Umwelt-Verhältnis beantwortet wird.

Beim Gesunden tendiert die selbstregulative Fähigkeit des Organismus dazu, sich ein ihm entsprechendes Milieu zu schaffen, d.h. „sein Wesen zu verwirklichen“ (später sprach Goldstein hier von „selfrealization“ und „adequacy“). Der Hirnverletzte zeigt diese Tendenz nur noch auf reduziertem Niveau, indem er unbewußt ein geordnetes Umfeld fixiert. Beeinträchtigt ist seine Fähigkeit zur Abstraktion, sich von gegebenen Reizen loszumachen, zwischen mehreren Reizen auszuwählen und die konkrete Situation auf eine frei entworfene Möglichkeit hin zu überschreiten (Abb. 4a-c). Als augenfälligstes Charakteristikum erschien das panikartige Agieren des Kranken, sobald er eine Situation nicht mehr zu strukturieren vermag. Theoretisch sah Goldstein hier eine gleichartige funktionelle Bedingtheit von hirnorganischen und psychischen Zwangsmechanismen, sowie eine Nähe zur existential-philosophischen Auffassung der Angst. Therapeutisch zog er den für die neurologische Rehabilitation von Hirnverletzten bedeutsamen Schluß, solche „Katastrophenreaktionen“ seien durch die Schaffung einer den Fä-



Abb. 3: Der „seelenblinde“ Patient Schneider, dessen Sehfähigkeit weitgehend erhalten war, konnte auf dem Bild den Hahn nicht erkennen. Die Vorlage enthielt zu viele Einzelheiten, als daß er die „Gestalt“ hätte erahnen können. Schneiders perfektionierte Hilfsstrategie, durch nachzeichnende Fingerbewegungen deren Konturen zu erahnen, versagte. Die Strecke vom Kopf des Hahnes bis zum Rücken (a-b) abfahrend meinte er, es handle sich um eine Zunge, deutete also nicht den Hahn als Figur und die Umgebung als Hintergrund, sondern letzteren als Figur. Für Goldstein und Gelb hatte Schneider die Fähigkeit zur ganzheitlichen Wahrnehmung optischer „Gestalten“ verloren (optische Agnosie).



## Rehabilitationsbehandlung „hirnverletzter Krieger“

In dem 1804 erbauten, von einer stattlichen Parkanlage umgebenen Sommerhoff-Schlößchen (damals Gutleutstraße 293-303), war seit etwa 1916 ein Reservelazarett untergebracht (Abb. 1). 1917 richtete Kurt Goldstein hier eine Station für Gehirnverletzte und Nervenranke ein, aus der das Frankfurter „Institut für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“ hervorging. Als ärztlicher Leiter entwickelte er ein bahnbrechendes, medizinische, psychologische und Übungstherapie integrierendes Behandlungskonzept, das auf der Zusammenarbeit mit Psychologen, Heilpädagogen, Berufsberatern, Handwerksmeistern und Sozialarbeitern beruhte und auf die fürsorglich betreute Reintegration der Hirnverletzten in die Arbeitswelt abzielte (Abb. 2). Als oberster Gesichtspunkt der individuell angelegten Rehabilitationsmaßnahmen galt die menschliche Überlegung, diese „unglücklichsten Kriegbeschädigten“ nicht dadurch zu „seelischen Krüppeln“ zu machen, indem man sie sozial und wirtschaftlich isolierte.

Als das Lazarett 1920 geschlossen werden sollte, entstand der durch



Haus Sommerhoff

(Zeichn.: Gret Appelt)

Abb. 1: Das Lazarett des Frankfurter „Instituts für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“ befand sich in der Villa Sommerhoff.

Spenden Frankfurter Bürger ermöglichte „Verein hirnerletzter Krieger“. Dieser wurde nach Jahren inflationsbedingter Engpässe und zahlreicher Umzüge 1927 als „Verein Hirnverletztenheim“ neu gegründet und eröffnete im Gärnterweg 50 ein neues Domizil, dessen ärztliche Leitung Kurt Goldstein bis zu seiner Emigration im Jahre 1933 offiziell innehatte. Nachdem das Ge-

bäude am 18. und 22. März 1944 durch Bombenangriffe zerstört wurde, fanden die rechtzeitig in den Taunus evakuierten Patienten 1946 auf dem Gelände des Naturparks „Accatium“ eine neue Heimstätte, in der heutigen Neurologischen Klinik Bad Homburg.

Weltruhm erlangte das Frankfurter „Institut für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“ durch den pionierhaften Einsatz experimentell-psychologischer Methoden zur Spezialuntersuchung einzelner Defekte bei Hirnverletzten. Beispielsweise wurden ihnen mit dem Tachistoskop (Abb. 3) verschiedene Leseproben, farblose und farbige Figuren bzw. Bilder in unterschiedlicher Darbietungszeit auf die Leinwand projiziert. Auf diese Weise ließen sich Wahrnehmungsstörungen feststellen, die im alltäglichen Leben unter Umständen gar nicht bemerkt wurden, da der Kranke einen Weg gefunden hatte, durch Umstellung seines Gesamtverhaltens entsprechende Leistungen zu erbringen.

Zur Übungsbehandlung, etwa bei vollständiger Wortstummheit, entwickelte Kurt Goldstein mit seinen Mitarbeitern spezielle Probetafeln zum Sprach-, Les- und Schreibunterricht. Ausgehend von der Beobachtung, daß reines Nachsprechen akustisch gebotener Laute erfolglos blieb, wurde versucht, über assoziative Umwege die Zugehörigkeit von Lautbild, Buchstabenbild und Gegenstands bild herzustellen (Abb. 4).

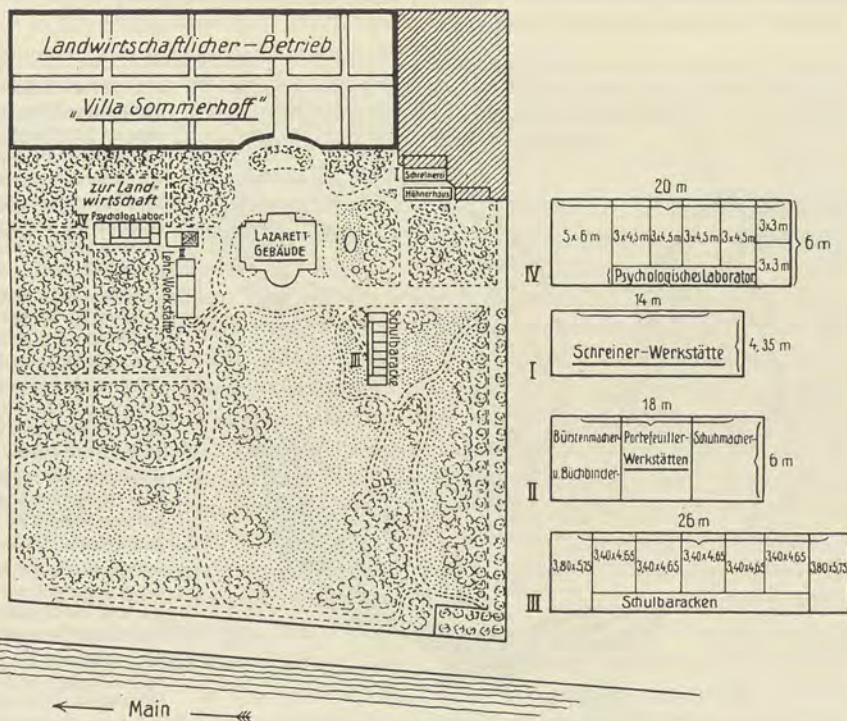


Fig. 1.

Abb. 2: Lageplan des „Institut für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“.



Abb. 3: Experimentell-psychologische Versuchsanordnung mit Tachistoskop.

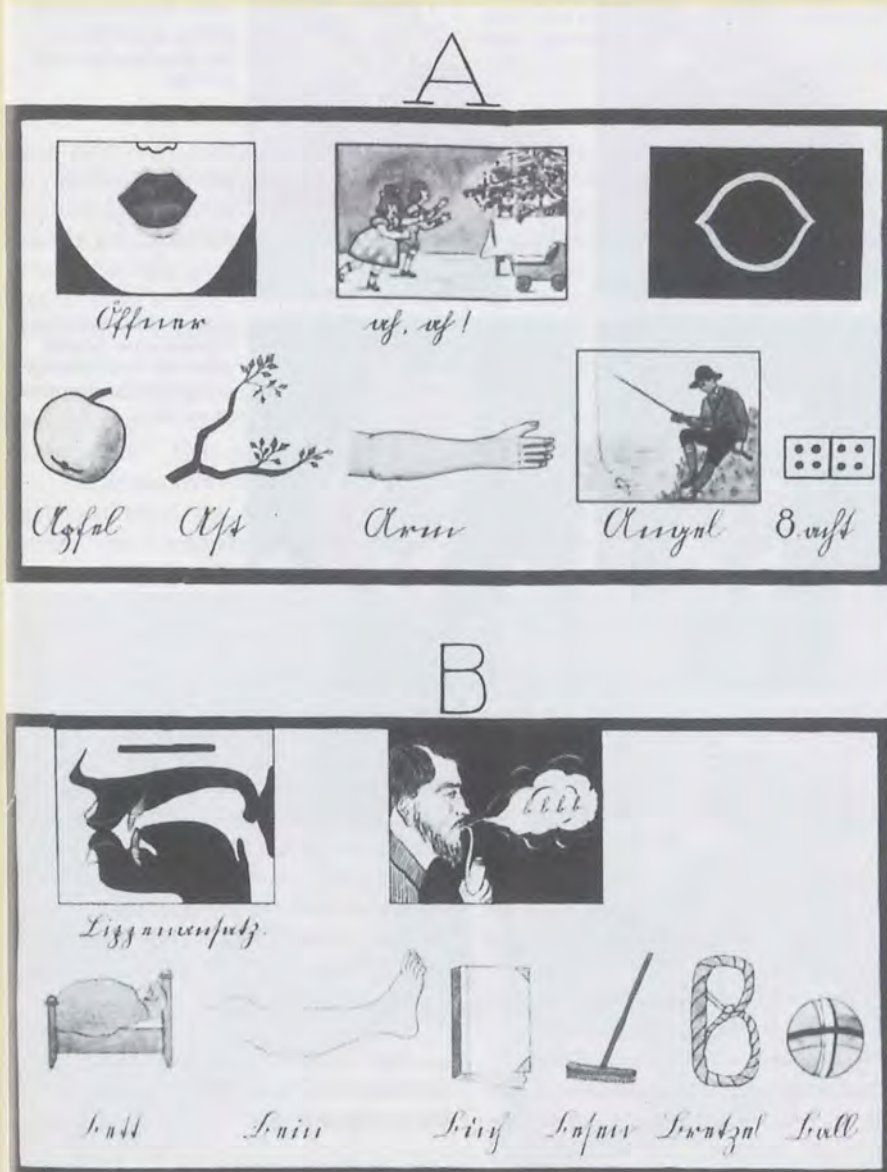


Abb. 4: Bildtafeln zum Sprachunterricht von Hirnverletzten (obere Abbildung). Ein Patient lernt den Buchstaben b (untere Abbildung) durch die Bewegung des Pfeiferauchens und die Ähnlichkeit des b mit der Form der Pfeife. [Aus: Kurt Goldstein: Die Behandlung, Fürsorge und Begutachtung der Hirnverletzten. Leipzig 1919, S. 99]

higkeiten des Kranken angemessenen Umwelt zu vermeiden, in der dieser sich oftmals als erstaunlich stabil und leistungsfähig erweist.

### Ein Knotenpunkt Frankfurter Wissenschaft und Kultur

Nach Edingers unerwartetem Tod im Januar 1918 leitete Goldstein das Neurologische Institut zunächst kommissarisch, wurde 1922 dessen Direktor und Extraordinarius, 1923 persönlicher Ordinarius für Neurologie. Die nachhaltige Wirkung seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit läßt sich mit Blick auf eine Phalanx von zumeist jüdischen Freunden, Mitarbeitern und Schülern illustrieren, die in den zwanziger Jahren in seinem Institut ein- und ausgingen und heute als berühmte Gelehrte bekannt sind. Goldsteins Cousin Ernst Cassirer (1874-1945) wirkte auf die Ausformulierung des Konzepts von „abstrakter“ und „konkreter Einstellung“, die er im dritten Band der „Philosophie der symbolischen Formen“ (1929) in seine Kulturtheorie integrierte. Bei Goldstein studierten der Phänomenologe Aron Gurwitsch (1901-1973), der „spiritus rector“ der Kritischen Theorie, Max Horkheimer (1895-1973, *Abb. 5*), oder Siegmund Heinrich Foulkes (1898-1976), Fritz Perls (1893-1970) und Frieda Fromm-Reichmann (1889-1957), die später als Begründer der Gruppentherapie, der Gestalttherapie bzw. Wegbereiterin der psychotherapeutischen Behandlung Schizophrener sehr unorthodoxe Psychoanalytiker wurden. Goldsteins Assistent Walther Riese (1890-1976), der sich als erster Neurologe in Frankfurt am Main habilitierte und auch als Medizinhistoriker einen Namen machen sollte, hat an die Eigentümlichkeit des schöpferischen Einflusses seines Lehrers erinnert, daß dessen Schüler darauf gefaßt sein mußten, sofort vor offene Probleme gestellt zu werden. Ehrgeizig wie Riese war, glaubte er dabei auch dessen Schattenseiten zu erfahren, Goldsteins „Kronoskomplex“, der wie der griechische Gott seine Kinder verschlinge: 1926 gestattete Goldstein es Riese nicht, eine Auswertung der Sektionsbefunde des Gehirns Ludwig Edingers allein zu publizieren. Daraufhin veröffentlichte Riese einen kürzeren Artikel, „Das Gehirn des Linkshänders“, ohne Edingers Namen zu nennen, und gab seine Stelle am Institut auf [11]. – 1950 waren diese Autoritätskonflikte in den Hintergrund getreten, wie das Erscheinen eines von beiden US-Emigranten verfaßten umfangreichen Aufsatzes über Edingers Gehirn anzeigt.

An der Frankfurter Universität hielt Goldstein auch Seminare mit dem evan-



gelischen Religionsphilosophen Paul Tillich (1886-1965) ab. Er gehörte zu den Initiatoren einer Vortragsreihe zu Fragen der Psychotherapie, aus denen das Frankfurter Institut für Psychoanalyse hervorging [12], zu den Herausgebern der Zeitschriften „Psychologische Forschung“ und „Der Nervenarzt“, zum Vorstand der „Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie“ sowie der „Gesellschaft deutscher Nervenärzte“. Daß seine Verflochtenheit in die „geistige Linke“ Frankfurts nicht erst 1933 endete, ist als erster Schritt zu seinem Vergessen vor Ort zu begreifen. 1930 wechselte Goldstein ans Berliner Lehrkrankenhaus Moabit, wo er die Leitung der neu eröffneten neurologischen Abteilung übernahm und eine Honorarprofessur an der Universität erhielt, nachdem ihm die Einrichtung einer Bettenabteilung am Frankfurter Neurologischen Institut verwehrt worden war. Verantwortlich für diesen einschneidenden Schritt waren finanzielle Engpässe der Stadt, die mit dem 1930 eröffneten Neubau der Universitätsnervenklinik den Psychiater Karl Kleist (1879-1960) bevorzugen, der ebenfalls die Neurologie zu vertreten beanspruchte und die weitere Geschichte dieser Fächer in Frankfurt am Main nachhaltig prägen sollte [13].

### „Jeder Mensch ist zu ersetzen, Sie auch!“

Als einer ihrer herausragenden Repräsentanten entschied sich Kurt Goldstein mit Berlin für die Zukunft einer eigenständigen Neurologie in Deutschland. „In this way the vision of Ludwig Edinger became a reality.“ Doch am 1. April 1933 suchte der landesweite „Judenboykott“ auch das Krankenhaus Moabit heim, an dem 70 Prozent jüdische Ärzte arbeiteten. Goldstein, Mitglied der SPD und des „Vereins sozialistischer Ärzte“, wurde denunziert, von der SA verhaftet, unter Hinweis auf seine Entbehrlichkeit in ein „wildes“ Konzentrationslager verschleppt und mißhandelt. Dank Bemühungen seiner Assistentin Eva Rothmann (1897-1960), die er dann in den USA heiratete (Abb. 6), gelang ihm nach einer Woche die Ausreise, zunächst über die Schweiz in die Niederlande. Goldsteins erste Ehefrau wanderte mit den Töchtern Else M. (Haudeck, 1906-1972) und Ursula H. (Silberstein, geb. 1907) erst später nach Amerika aus. Von einer dritten Tochter Goldsteins ist gegenwärtig nur ihr Familienname, Anny M. Baer, bekannt.

In Amsterdam, auf ein Visum in die USA wartend, diktierte Goldstein sein theoretisches Hauptwerk „Der Aufbau des Organismus“, von dem er 1958 sagen

Abb. 4: Goldstein interpretierte die Differenz im Ausfall des Zeige- und des Greifversuchs bei Kleinhirnerkrankten im Sinne seiner neuropsychologischen Unterscheidung zwischen „abstrakter“ und „konkreter Einstellung“. Zugreifen sei ein unmittelbarer, mit dem Gesamtorganismus tiefer verbundener und unbewußter ablaufender Vorgang als das vergleichsweise abstrakte, die Trennung Subjekt und räumlicher Außenwelt voraussetzende Zeigen [Kurt Goldstein: Über Zeigen und Greifen. Der Nervenarzt 1931].



Abb. 4a: Aufgefordert, mit dem Finger auf die eigene Nase zu zeigen, deutet ein Kleinhirnerkrankter vorbei (links), ist aber in der Lage, die Nase zu ergreifen (rechts).



Abb. 4b: Eine Patientin mit rechtsseitiger Cerebellarstörung ist in der Lage, eine ihr dargebotene Glocke zu greifen (links), zeigt aber an der Schallquelle vorbei (rechts).



Abb. 4c: Ein psychogen Kranker ohne Schädigung des Gehirns zeigt und greift an seiner Nase vorbei.

sollte, es sei in Deutschland einfach verschwiegen worden (Abb. 7). 1935, im Alter von 56 Jahren, erreichte er New York, wo er zum weiteren Kreis des „Frankfurter Instituts für Sozialforschung“ gehörte [s. Dokument „Bedeutung der Biologie für die Soziologie“, S. 176]. Bei allen finanziellen und akkulturationsbedingten Schwierigkeiten hatte er es als medizinische Koryphäe mit einer Privat-Praxis für Psychotherapie und Neuropsychiatrie, die er bis kurz vor seinem Lebensende aufrechterhielt, einfacher als andere Immigranten, im Amerika Fuß zu fassen; u.a. war Kurt Goldstein Gastprofessor an der New Yorker Columbia University und an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Gleichwohl tragen Gold-

steins lange späte Lebensjahre tragische Züge, über die auch seine in den USA bis heute präsenzte zweite Karriere nicht hinwegtäuschen kann. Goldsteins Ansatz beim Verhältnis der ganzen Persönlichkeit zu ihrer Umwelt wurde zum Wegbereiter des „holistic approach“ bzw. der „humanistic psychology“.

„... daß amerikanisches und deutsches Denken doch sehr verschieden ist.“

Als personifizierte er die eigene Auffassung vom schöpferischen Charakter des Lebendigen, gelang es Kurt Goldstein immer wieder, seine aus der Frankfurter Zeit stammenden Erfahrungen zu aktualis-





Abb. 5: Als Student der Philosophie und Psychologie besuchte Max Horkheimer (1895-1973) auch Veranstaltungen Kurt Goldsteins. Am Ende seines dabei geführten Notizheftes mit dem Titel „Ballet de langage“ (Sprachballet) zeigt Horkheimers Handskizze einen Sigmund Freud, der nach dieser Vorlesung weinend die Faust ballt. Möglicherweise handelte es sich um die von Goldstein und Gelb im Wintersemester 1921/22 angebotenen „Übungen zur Psychopathologie und Psychologie der Sprache“. Horkheimers Skizze trifft das ambivalente Verhältnis Kurt Goldsteins zur Psychoanalyse. Auf der einen Seite begrüßte er Freud als Überwinder einer somatisch orientierten „Psychologie ohne Seele“. Allerdings falle die Psychoanalyse in das andere Extrem und schreibe dem Psychischen eine Selbständigkeit zu, die den psychophysischen Dualismus bloß verlängere, nicht aufhebe. Daß Freud dem atomistischen Denken verhaftet geblieben sei, machte Goldstein an dessen mechanistischer Metapsychologie isolierter Triebe fest und lehnte insbesondere die Annahme eines Todestriebes ab, da dem Lebendigen das Negative fremd sei. Den Tod als das Ziel des Lebens zu begreifen, mache die schöpferische Qualität des Menschen, die Freud im Begriff der Sublimierung fassen will, völlig unverständlich. [Veröffentlichung der Handzeichnung mit freundlicher Genehmigung des Max Horkheimer Archivs in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Signatur VII 10]

Gestaltpsychologen Martin Scheerer (1901-1962) ein Testverfahren zur Differentialdiagnose von „abstraktem“ und „konkretem“ Verhalten. Gleichzeitig schärfte er sein kritisches Bewußtsein davon, „daß die ungeheure Benutzung der Naturwissenschaften eine große Gefahr enthält [...], weil man damit den Menschen, und wirklich die menschliche Einstellung zu den Dingen überhaupt verliert“. Die Welt des Lebendigen war für Goldstein eine Sphäre der „Angemessenheit (adequacy)“, der eine einzelfallorientierte, mikrologische Erkenntnisweise entsprach. Im unzeitgemäßen Habitus des alteuropäischen Gelehrten bemerkte der fast 80jährige nicht ohne Ironie über Vor- und Nachteile des amerikanischen Klinikbetriebs: „Sie denken, wenn mehr Augen sehen, dann würden sie mehr sehen – was ich nicht immer fand.“ [15]

**„... daß man gegen Deutschland eine ausgesprochene Antipathie gehabt hat ...“**

Für den leidenschaftlichen Arzt und Forscher, der in schlaflosen Nächten überraschend im Berliner Krankenhaus auftauchte, wenn ihm die Idee gekommen war, ein Patient, bei dem er eine bestimmte lokalisierte Schädigung vermutete, könne eine entsprechende funktionelle Störung zeigen, war der allgemeine, von ihm durchaus anerkannte Fortschritt von apparativer Medizin und Neurochirurgie doppelt schmerzhaft. Zu alt, um sich darauf noch wirklich einlassen zu können, beklagte Goldstein, daß die klinisch-neurologische Diagnostik zunehmend in Vergessenheit gerate. Dies meinte er nach dem Kriege auch bei einer Nachuntersuchung seines Patienten Schneider in Deutschland feststellen zu müssen, wo dessen Symptombildung inzwischen als Suggestionenphänomen in Frage gestellt worden war. Ähnlich wie im Fall der „Anna O.“ am Ursprung der Psychoanalyse [16] stellt auch der „Patient Schn.“ für die Neuropsychologie ein kaum ausschöpfbares Potential für innovative Interpretationsstrategien dar.

In den USA mit Festschriften geehrt, feierte Goldstein seinen achtzigsten Geburtstag in Jerusalem, wo er Ehrenmitglied der Hebräischen Universität wurde. In Deutschland blieb es bei der Verleihung des Ehrendoktors durch die Medizinische Fakultät der Frankfurter Universität. Wie Tilly Edinger (1897-1967) an den damaligen Direktor des Neurologischen Instituts, Wilhelm Krücke (1911-1988), schrieb, sei Goldstein „etwas eingeschnappt gewesen“, weil jener ihn zunächst nicht um Erlaubnis gebeten hatte,

sieren – sei es bei der Behandlung von „war neuroses“ oder von Hirnverletzten im Zweiten Weltkrieg, sei es durch Transposition seines Motivs der „selfrealization“ in psychiatrische, linguistische, ethnologische und pädagogische Kontexte. Dabei entwickelte er im Konzept der unmittelbaren zwischenmenschlichen „connectedness“ eine gedankliche Nähe zum existentialistisch-dialogischen „Ich-Du-Prinzip“ oder der phänomenologischen „Lebenswelt“. Entschieden kritisierte er die lokalisations-theoretisch angeleitete Psychochirurgie, d.h. den Eingriff in das Gehirn von Geisteskranken, der gegen-

wärtig als Behandlungsoption bei Sexualstraftätern wieder diskutiert wird [14].

Die fruchtbare Einheit zwischen Hirnforschung und Neuropsychologie der Frankfurter Jahre war für Goldstein nicht restituierbar. In gewisser Weise ähnelt sein Werdegang dem der Kritischen Theorie, deren interdisziplinäres Wissenschaftsprogramm mit der Emigrationserfahrung eine Rephilosophisierung mit komplementärer Hinwendung zu qualitativen empirischen Untersuchungsmethoden erlebte [s. Dokument „Max Horkheimer und Kurt Goldstein“, S. 177]. So entwickelte Goldstein zusammen mit dem



Abb. 6: Am 6. August 1941 schickte Kurt Goldstein eine Urlaubskarte aus Intervale, USA, an Max Horkheimer. Die Aufnahme zeigt ihn mit seiner zweiten Ehefrau, der beinahe 20 Jahre jüngeren Neuropsychiaterin Eva Rothmann-Goldstein (1897-1960), und ist umseitig kommentiert mit den Worten: „auf einer Sommerfrische in the midst of enjoyment of life“. [Veröffentlichung des Photos mit freundlicher Genehmigung des Max Horkheimer Archivs, Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Signatur II 8, 73]



einen seiner Nachrufe auf ihren Vater wiederabdrucken zu dürfen. Ohne die 1959 erschienene Festschrift zu Ludwig Edingers hundertsten Geburtstag wäre vermutlich auch die Erinnerung an Kurt Goldstein in Frankfurt unterblieben. In Deutschland fanden weder sein zehnjähriger Todestages noch der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages offizielle Beachtung. Trotz einer Literaturliste von über 300 Titeln [17] wurde seinerzeit die „Wiedergutmachung“ eines „akademischen Berufsschadens“ abgelehnt, da Goldstein mit dem Weggang aus Frankfurt seinen Beamtenstatus aufgegeben habe und die geltend gemachte Erwartung einer ordentlichen Professur in Berlin den Richtern als unbegründet erschien.

1960 nahm sich Eva Rothmann-Goldstein nach jahrelanger depressiver Erkrankung das Leben. „Ich kann mir alles nicht vorstellen ohne sie“. Zeitweilig spielte Goldstein mit dem Gedanken, in die Schweiz zu ziehen. In die Bundesrepublik wollte er nicht mehr zurückkehren, „weil ich keine Freundlichkeit selbst von Menschen vertrage, von denen ich weiß, daß sie es ehrlich meinen, die so im Gegensatz zu dem steht, wie man mich in Deutschland behandelt hat“. Nunmehr zog seine älteste Tochter, Else Haudeck, mit ihrer Familie nach New York und in seine Nähe. Am 19. September 1965 starb Kurt

# DER AUFBAU DES ORGANISMUS

Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen

VON

DR. KURT GOLDSTEIN

FRÜHER HONORAR-PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN



HAAG  
MARTINUS NIJHOFF  
1934

Abb. 7: In seinem theoretischen Hauptwerk „Der Aufbau des Organismus“ verarbeitete Kurt Goldstein die Ergebnisse seiner maßgeblich in Frankfurt am Main entstandenen Forschungen zu einer kritischen Grundlegung der Biologie. Für ihn war die Erkenntnis des lebendigen Organismus keine bloße Tatsache, sondern Resultat eines schöpferischen Prozesses. Ausgehend vom phänomenalen Eindruck eines Ganzen, stellt dieses sich mittels analytischer Verfahren an einem gewissen Sättigungspunkt – „dialektisch“ konkretisiert – wieder ein, ohne in dieser Bestimmung restlos eingeholt worden zu sein. Dabei erscheinen die Symptombilder des erkrankten Organismus als Pendant der Daten aus experimentellen Versuchsanordnungen, zeigen doch beide fragmentiertes Verhalten unter Bedingungen pathologischer bzw. künstlicher Isolierung. Obgleich in deutscher Sprache verfaßt, ist „Der Aufbau des Organismus“ hierzulande ein weitgehend unbekanntes Buch, in seinem Rang vergleichbar dem Werk Viktor von Weizsäckers (1886-1957), mit dem es das Motiv der Einführung des Subjekts in die Neurologie teilt. Weder die erste (1934) noch die zweite Auflage (1963) scheinen rezensiert worden zu sein; ebensowenig Goldsteins „Ausgewählte Schriften“ (1973), eingeleitet von Aron Gurwitsch. Dieser hatte auch Goldsteins Hauptwerk 1951 in Frankreich veröffentlicht. In den USA erschien „The Organism. A Holistic Approach to Biology Derived from Pathological Data in Man“ bereits 1939. Dort besorgte Oliver Sacks 1995 eine englischsprachige Neuauflage.

## Zur Bedeutung der Biologie für die Soziologie

Im New Yorker Exil gehörte Kurt Goldstein zum weiteren Kreis der Mitarbeiter des Frankfurter „Instituts für Sozialforschung“ und erhielt zumindest im Jahre 1936 ein Gehalt von 1.200 Dollar. Aus Goldsteins Beitrag

### STUDIEN

ÜBER

### AUTORITÄT UND FAMILIE

Forschungsberichte aus dem  
Institut für Sozialforschung

zu den „Studien über Autorität und Familie (1936), die die sozialpsychologischen Bedingungen des deutschen Fa-

schismus erforschten, stammt die folgende Textpassage, die das Verhalten der Anhänger des Nationalsozialismus als Verlust des Möglichkeitssinns („abstrakte Einstellung“) beschreibt:

„In unserer Schilderung des in Unsicherheit lebenden Kranken läßt sich ein Spiegelbild all der Eigentümlichkeiten erkennen, die wir vornehmlich bei bestimmten Schichten des Mittelstandes finden. Wir konstatieren die Enge und Starrheit der Welt dieser Menschen, ihre Kritiklosigkeit gegenüber allen Angriffen auf die eingewurzelte Haltung, richtiger gesagt: die Blindheit gegenüber solcher Kritik, das starre Festhalten an Lebensformen und Idealen vergangener Zeiten, die Unzugänglichkeit für Neuerungen, besonders wenn sie eine Unsicherheit mit sich bringen könnten, die Gleichmäßigkeit des Verhaltens, der Stolz auf alles „Eigene“, vom eigenen Hof bis zum eigenen Land, und die Verständnislosigkeit gegen das Fremde; die Be-

kämpfung anderer Meinungen und Menschen mit fanatischer Leidenschaft und Grausamkeit, den Mangel an Mut in Verbindung mit der Neigung zur Tollkühnheit, besonders unter dem Schutze eines „Großen“. Gehorsam, Opfer und Unterordnung, tatsächlich ein Ausdruck des Schutzsuchens unter dem fremden Befehl, werden zum Ideal erhoben; die Autorität muß zum absoluten Wert werden; nur so vermag sie die notwendige Sicherheit zu gewähren. Schließlich sei noch erwähnt der Mangel an echter Beschaulichkeit, der beinahe unmenschliche Ernst, der Mangel an Humor und Ironie.“ [Kurt Goldstein: „Bemerkungen über die Bedeutung der Biologie für die Soziologie anlässlich des Autoritätsproblems“ (1936)]. Goldstein war der Ansicht, daß in Diktaturen die unfreien gesellschaftlichen Verhältnisse bei organisch Gesunden psychopathologische Phänomene produzieren können, die Verhaltensweisen von Hirnverletzten ähneln.



Goldstein an den Folgen eines drei Wochen zuvor erlittenen Schlaganfalls. Rechtsseitig gelähmt, hatte der profilierte Aphasie-Forscher am Ende seines Lebens selbst die Fähigkeit zu sprechen verlo-



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 4/1998



Gerald Krefl (vgl. Autorenkasten auf Seite 183) vor dem Gelände des Sommerhoff-Parks, im Frankfurter Gallus-Viertel, auf dem sich im Ersten Weltkrieg das von Kurt Goldstein geleitete „Institut zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen“ befand. Das Lazarettgebäude, die Villa Sommerhoff, wurde im Zweiten Weltkrieg durch Fliegerbomben zerstört.

## Ausgewählte Literatur

- [1] Anne Harrington (1996): *Reenchanting Science. Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler*. Princeton, New Jersey (Princeton University Press), S. 140-174.
- [2] Gerald Krefl (1998a): „... wie sich der ganze Mensch gebildet hat.“ Wissenschaftlicher Erfolg und jüdische Familiengeschichte in Leben und Werk Ludwig Edingers (1855-1918). In: *Aufstieg durch Bildung. Historische Blätter*, Dresden (im Druck).
- [3] Siefert, Rolf Peter (1989): *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts*. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- [4] Reiner Wiehl (1985): *Die Heidelberger Tradition der Philosophie zwischen Kantianismus und Hegelianismus*. Kuno Fischer, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert. In: Doerr, W. (Hrsg.) *Semper apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986*. Band II. Berlin-Heidelberg-New York (Springer), S. 413-433.
- [5] Alfred Schmidt (1984): *Goethes herrlich leuchtende Natur. Philosophische Studie zur Deutschen Spätklärung*. München-Wien (Edition Akzente Hanser).
- [6] Gerald Krefl und Wolfgang Schlote (1997): *Ludwig Edinger (1855-1918). Nervenarzt und Neuropathologe in Frankfurt am Main*. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde*. Bd. 2. Hrsg. v. G. Nissen und F. Badura. Würzburg (Königshausen und Neumann) 1997, S. 202-218.
- [7] Gerald Krefl (1997a): *The Work of Ludwig Edinger and his Neurology Institute*. In: *Neuroendocrinology. Retrospect and Perspectives*. Hrsg. v. H.-W. Korf und K.-H. Usadel. Berlin-Heidelberg-New York (Springer), S. 407-423.

## Max Horkheimer und Kurt Goldstein

Anlässlich des siebzigsten Geburtstages von Kurt Goldstein, der in den USA mit Gedenkartikeln geehrt, in Deutschland aber vergessen wurde, schrieb Max Horkheimer am 4. November 1948 an seinen früheren Lehrer:

4. November 1948.

Lieber Herr Goldstein !

In dem Geburtstagsbüchlein, das mich seit der Kindheit immer begleitet hat, steht in der Handschrift der Studentenzeit beim 6. November: Kurt Goldstein. Diesmal weiss ich, dass es der 70. ist und ich möchte Ihnen von ganzem Herzen Glück wünschen.

Von der Periode an, aus welcher der Eintrag stammt, habe ich nicht aufgehört, Sie zu den Lehrern und menschlich nahen Geistern zu fühlen, denen ich am meisten verdanke. Ihnen wird das wohl nicht so bewusst sein, denn ich war ja kein Student aus Ihrer Fakultät und unsere Pächter schienen sich nur oberflächlich zu berühren. Aber es gehört gerade zu den Dingen, die ich mit durch Sie erfahren habe, dass die tiefste Versenkung in eine spezielle Disziplin sich wohl mit dem Willen verträgt, die Grenzen, die sie von anderen trennt, zu überwinden. Wenn es auch, seit den ersten Begegnungen, so geblieben ist, dass wir uns nur zuweilen getroffen haben, so hat uns doch, wenn ich recht fühle, die Zeit eher noch einander genähert als auseinander gebracht. Die wissenschaftliche, aufs konkrete Wesen bezogene Gesinnung, als deren Vertreter Sie mir zuerst erschienen sind, stiftet ja in der Gegenwart eine um so solidere Verbindung als sie seltener wird.

Ich wünsche Ihnen und uns, dass Söedieser Gesinnung in voller Produktivität auch in Zukunft durch schöne Werke Ausdruck verleihen können.

Auch meine Frau lässt aufs herzlichste gratulieren und wir hoffen, dass wir Sie und Ihre liebe Frau in nicht allzuferner Zukunft einmal wieder ausführlich sehen und sprechen können.

- [8] Gerald Krefl (1996a): *Ludwig Edingers „neurowissenschaftliches“ Projekt – Ein Beitrag zur Geschichte der Hirnforschung*. In: *Neuroforum* 1/1996, S. 37-38 und 2/1996, S. 39.
- [9] Gerald Krefl (1996b): *Zur Archäologie der Psychoanalyse in Frankfurt. Fundstücke und Perspektiven um Ludwig Edinger*. In: *Psychoanalyse in Frankfurt am Main. Zerstörte Anfänge. Wiederannäherung. Entwicklungen*. Hrsg. v. T. Plänklers et al. Tübingen (edition diskord), S. 195-234.
- [10] Alexander R. Luria (1975): *Neuropsychology: Its Sources, Principles and Prospects*. In: *The Neurosciences: Paths of Discovery*. Edited by F. G. Worden et al. Cambridge, Mass./London (MIT Press), S. 335-361.
- [11] Udo Benzenhöfer und Gerald Krefl (1997): *Bemerkungen zur Frankfurter Zeit (1917-1933) des jüdischen Neurologen und Psychiaters Walther Riese*. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Nervenheilkunde*. Bd. 3. Hrsg. v. G. Nissen und F. Badura. Würzburg (Königshausen und Neumann) 1997, S. 31-40.
- [12] Michael Laier (1996): *Der Neurologe Kurt Goldstein (1878-1965) und seine Beziehung zu Gestaltpsychologie und Psychoanalyse*. In: *Psychoanalyse in Frankfurt am Main. Zerstörte Anfänge. Wiederannäherung. Entwicklungen*. Hrsg. v. T. Plänklers u.a. Tübingen (edition diskord), S. 235-253.
- [13] Gerald Krefl (1997b): *Zwischen Goldstein und Kleist. Zum Verhältnis von Neurologie und Psychiatrie*

- in Frankfurt am Main der 1920er Jahre. In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Nervenheilkunde*. Bd. 3. Hrsg. v. G. Nissen und F. Badura. Würzburg (Königshausen und Neumann) 1997, S. 201-218.
- [14] Michael Emmrich: *Was Sie schon immer über Sex wissen wollten. Mediziner glauben, mit Hirnoperativen Triebtäter von ihrem verbrecherischen Tun abhalten zu können*. *Frankfurter Rundschau*, 22.7.1998, S. 3.
- [15] Kurt Goldstein, interviewt von Irmgard Bach. Vgl. *Auszug des Geistes. Bericht über eine Sendereihe*. Bremen (B.C. Heye & Co.) 1962, S. 93-95.
- [16] Gerald Krefl (1998b): „Anna O.“ und/oder Bertha Pappenheim ... Umschreibungen eines Desiderats anlässlich der Edition des nachgelassenen Manuskripts (1959) von Max M. Stern (1895-1982). In: *Dem Menschen zugewandt leben. Festschrift für Werner Licharz*. Hrsg. v. U. Lienthal und L. Stiehm. Osnabrück (Secolo) (im Druck).
- [17] Joseph Meiers (1968): *Bibliography of the Published Writings of Kurt Goldstein*. In: *The Reach of Mind. Essays in Memory of Kurt Goldstein*. Edited by Marianne L. Simmel. New York (Springer Publishing Company, Inc.), S. 271-295.
- Aus Platzgründen nicht näher gekennzeichnete Zitate stammen aus einer umfangreichen Sammlung von Briefen und Materialien, die der Autor in Archiven des In- und Auslands sowie bei Kollegen Kurt Goldsteins recherchiert hat.



# Ornament und Programm

## Zur Ästhetik der Goethe-Zitation bei jüdischen Neurowissenschaftlern in Frankfurt am Main



von Gerald Kreft

Im Oktober 1907 bezog das Neurologische Institut des jüdischen Nervenarztes und Hirnforschers Ludwig Edinger (1855-1918) das obere Stockwerk der neu errichteten Dr. Senckenbergischen Pathologie. Dort ließ Edinger das folgende Goethe-Zitat anbringen:

*Willst Du ins Unendliche schreiten,  
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.*

In Edingers Aneignung dieses Wahlpruchs verdichten sich zwei zunächst disparat erscheinende Problemebenen: die Stellung Goethes in der Geschichte der deutschen Juden sowie die Bedeutung seiner Naturauffassung bzw. seiner morphologischen Studien für die modernen Neurowissenschaften.

### Ludwig Edingers Goethe

Beredtes Zeugnis für Edingers Beziehung zu Goethe geben seine nachgelassenen Erinnerungen, die er – wohl in An-

spielung auf dessen Autobiographik als Vermittlung von Lebens- und Wissenschaftsgeschichte – *Mein Lebensgang* nannte. Ihnen stellte Edinger Goethes Motto voran:

*Weite Welt und breites Leben  
Langer Jahre friedlich Streben  
Stets geforscht und stets gegründet  
Nie geschlossen, oft geründet  
Ältestes bewahrt mit Treue  
Freundlich aufgefasstes Neue  
Heitern Sinn und seine Zwecke  
Nun! Man kommt wohl eine Strecke!*

Nachhaltig geprägt wurde der junge Medizinstudent, der 1870/71 die Reichsgründung begeistert begrüßt hatte, durch den Philosophen Kuno Fischer (1824-1906) in Heidelberg. Fischer brachte Edinger die Ästhetik des deutschen Idealismus nahe und interpretierte Werke der deutschen Klassik national wie universal. Etwa zehnmal sah Edinger Theateraufführungen des *Faust* während seiner Studien-

Goethes vergleichende Schädelnsammlung: Bei seiner Suche nach dem Zwischenkieferknochen beim Menschen sammelte Goethe eine Reihe von Tierschädeln, die er gemäß seiner Methode des stufenweisen Vergleichens studierte. Von hier aus war es gedanklich nur ein kleiner Schritt, sich auch der Erforschung des Schädelinhalts, des Gehirns, zuzuwenden: „Denn“, bemerkte Goethe, „das Gehirn bleibt immer der Grund [...], da es sich nicht nach der Hirnschale, sondern diese nach jenem zu richten hat.“ Die Abbildungen zeigen Originale Goethes [aus: *Goethes Morphologische Schriften*. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Troll. Jena (Eugen Diedrichs) 1932], zu sehen sind hier: Gesichtsschädel des Menschen; Schädel eines jungen Elefantens.



jahre im besetzten Straßburg. Eingedenk, daß Goethe selbst hier einmal studiert hatte, hing er der imperialen Ideologie an, *durch deutsches Geisteswesen zur friedlichen Eroberung beizutragen*, und teilte ihr *faustisches Faustbild*: das Faustische als Ikone des Fortschritts, der rastlosen Tätigkeit und optimistischer Zuversicht.

Dieses Weltvertrauen wendete Edinger allerdings auch gegen den Positivismus der zeitgenössischen Medizin und kritisierte deren *Pseudoexaktheit*, die ausschließlich *objektive Zeichen* beachtete, ohne sich aus *seelischen Gründen mit einem Kranken therapeutisch eingehend [zu] beschäftige[n]*. Seine ganzheitliche Auffassung der ärztlichen Tätigkeit stützte Edinger auch auf die Formulierung Goethes:

*Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung der Zeiten, beide sich freundlich, zu beidseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.*

Edingers Liebe zu Goethe steigerte sich bisweilen zu symbiotisch anmutenden Verschmelzungserlebnissen, in denen ich sehr oft *meine eigenen Gedanken aus ihm heraus oder in ihn hineinlese*. Ein schönes Beispiel hierfür liefert ein Brief, den Edinger 1916 an seinen Kollegen Constantin von Monakow (1853-1930) schrieb. Von Monakow gab Anfang des 20. Jahrhunderts den Anstoß zur Abkehr vom vorherrschenden Lokalisationstheore-



*Ludwig Edinger*

Der deutsch-jüdische Nervenarzt und Hirnforscher Ludwig Edinger (1855-1918) gilt als einer der Begründer der modernen vergleichenden Neuroanatomie. 1914 bekleidete er an der neu eröffneten Frankfurter Universität das erste Ordinariat für Neurologie in Deutschland. Die Aufnahme entstand vermutlich um 1900.

tischen Paradigma, nach denen spezifische geistige Leistungen in umschriebenen Hirnregionen verortet seien. Begründet worden war diese, später als *Hirmythologie* karikierte Richtung durch Franz Josef Gall (1758-1828). Dessen Schädel-

lehre (Phrenologie) schloß aus der Form des Schädels auf die Ausbildung des Gehirns und von hier aus auf die Psychologie der betreffenden Person. Demgegenüber schickte Edinger von Monakow, gleichsam zur Unterstützung der gerade aufkommenden ganzheitlichen Auffassung der Funktionsweise des Gehirns, Goethes Bemerkung über Gall: *Das den Schädel ein wenig emportreibende kleine Partikelchen Hirn thut's freilich nicht, sondern der gesamte Teil des Nervensystems, der in jenem Partikelchen endet*. Begeistert setzte Edinger hinzu: *Unglaublich wie dieser Mann [Goethe] überall alles richtig ahnte!* [vgl. Informationskasten „Gall – Goethe – Edinger“, S. 182]

Edingers idealisierende Goethe-Identifikation zeigte sogar Sympathien für das 1898 erstmals veröffentlichte Goethe-Buch von Paul Julius Möbius (1853-1907), des großen Außenseiters unter den Nervenärzten der Jahrhundertwende. Ketzerisch genug, hatte dieser seine Goethe-Biographie als *Pathographie* angelegt und mitunter stürmischen Protest ausgelöst. Vermutlich mit Rücksicht auf sein eigenes Ansehen unterzeichnete Edinger seine Buchbesprechung mit dem anonymen „E.“. Inhaltlich aber rechtfertigte er den medizinisch-psychologischen Ansatz seines Kollegen, wengleich im Sinne des Goetheschen Gedankens, daß ein bevorzugtes Wachstum eines Teils nur auf Kosten eines anderen möglich sei (Kompensationsprinzip):

*Siehst du also einem Geschöpf besonderen Vorzug  
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa  
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste.  
Finden wirst Du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.*

Selbst Kritikern seines eigenen wissenschaftlichen Wirkens pflegte Edinger mit einem Goethe-Vers humorvoll zu begegnen:

*Wir reiten in die Kreuz und Quer'  
Nach Freuden und Geschäften  
Doch immer kläfft es hinterher  
Und bellt aus Leibeskräften.  
So will der Spitz aus unserem Stall  
Uns immerfort begleiten,  
Und seines Bellens lauter Schall  
Beweist nur, daß wir reiten!*

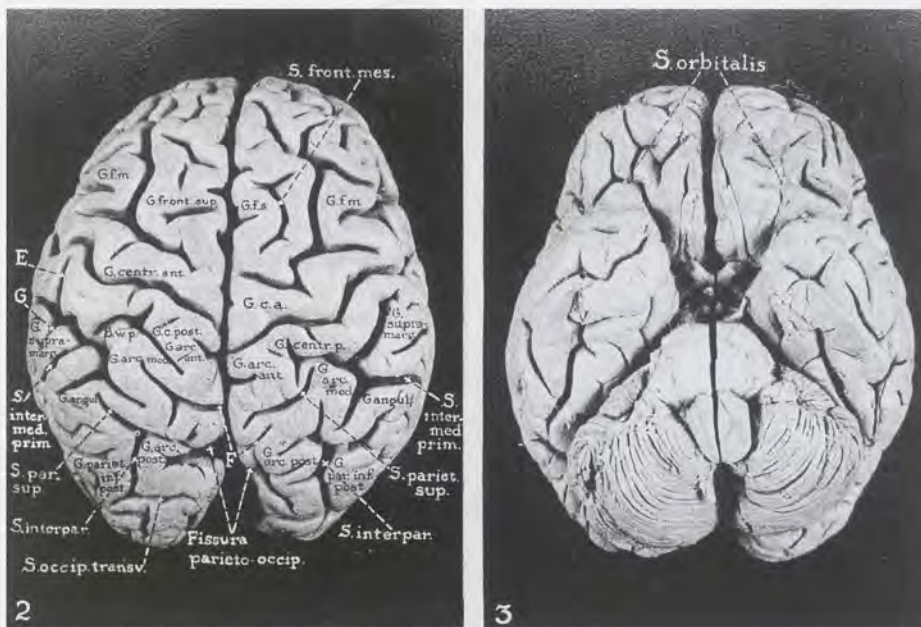
### Goethe als Integrationsfigur

Edingers Bezüge auf Goethe reichten weit in seine beruflichen und persönlichen Lebensbereiche hinein, ohne Ambivalenzen in dessen Haltung gegenüber dem traditionellen Judentum zu berühren. Die Identifikation mit Goethe schien



Im Oktober 1907 bezog das Neurologische Institut, das Ludwig Edinger (1855-1918) aus privaten Mitteln aufgebaut hatte, das zweite Stockwerk der neu errichteten Dr. Senckenbergischen Pathologie. Das Neurologische Institut bestand damals aus einer Neuroanatomischen und einer Neuropathologischen Abteilung, unterhielt Labore, Terrarien und Aquarien zur experimentellen Tierbeobachtung, eine einzigartige Fachbibliothek und die seinerzeit weltweit größte vergleichende Sammlung von Tiergehirnen. Über die Eingangstür zu seiner Sammlung ließ Edinger den Wahlspruch Goethes anbringen: „Willst Du ins Unendliche Schreiten, Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.“





Gehirn Ludwig Edingers: von oben (links) und von unten (rechts).

Nach Riese und Goldstein weist das Gehirn Ludwig Edingers eine Asymmetrie zwischen der linken und der rechten Hemisphäre auf. Letztere ist stärker ausgebildet, was mit Edingers außergewöhnlichen geistigen Fähigkeiten korrelierte. Die reichere Gliederung der Oberfläche der rechten Hemisphäre korrespondierte mit seiner Linkshändigkeit. Die bevorzugte Ausprägung des Okzipitallappens stehe für seine visuellen, die der Zentralwindungen für seine manuellen Fähigkeiten. Mit Blick auf die wiederholt festgestellte asymmetrische Ausbildung des Gehirns prominenter Persönlichkeiten hatte Riese bereits 1949 darauf hingewiesen, daß der Gedanke, ein Verlust an Symmetrie sei Ausdruck eines evolutionären Fortschritts, erstmals von Goethe geäußert wurde.

Bemerkenswert ist, daß hier zwei ausgesprochene Kritiker lokalisationstheoretischer Auffassungen an Edingers Gehirn anatomische Phänomene beschreiben, die heutige Fachkollegen an den veröffentlichten Fotos so nicht mehr nachvollziehen können. Die Vermutung liegt nahe, daß hier Verhaltensweisen Edingers, die den Untersuchern persönlich vertraut waren, auf das vorliegende Gehirn projiziert wurden: Beispielsweise konnte Edinger, während seiner Vorlesungen an der Tafel stehend, gleichzeitig mit der rechten Hand schreiben und mit der linken zeichnen, was seine Studenten mit begeistertem Applaus honorierten [vgl. Edinger-Porträt, S. 179].

für assimilationsorientierte Juden wie Edinger die Integration in das Wilhelminische Deutschland zu garantieren. Manche nannten diese gebildeten Juden auch *Deutsche von Goethes Gnaden*. Rückblickend – nach Auschwitz – wirkt ihre Verbundenheit mit den Idealen deutscher Hochkultur beinahe *deutscher als deutsch*. Jüdische wie nicht-jüdische Deutsche huldigten dem gleichen nationalen Idol, dem *Olympier* Goethe, ohne damit dieselben Bedeutungen und Erwartungen zu verbinden.

Die historischen Wurzeln dieser latenten Asymmetrie im Wilhelminischen Goethe-Kult reichen zurück auf die Anfänge der Judenemanzipation im ausgehenden 18. Jahrhundert. Anders als in Frankreich oder England, wo Juden die sofortige und bedingungslose Gleichstellung als Staatsbürger erfuhren, wurde sie hierzulande aufgeschoben und an die Voraussetzung einer zunächst zu erbringenden Anpassung geknüpft. Diese stand im Zeichen des humanistischen Bildungsgedankens, den die deutschen Juden in sich aufnahmen. Als mit der Reichsgründung von 1871 die Forderungen des Bürgertums nach nationaler Einheit und demokratischer Freiheit erfüllt schienen, muß-

ten die deutschen Juden erfahren, daß auch nach der nunmehr eingetretenen rechtlichen Emanzipation ihre gesellschaftliche Integration prekär blieb. Angesichts des stetig wiederauflebenden Antisemitismus hielten sie am Versprechen des Humanismus fest, auf individuell zu erbringende Leistungen werde die Anerkennung folgen. Die in diesem Versprechen enthaltenen, noch zu verwirklichenden Potentiale der humanistischen Tradition wurden so zur steten Quelle jüdischer Beiträge zu Wissenschaft und Kultur (Akkulturation), mitunter aber auch zur Tendenz, die nationalistische Vereinnahmung Goethes zu verkennen (Ideologie).

Goethes Weltanschauung eines sich höherentwickelnden Lebensprozesses überwölbte Ludwig Edingers sozialen und wissenschaftlichen Erfahrungsraum. Zum einen gelang ihm der Aufstieg zum ersten Ordinarius für Neurologie in Deutschland; zum anderen reformulierte er die idealistische Morphologie des Gehirns, d.h. die Lehre von den Formen bzw. dem Bau des Nervensystems, im Kontext des Darwinschen Evolutionsgedankens. Dieser war in Deutschland maßgeblich durch Ernst Haeckel (1834-1919) eingeführt und dabei mit dem Goetheschen

Konzept der Metamorphose, der bildungsgesetzlichen Entfaltung einer gemeinsamen Grundgestalt (Typus), verknüpft worden. An diese Engführung erinnert auch Edingers bedeutendste Entdeckung, die sich in der Evolution des Wirbeltiergehirns durchhaltende Struktur von Urhirn und Neuhirn (Palaeencephalon und Neencephalon), wobei sich das Neuhirn in der aufsteigenden Tierreihe bis hin zum Menschen überproportional stark ausprägt [vgl. „Gall – Goethe – Edinger“, S. 182]. Edinger verband damit die Perspektive, jeweils Form und Funktion des Gehirns miteinander zu korrelieren.

Dieser Brückenschlag zwischen Hirnforschung und Psychologie war das Lebensziel Edingers. Als pragmatischer Naturwissenschaftler erklärte er, die Funktionsweise des Nervensystems nicht anders untersuchen zu können als eine *Maschine*. Alle bisherigen Versuche, die *schwer empfundene Lücke* zwischen dem Bewußtsein und seinem somatischen Substrat auszufüllen, waren für ihn *gescheitert*. Kraft der Ästhetik des eingangs zitierten Ornaments gab Edinger allerdings seine naturphilosophische Hintergrundannahme zu erkennen, die Goethe näher ausführte:

*In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, derart unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit demselben begriffen werden können, und es können weder die Teile zum Maß des Ganzen, noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden, und so nimmt ein [...] eingeschränktes lebendiges Wesen*



Der deutsch-jüdische Neuroanatom, Psychiater und Medizinhistoriker Walther Riese (1890-1976) war in den zwanziger Jahren Kurt Goldsteins Assistent am Neurologischen Institut und der erste, der sich in Frankfurt am Main für das Fach Neurologie habilitierte. Im US-amerikanischen Exil veröffentlichte er zusammen mit Goldstein eine neuropathologische Untersuchung des Gehirns von Ludwig Edinger (1950).



*teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr, es hat etwas unendliches an sich.*

Um dem mit einzelwissenschaftlichen Methoden nicht einholbaren Charakter des Lebendigen entgegenzukommen, konzipierte Edinger sein Neurologisches Institut als *Arbeitsstätte zur Erforschung des Nervensystems auf den verschiedensten Wegen*. Für eine solche interdisziplinäre, umfassende Biologie des Nervensystems steht heute der Begriff der Neurowissenschaften bzw. Neuroscience(s). In diesem Sinne erwuchs Edingers neurowissenschaftliches Projekt aus dem Verständnis einer qualitativ schöpferischen, sich aus sich selbst bildenden Natur (*natura naturans*), das Goethe so charakterisierte:

*Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgends ein Bestehendes, nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles, in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.*

### Goethe im Exil

1948, anlässlich der Feier seines 70. Geburtstages, bezog sich der Jude Kurt Goldstein (1878-1965) im US-amerikanischen Exil erneut auf den eingangs zitierten



*K. Goldstein*

Der deutsch-jüdische Neurologe und Psychiater Kurt Goldstein (1878-1965) war langjähriger Mitarbeiter und Nachfolger Ludwig Edingers als Direktor des Neurologischen Instituts, wo er die moderne Neuropsychologie begründete. Die im US-amerikanischen Exil, vermutlich Ende der dreißiger Jahre, entstandene Aufnahme dokumentiert Goldsteins verblüffende Ähnlichkeit mit Goethe.

ten Goethe-Wahlspruch, um den sich stetig erweiternden Horizont seines Lebenswerkes zu charakterisieren. Als Mitarbeiter Edingers und dessen Nachfolger als Direktor des Neurologischen Instituts hatte Goldstein zusammen mit dem jüdi-

schen Gestaltpsychologen Adhémar Gelb (1887-1936) in Frankfurt am Main die moderne Neuropsychologie begründet. Erstmals in der Geschichte der Hirnforschung untersuchten sie Hirnverletzte mit experimentell-psychologischen Methoden. Goldstein verstand die Funktionsweise des Gehirns ganzheitlich, als systemisches Zusammenwirken hierarchisch organisierter Funktionsebenen. Damit stand er in der Tradition des britischen Neurologen John Hughlings Jackson (1834-1911), dessen Vorstellungen übrigens auch der Jude Sigmund Freud (1856-1939) teilte. Danach entwickelt sich das Ganze als auch die Teile des Nervensystems gemäß einem grundlegenden Bauplan. Goethes Konzept der Metamorphose lebt hier fort. Auf diesen Zusammenhang wies der deutsche Jude Walther Riese (1890-1976), der sich bei Goldstein als erster Neurologe in Frankfurt am Main habilitiert hatte, 1949 in den USA hin.

Ebenfalls aus Anlaß des 200. Geburtstags Goethes bejahte Goldstein seine deutsch-jüdische Herkunft, indem er sich auf Goethes *Weltbürgertum* bezog. Darüberhinaus interpretierte er seine eigene Erkenntnisweise des lebendigen Organismus im Sinne der von Goethe poetisch ausgesprochenen:

*Bewahrt den Forscher der Natur  
Ein treu und ruhig Schauen,  
So folge Meßkunst seiner Spur  
Mit Vorsicht und Vertrauen.*

Goldstein mahnte, eine solcherart fruchtbare Synthese könne verhindern, daß die physikalisch-naturwissenschaftliche Einstellung die Menschen der Selbstzerstörung entgegen führt.

Seine kritischen Reflexionen auf Rationalisierung und Verdinglichung in der Moderne erweisen Goldstein als Weggefährten der *geistigen Linken* im Umfeld des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Zweideutigkeiten seiner Übertragung ärztlicher Erfahrungen auf Politik und Gesellschaft führt die folgende Schilderung einer Szene vor Augen, die sich auf einer von Goldstein veranstalteten, zumeist von deutschen Emigranten besuchten, privaten Abendgesellschaft ereignete:

*Das Gespräch wendete sich, wie so oft in jenen Tagen, der Frage zu, „was man mit ihnen machen solle“, d.h. der Strafe, die Deutschland nach Ende des Krieges zu erteilen wäre. An diesem Punkt überraschte Goldstein alle, indem er ziemlich ernst sagte, daß ihm die Tendenz unseres Gespräches nicht gefalle: Wir redeten über eine Krankheit, die im Gegenzug leicht auch andere Nationen infizieren könne. Um ein Wiederauftreten zu verhindern, dürfe dem Haß nicht*

Goethe nach einem Bildnis von G. Dawe, 1819.





## Gall – Goethe – Edingen

O bgleich sich Goethe im Laufe seines Lebens mehrfach eingehend mit dem Studium des menschlichen Gehirns befaßt hat, sind ihm auf diesem Gebiet keine grundlegenden Entdeckungen geglückt. Allerdings belegen seine mehrschichtigen Beziehungen zu Franz Joseph Gall (1758-1828), daß Goethe durchaus ein angemessenes Verständnis der sich entwickelnden Hirnanatomie und Hirnpathologie seiner Zeit hatte.

E her reserviert, in ironischer Distanz verblieb Goethe gegenüber der Gallischen Schädellehre (Phrenologie). 1805 hatte ihm Gall einmal den Stirnbau seines göttlichen Kopfes so gedeutet, *ich könne den Mund nicht auf-tun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sei. Dergleichen gab zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomos in eine Reihe zu setzen beliebte.*

A ndererseits, und durchaus nicht im Einklang mit einer großen Anzahl zeitgenössischer Fachgelehrter, begrüßte Goethe Galls Prinzip der neuroanatomischen Untersuchung. Die herkömmliche Methode, die das Ge-



Abb. 1: Die von dem Arzt und Anatomen Franz Josef Gall (1757-1828) veröffentlichte Zeichnung zeigt die linke Seitenansicht eines menschlichen Schädels, an dem einzelne Areale beulenförmig hervorgehoben sind. Ausgehend vom Gehirn als Sitz der Seele nahm Gall an, daß die intellektuellen, moralischen und emotionalen Eigenschaften (Fakultäten) in umschriebenen Bereichen der Gehirnrinde lokalisiert und an der Schädel- bzw. Kopfform der Person ablesbar seien. Nach Gall gab es nicht nur ein Zentrum für Sprache und Sprechen, – ein in der weiteren Entwicklung der Hirnforschung des 19. Jahrhunderts bahnbrechender Gedanke, – sondern u.a. Zentren für Farbwahrnehmung, die Tendenz zum Stehlen und Morden, den Sinn für Metaphysik, aber auch den für Humor.



Abb. 2: Von Galls Schüler und Mitarbeiter Johann Caspar Spurzheim (1776-1832) stammt die wiedergegebene Einteilung des menschlichen Kopfes in immer zahlreichere Bezirke von Fakultäten. In Vorträgen auf Reisen durch Europa und die USA popularisierte Spurzheim die Lehre Galls, die zeitweise den Charakter eines beliebten Gesellschaftsspiels gewann.

hirn wie einen Käse scheinbarweise von oben nach unten durchschnitt, ergab keinen Aufschluß über den Zusammenhang der Teile. Demgegenüber begriff Gall das Gehirn gleichsam als Blüte oder Aussprossung (Metamorphose) des Rückenmarkes, ganz entsprechend der Auffassung Goethes, der Schädel sei aus einer Anzahl von Wirbeln entstanden. Goethe lobte: *Galls Vortrag durfte man als den Gipfel der vergleichenden Anatomie anerkennen, denn ob er gleich seine Lehre [= Schädellehre] von dorthier nicht ableitete [...]: so stand doch alles mit dem Rückenmarke in solchem Bezug, daß dem Geiste vollkommene Freiheit blieb, sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gall'sche Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebrachte.*

D ie von Goethe begrüßte Methode Galls, dem natürlichen Verlauf der Faserzüge vom Rückenmark zum Hirn zu folgen, das Aufsteigen vom Einfachen zum Komplexen, führte auch Ludwig Edingen zur Entdeckung seines bedeutendsten Beitrags zum Wissensbestand der Neurowissenschaften: *Etwa 1886 beschäftigte mich immer wieder der Gedanke, ob nicht vielleicht bei niederen Wirbeltieren viel einfachere, viel leichter durchsichtige Verhältnisse zu finden wären, von denen ausgehend man die komplizierteren beim Menschen besser verstehen könne.* Als Edingen einmal ein Schnittpräparat sah, das die Kerne der die Augen bewegenden Muskeln beim Karpfen aufwies, die dort ganz so kompliziert gebaut waren, wie die beim Menschen, war dies *eine Enthüllung*. Ganz im Sinne einer Goetheschen *Schau* bzw. einer Gestaltwahrnehmung faßte Edingen so-

fort die – wie sich später ergab – ganz richtige Idee, daß die für die einfachsten Verrichtungen notwendigen Apparate wohl überall gleich gebaut sein möchten, daß also vielleicht das Gehirn aus zwei verschiedenen Teilen bestehe, einem für die elementaren Verrichtungen und einem anderen, der, wie sehr wahrscheinlich war, sich erst allmählich in der Tierreihe aufwärts zu dem großen Denkkorgane entwickeln möchte. [...] Mit vollem Bewußtsein und ganz ohne Nebenwege bin ich diesen langen Weg gegangen.

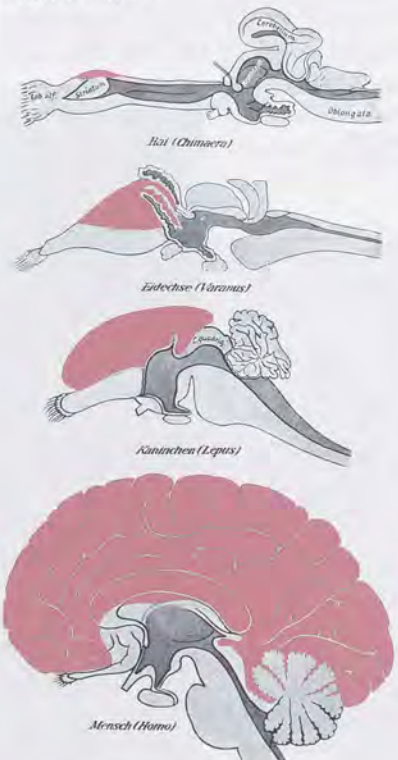


Abb. 3: In der evolutionär aufsteigenden Wirbeltierreihe nimmt das Neuhirn bzw. Neocerebrum (rot) gegenüber dem Althirn bzw. Palaeocerebrum (grau) beim Menschen überproportional stark zu. Als Entwicklungsstruktur verstanden, erinnert Edingers Unterscheidung an Goethes Begriffspaar von „Typus“ und „Metamorphose“.





Noch im US-amerikanischen Exil ließ sich der deutsch-jüdische Psychoanalytiker Max M. Stern (1895-1982) bei seinem Versuch, Psychoanalyse und moderne Neurophysiologie zusammenzuführen, von Goethes Naturauffassung eines schöpferischen, ewig tätigen Lebensprozesses ästhetisch inspirieren. Das abgebildete Altersporträt entstand 1970.

gestattet werden, Haß hervorzurufen; die Verantwortlichen sollten wie Kranke behandelt werden. Ein anhaltendes Schweigen stellte sich ein. An der Wand hing ein Porträt Goethes, nahe dem Platz, an dem Goldstein saß. Wir sahen durch den Raum, und die beiden Profile schienen einander noch mehr zu ähneln als jemals zuvor.

Wie auf den Erzähler, den Kollegen Hans-Lukas Teuber (1916-1977), wirkte Goldstein auf eine ganze Generation von US-Studenten als Wegbereiter der *humanistic psychology*. Auch deutsch-jüdische Neurowissenschaftler aus Frankfurt am Main wurden im Exil weiterhin durch Goethe ästhetisch stimuliert.

Vor 1933 war Max Menachim Stern (1895-1982) u.a. Assistent bei dem jüdischen Neurologen Georges L. Dreyfus (1879-1957) am Städtischen Siechenhaus Sandhof sowie Ausbildungskandidat am Frankfurter Psychoanalytischen Institut. Seit 1947 arbeitete er als niedergelassener Psychoanalytiker in New York, lehrte u.a. an der dortigen Columbia University, war Präsident der Psychoanalytic Association of New York und unterhielt persönliche

Kontakte zu Goldstein. Stern bezog Freuds Begriff der Angst und das Stressphänomen nach Hans Selye (1907-1982) aufeinander. Beide Male handelt es sich um eine Störung der *homöostatischen (gleichgewichtigen) Regulierung des Organismus*. Physiologische Notsituationen führen bei mangelhafter systemischer Abwehr zu progredienten Schockreaktionen und Tod, das Versagen der psychologischen Abwehr wird als (Todes-)Angst erfahren. Diese Abfolge von Trauma und Abwehr überführte Stern in eine *teleonomische* Auffassung des Lebendigen als Selbstorganisationsprozeß. Dabei zeigt die ontogenetische Entwicklung des Gehirns eine zugleich genetisch determinierte wie auf Umweltreize angewiesene *autonomous morphogenesis*, in der Traumata als *necessary experiences* Lernprozesse entweder anstoßen oder verunmöglichen. Seinen Glauben an das gesetzlich Gestaltende pflegte Stern bis zuletzt mit Goethe zu illustrieren:

*Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist [...] kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.*



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 2/1999

### Literatur

- Barner, Wilfried: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer. Göttingen (Wallenstein) 1992.  
 Grünthal, Ernst: Goethes Studien zur Hirnanatomie. In: Ernst Grünthal und Fritz Strauss: Abhandlungen zu Goethes Naturwissenschaft. (= Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft Nr. 10). Hrsg. v. E. Hintze und W. Rytz. Bern (Paul Haupt) 1949, S. 43-60.  
 Harrington, Anne: Reenchanted Science. Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler. Princeton, New Jersey (Princeton University Press) 1995.  
 Mandelkow, Karl Robert: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. Band I und II. München (Beck) 1980 und 1989.  
 Wenzel, Manfred: Goethe und Darwin. Goethes morphologische Schriften in ihrem naturwissenschaftlichen Kontext. Dissertation Ruhr-Universität Bochum 1982.

Diplom-Soziologe Gerald Kreft (44) studierte in Frankfurt am Main u.a. bei dem Philosophen Alfred Schmidt sowie dem Ethnopsychanalytiker Mario Erdheim. Nach seiner Diplom-Arbeit („Probleme einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Subjektivität“, 1984) bei dem soziologischen Bildungstheoretiker Martin Rudolf Vogel war Kreft akademischer Tutor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften. Anschließend veröffentlichte er in außeruniversitären Projekten zu Alltagsgeschichte und Oral History (1988) sowie über Neonazismus (1991). Seit 1992 ist Gerald Kreft Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Neurologischen Institut (Edinger-Institut) der Goethe-Universität und publizierte zahlreiche



Aufsätze zur Geschichte der Neurowissenschaften, der Psychoanalyse und der Juden in Frankfurt am Main. In FORSCHUNG FRANKFURT erschien von ihm: der gemeinsam mit Professor Dr. med. Wolfgang Schlotte verfaßte Artikel *Der zweckentfremdete Küchentisch. Ludwig Edinger und die Anfänge der Hirnforschung in Frankfurt* (Heft 1/1997, S. 47-59); der zusammen mit dem Berliner Paläontologen Privatdozent Dr. Rolf Kohring verfaßte Artikel *„Ich bin also sozusagen ein außerwähltes Wesen ...“ – Tilly Edinger (1897-1967): Begründerin der Paläoneurologie in Frankfurt am Main* (Heft 4/1997, S. 16-24); sowie sein Artikel *„... weil man es in Deutschland einfach verschwiegen hat ...“ – Kurt Goldstein (1878-1965): Begründer der Neuropsychologie in Frankfurt am Main* (Heft 4/1998, S. 78-90). Eine erweiterte Fassung seines Artikels *„Ornament und Programm. Zur Ästhetik der Goethe-Zitation bei jüdischen Neurowissenschaftlern in Frankfurt am Main“* erscheint in dem von Alfred Schmidt und Klaus-Jürgen Grün herausgegebenen, im Mai 2000 erschienenen Band *„Durchgeistete Natur. Ihre Präsenz in Goethes Dichtung, Wissenschaft und Philosophie“*.



# Das Institut für Sozialforschung

## Ein Ort kritischer Gesellschaftstheorie

von Alex Demirović



Abb. 1: Die erste Forschungsstätte für den wissenschaftlichen Marxismus an einer deutschen Universität sollte nach dem Willen der Stifter Weil unabhängig von den Parteien sein: Im Juni 1924 wurde das Institut für Sozialforschung eröffnet. Das neue Gebäude in der Viktoria-Allee, errichtet nach den Plänen des Frankfurter Architekten Franz Röckle, hob sich deutlich von den umliegenden ab – im Hintergrund das Senckenberg-Museum.



Abb. 2: Das Frankfurter Westend rund um die Senckenberganlage – Das Institut für Sozialforschung (links oben im Bild neben der Freifläche, auf der in den sechziger Jahren das Juridicum errichtet wurde) erwies sich auch architektonisch als außergewöhnlich: Die sachliche Strenge des Gebäudes inmitten der Bürgervillen aus dem 19. Jahrhundert.

Abb. 3: Im März 1933 wurde das von Studenten als „Café Marx“ bezeichnete Institut im Zuge der „Gleichschaltung“ von der Kriminalpolizei geschlossen, wenig später zog der NS-Studentenbund ein.

Abb. 4: Das Institut für Sozialforschung in seinem amerikanischen Exil: In diesem New Yorker Haus etablierte es sich 1934 unter dem Namen „International Institute of Social Research“ an der dortigen Columbia University.





7

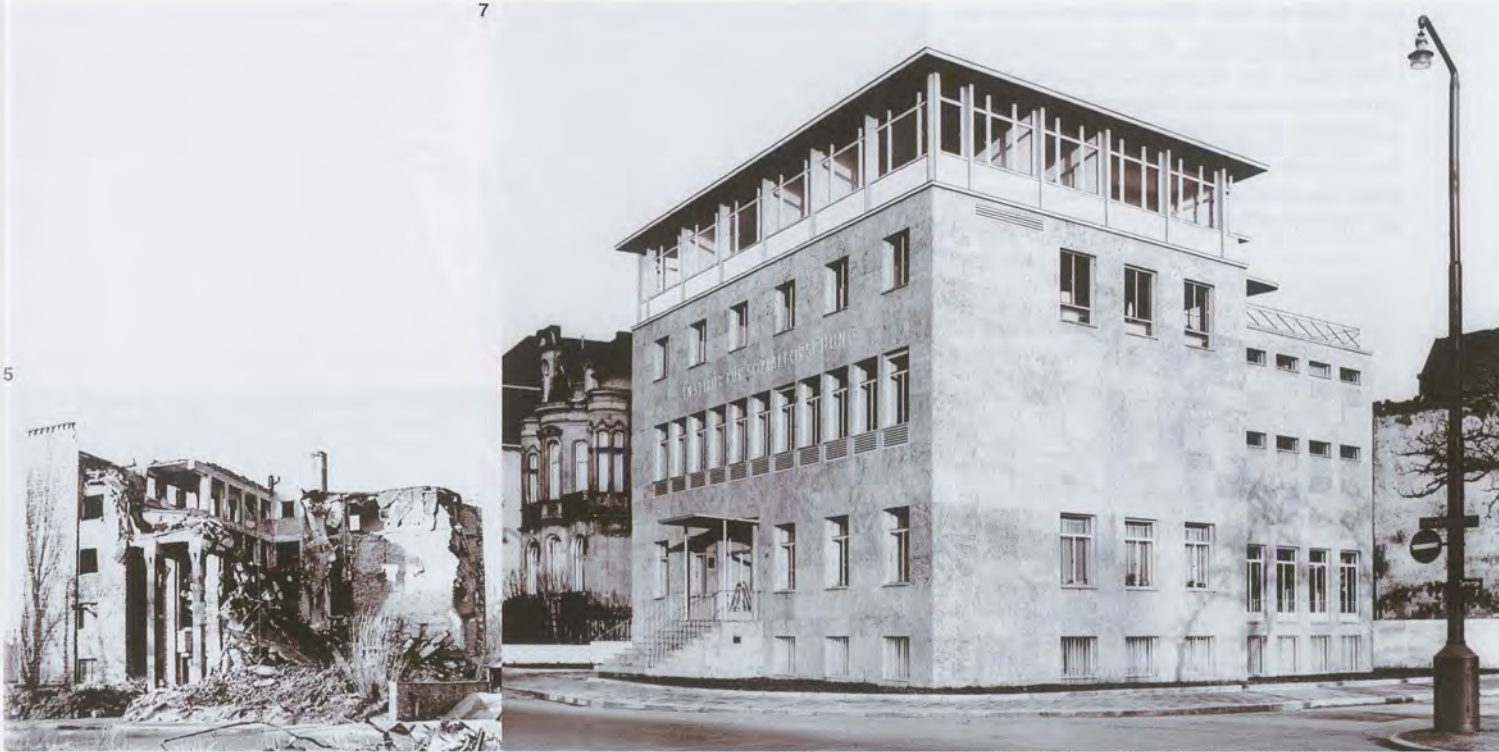


Abb. 5: In Schutt und Asche: Nach dem Zweiten Weltkrieg standen nur noch einige Außenmauern, die Kellerräume waren allerdings teilweise noch zu benutzen, dort begann ab 1950 nach der Rückkehr von Horkheimer und Adorno aus dem Exil die empirische Forschungsarbeit des Instituts.



Abb. 6: Bereits 1950/51 wurde auf der anderen Seite der Senckenberganlage mit dem Bau des neuen Instituts begonnen. Anders als in den Vorkriegsjahren hatte das Institut kein eigenes Vermögen mehr; mit Unterstützung von Stadt, Land, dem US High Commissioner for Germany und der Goethe-Universität wurde das neue Gebäude errichtet.

Abb. 7: Das neue Gebäude des Instituts für Sozialforschung: ein schlichter funktionaler Bau im Stil der fünfziger Jahre, der Architekt Alois Giefer hatte zusammen mit Hermann Mäckler dieses Gebäude geschaffen.

6

Vor 76 Jahren nahm das Institut für Sozialforschung seine Arbeit auf. Von seinen Gründern konnte niemand ahnen, wie eng es mit wesentlichen Tendenzen, die dieses Jahrhundert bestimmt haben, verwoben sein würde. Gleichsam wie in einem Prisma bündeln und brechen sich in seiner Geschichte auch die Geschichte Deutschlands und soziale Prozesse der fortgeschrittenen kapitalistischen Industriegesellschaften. Im Institut wurden sie zum Gegenstand einer intensiven, konzentrierten und Jahrzehnte währenden empirischen Forschung und Theoriebildung. So läßt sich an der Entwicklung des Instituts ablesen, wie die kritische Intelligenz zur Gesellschaft steht

und welche Bedingungen für die Kritik der Gesellschaft herrschen.

### Der marxistischen Forschung eine akademische Heimstatt

Die Idee zur Gründung des Instituts für Sozialforschung ging von Felix Weil aus, die dafür benötigten finanziellen Mittel wurden von ihm und seinem Vater, dem Frankfurter Großkaufmann Hermann Weil, gestiftet. Felix Weil war politisch und intellektuell den sozialistischen Bestrebungen während der deutschen Revolution 1918 verbunden. Sein akademischer Lehrer Robert Wilbrandt war Mitglied der Sozialisierungskommission in

Berlin. Weil selbst promovierte 1920 in Frankfurt mit einer ökonomischen Dissertation über die Frage der Sozialisierung. Eng bekannt und befreundet mit Mitgliedern der Kommunistischen Partei, unterstützte er eine undogmatische sozialistische Politik, wie sie von Intellektuellen wie Georg Lukács oder Karl Korsch vertreten wurde, deren Schriften „Geschichte und Klassenbewußtsein“ und „Marxismus und Philosophie“ wegweisend für die später als westlicher Marxismus bekannt gewordene theoretisch-politische Strömung werden sollten, der auch die ältere Kritische Theorie zugerechnet wird. Mit der Institutsgründung verfolgte Weil gemeinsam mit seinen Freunden Korsch, Fried-



rich Pollock und Kurt Albert Gerlach, Ökonomieprofessor an der Frankfurter Universität, vor allem ein Ziel: Die wenigen in der deutschen Universität, die wissenschaftlich zur Theorie und Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung forschten, sollten einen institutionellen Rückhalt bekommen; dem wissen-



*Carl Grünberg*

Carl Grünberg (1861-1940) wurde 1924 von Felix Weil von Wien nach Frankfurt geholt und mit 63 Jahren erster Direktor des Instituts für Sozialforschung, an dem ansonsten überwiegend jüngere Intellektuelle arbeiteten. Grünberg, ein führender Vertreter des Austromarxismus, war ein erklärter Verfechter einer marxistisch orientierten Wissenschaftsmethode und vertrat die Ansicht, daß der Sozialismus das Ziel der menschlichen Entwicklung sein sollte. Bereits 1928 mußte er wegen einer schweren Krankheit die Institutsleitung aufgeben. Seine Position übernahm 1930 Max Horkheimer.

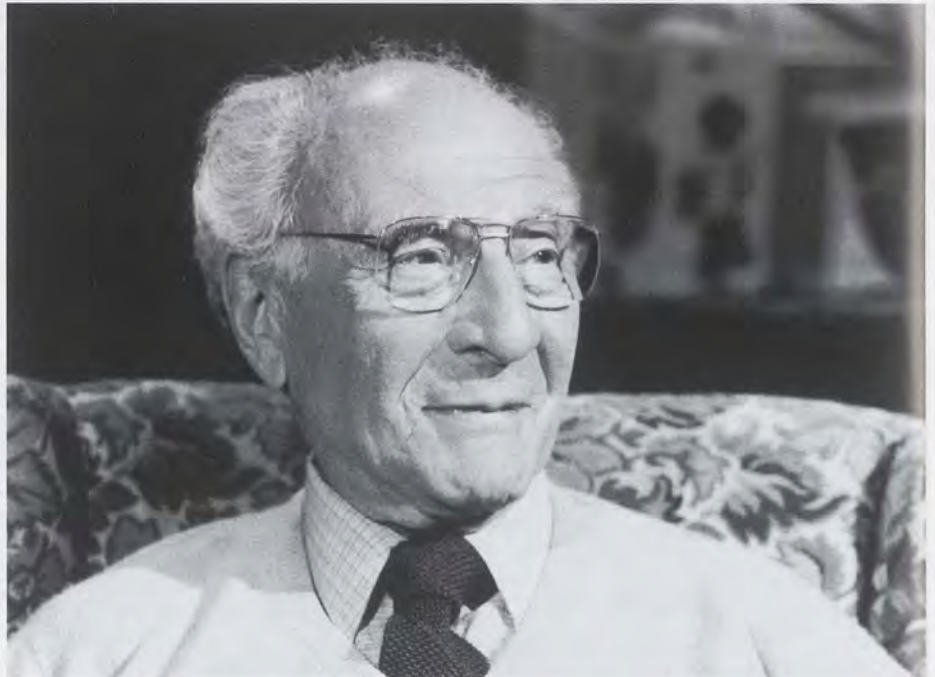
schaftlichen Marxismus sollte, wie Weil es 1929 rückblickend formulierte, eine von den Parteien unabhängige freie akademische Heimstatt gegeben werden [vgl. Migdal 1981, S. 44 f.].

Eine solche Idee ließ sich im konservativen, wenn nicht reaktionären Klima, wie es in den zwanziger Jahren an den deutschen Universitäten herrschte, nur an der jungen und liberalen Frankfurter Stiftungsuniversität realisieren [vgl. Friedeburg 1997, S. 8 f.]. Im Januar 1923 genehmigte der Preußische Minister für Wissenschaft die Errichtung des Instituts für Sozialforschung als eine wissenschaftliche Anstalt, die auch Lehrzwecken der Universität und der Ausbildung junger Forscher auf dem Gebiete der Wirtschaft- und Sozialwissenschaft dienen sollte. Sein Leiter wurde vom Minister unter Mitwirkung der Stiftung, der Gesellschaft



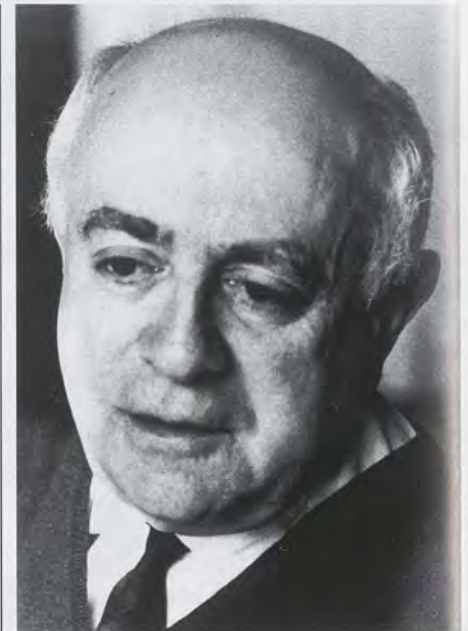
Felix Weil (1868-1927), Nationalökonom, konnte seinen reichen Vater Hermann Weil (1868-1927) davon überzeugen, in Frankfurt ein Institut zur Pflege der marxistischen Wissenschaften einzurichten. Felix Weil verstand sich selbst zunächst als Mäzen, den das intellektuelle Klima Frankfurts beflügelte, seine wissenschaftlichen Arbeiten stellte er eher in den Hintergrund.

Leo Löwenthal (1900-1993), Literaturwissenschaftler und Soziologe, war nach seiner Promotion in seinem Heimatort Frankfurt dort Lehrer für Deutsch, Geschichte und Philosophie an der Liebigschule. 1930 wurde er Mitglied des Instituts für Sozialforschung, mit dem er 1933 ins Exil ging. Er leitete die Redaktion der Zeitschrift für Sozialforschung und wurde mit seinen Arbeiten zu einem Pionier der Literatursoziologie. Seit 1955 lehrte er als Professor für Soziologie an der Universität Berkeley in Kalifornien.



für Sozialforschung, ernannt und hatte gleichzeitig ein persönliches Ordinariat an der Wiso-Fakultät inne, das – genauso wie das Grundstück, das Gebäude, die geplante Forschungsarbeit, die Mitarbeiter

Theodor W. Adorno (1903-1969) studierte ab 1921 Philosophie, Musikwissenschaft und Psychologie an der Goethe-Universität. Erste Hinweise seiner Theorie finden sich schon in seiner Eintrittsvorlesung als Privatdozent 1931 skizziert. Vor allem in den 20 Jahren nach der Rückkehr aus dem Exil an die Frankfurter Universität 1949 entfaltete Adorno sein Programm in zahlreichen Aufsätzen und Büchern sowie seinen Vorlesungen und Seminaren zu soziologischen, philosophischen und ästhetischen Themen. Im Zentrum seines Denkens, das sich auch gegen den Begriff eines Zentrums wehrt, steht der Versuch zu einer negativen Dialektik, mit begrifflichen Mitteln den Zwang des Begriffs zu überwinden und einer unreglementierten Erfahrung Raum zu geben. Dialektik soll nicht mehr in die Synthese von Widersprüchen münden, sondern diese auf ihre Entstehung, Unversöhnlichkeit und Überwindung hin denken.







Max Horkheimer (1895-1973), Sohn aus einer wohlhabenden jüdischen Familie, ging nicht ins väterliche Unternehmen, sondern studierte Psychologie, Philosophie und Nationalökonomie. Sein Interesse galt schon früh den gesellschaftlich Benachteiligten und dem sozialen Elend der Arbeiterschaft. Als er 1930 die Leitung des Instituts von Grünberg übernahm, wechselte er auch die Richtung des Instituts: An die Stelle des dogmatisch marxistischen Ansatzes trat die Kritische Theorie. Horkheimer war auch über die Zeit des Exils hinaus die prägende Persönlichkeit des Instituts, er war maßgeblich an der Rückkehr nach Frankfurt und am Aufbau des neuen Instituts in der Senckenberganlage beteiligt. Anfang der fünfziger Jahre war Horkheimer, der eine Professur für Philosophie und Soziologie an der Goethe-Universität innehatte, zudem zwei Jahre Rektor der Universität.

und die Bibliothek – von der Stiftung finanziert wurde. Dem Institut war Unabhängigkeit zugesichert. Der Direktor entschied über die inhaltliche Ausgestaltung der Forschung wie über die Einstellung von Mitarbeitern. In seiner Rede zur Eröffnungsfeier am 22. Juni 1924 hob der aus Wien kommende und international angesehene erste Direktor Carl Grünberg besonders die großen Freiräume zur Forschung hervor, die das Institut im Unterschied zu den Universitäten bot, weil dort die Verpflichtungen in der Lehre und der Verwaltung überhand nahmen.

Niemand konnte überrascht sein, daß Grünberg, der Mentor der führenden Vertreter des Austromarxismus, Max Adler und Otto Bauer, sich als Anhänger des Marxismus bekannte und die Ansicht vertrat, daß der Sozialismus das Ziel der



menschheitlichen Entwicklung sei. Doch ohne Utopismus sollte das Institut im Sinne eines als Forschungsmethode verstandenen Marxismus das „wirtschaftliche Entwicklungsgesetz des Privateigentums und speziell der kapitalistischen Epoche erforschen“ [Grünberg 1924, S. 11]. Entsprechend lassen sich die Arbeiten der ersten Mitarbeiter, Henryk Grossmanns „Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems“, Pol-

Herbert Marcuse (1898-1979) gehörte schon zu den Gründungsmitgliedern des Instituts für Sozialforschung und ging auch mit ins amerikanische Exil. Im US-State-Department diente er von 1941 bis 1950 auf dem Gebiete der Erforschung der russischen politischen Szene in Verbindung mit den Forschungszentren der Universitäten Columbia und Harvard. In den folgenden Jahren hatte er Professuren an den amerikanischen Universitäten Columbia, Harvard, Brandeis und seit 1965 an der University of California in San Diego. Der aus einer jüdischen Berliner Kaufmannsfamilie stammende Marcuse hatte in Berlin und Freiburg studiert, wo er von Heidegger beeinflusst auch promovierte und sich später habilitieren wollte. Marcuse gilt als engagierter und einflussreicher Sozialphilosoph der Jugendrevolte, die von Kalifornien ausgehend in den späten sechziger Jahren die Universitätsstädte der westlichen Welt erschütterte. Seine wichtigsten Werke sind: „Vernunft und Revolution“, „Triebstruktur und Gesellschaft“ und „Der eindimensionale Mensch“. Der originelle Denker Marcuse blieb – im Gegensatz zu anderen Vertretern der Kritischen Theorie – hartnäckig bei seinen utopischen sozialistischen Vorstellungen, die ihn zum Idol der außerparlamentarischen Opposition (Apo) machten.



Friedrich Pollock (1894-1970) gehörte zu den Mitbegründern des Instituts in den zwanziger Jahren. Der Nationalökonom durchlebte die wechselvolle Geschichte des Instituts und war eng mit Horkheimer befreundet. Nach der Wiedereröffnung in Frankfurt war Pollock wie im Exil Verwaltungschef des Instituts. Als Cheforganisator kümmerte er sich neben seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht nur um die internen Abläufe, sondern auch um die Geldbeschaffung.



locks „Planwirtschaftliche Versuche in der Sowjetunion“ und Karl August Wittfogels „Wirtschaft und Gesellschaft in China“, als Beiträge zu einer marxistischen Theorie der Entwicklung von unterschiedlichen Produktionsweisen verstehen.

### Interdisziplinärer Materialismus

Nachdem Grünberg aufgrund einer schweren Krankheit die Leitung des Instituts ab 1928 nicht mehr wahrnehmen konnte, wurde Max Horkheimer im Oktober 1930 Direktor des Instituts. Mit seiner Ernennung waren entscheidende inhaltliche Akzentverschiebungen verbunden, die zu dem führen sollten, was schließlich als Kritische Theorie der Frankfurter Schule bekannt wurde. Da die Wiso-Fakultät und die Gesellschaft für Sozialfor-

schung sich nicht darauf einigen konnten, wer auf Grünbergs Professur nachfolgen sollte, finanzierte die Gesellschaft Horkheimer eine Stiftungsprofessur an der Philosophischen Fakultät für das Gebiet der Sozialphilosophie [vgl. Wiggershaus 1986, S. 49 f.]. Obwohl das zunächst nur als ein äußerlicher Vorgang erscheinen mag, entsprach die institutionelle Verlagerung des Lehrstuhls Horkheimers Vorstellung, daß die an Marx anschließende Theorie nicht nur ökonomische Prozesse zu untersuchen habe, sondern auf das Ganze der Gesellschaft ziele. Horkheimer, von Korsch und Lukács beeinflusst, verstand die Marxsche Theorie als Fortentwicklung der philosophischen Tradition Hegels hin zu einer materialen Analyse des historischen Prozesses. Dies implizierte, daß Gesellschaft nicht ausschließlich durch eine ihrer Sphären – sei

es Ökonomie, Politik oder Geist –, sondern nur als vermittelte Totalität begriffen werden konnte. Auch die Theorie mußte noch als ein Moment der historischen Entwicklung, als Praxis begriffen werden, sie konnte nicht länger des naiven Glaubens sein, einer Welt „dort draußen“ gegenüberzustehen, über die sich in einer objektivistischen Einstellung induktiv oder deduktiv gewonnene Sätze formulieren und zu einem ein für allemal gültigen System der Gesellschaftslehre zusammenfügen ließen. Damit durfte die Theorie nicht mehr so, wie es die Philosophie immer wieder anwandelt, beanspruchen, die entscheidenden Fragen zu behandeln und die Einzelwissenschaften auf bloße Zuträgerarbeiten zu reduzieren. Die Theorie sollte sich in der konkreten Kooperation mit den Einzelwissenschaften und vermittelt durch deren Ergebnisse entfal-

## Was ist Kritische Theorie?

Als Kritische Theorie werden die umfangreichen theoretischen und empirischen Bemühungen im Umkreis des Instituts für Sozialforschung seit Anfang der dreißiger Jahre bezeichnet. Zum Kreis um Max Horkheimer gehörte eine Reihe von Intellektuellen, von denen manche sehr lange, andere nur für kurze Zeit am Institut gearbeitet haben: Friedrich Pollock, Leo Löwenthal, Erich Fromm, Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Herbert Marcuse, Franz Neumann, Otto Kirchheimer. In den fünfziger und sechziger Jahren und dann insbesondere im Zusammenhang mit der studentischen Protestbewegung orientierten sich viele jüngere Intellektuelle – und nicht nur in Deutschland – an der Kritischen Theorie, so daß mittlerweile ihre Entwicklung nach Generationen unterschieden wird. Zur zweiten Generation in Deutschland können Ludwig von Friedeburg, Jürgen Habermas, Oskar Negt, Alfred Schmidt, Hermann Schweppenhäuser, Rolf Tiedemann, Karl Heinz Haag und Manfred Teschner gezählt werden.

Horkheimer und Adorno sahen die Kritische Theorie in der Tradition des Marxismus und als kritische Reflexion seiner Fehler an. Eine Definition der Kritischen Theorie lehnten sie jedoch ab, weil sie der Ansicht waren, daß es nicht um eine weltanschauliche Position gehe, die man einnehmen könne, indem man oberflächlich ein paar Grundgedanken übernehme. „Marxis-

mus als kritische Theorie der Gesellschaft heißt, daß er nicht hypostasiert, nicht einfach Philosophie werden kann. Die philosophischen Fragen sind offen, nicht durch Weltanschauung vorentschieden.“ [Theodor W. Adorno (1969), Zur Spezifikation der kritischen Theorie, Max Horkheimer-Archiv, VI 5.131] Die Theorie sollte sich dialektisch als Kritik an den gängigen Theorien und durch die Widersprüche hindurch entfalten, die das alltägliche Denken der Menschen bestimmen. „Kritische Theorie heißt immanente Kritik auch des Geistes.“ [Ebd.] Auf diesem Umweg über verbreitete Begriffe und Denkweisen sollten Einsichten in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang erlangt werden. Dem lag die Annahme zu Grunde, daß die kritisierten Theorien und Philosophien die objektive Vernunft repräsentieren, also die Begriffe, in denen sich die Menschen bewegen müssen, wenn sie in der Gesellschaft mit anderen gemeinsam handeln – Begriffe also, die für das Selbstverständnis der Gesellschaft selbst unhintergebar sind. Gerade deswegen kann die Kritik an den Bewußtseinsformen der Gesellschaft auch auf Veränderungen hinwirken.

In der Tradition von Marx vertrat die Kritische Theorie einen Begriff von Freiheit, der das Ziel einer grundlegenden Freiheit von materieller Not einschloß, und einen Begriff von Gleichheit, der aufgehoben sein sollte in ei-

nem Begriff angstfreier Differenz. Doch die Marxschen Argumente sollten verfeinert und zeitgemäß modifiziert werden. Denn die bürgerliche Gesellschaft hatte sich – was der etablierte Marxismus nicht wahrnehmen wollte – längst weiterentwickelt und neue Freiheitspotentiale geschaffen sowie auf dem höchsten Entwicklungsniveau der modernen Zivilisation, auf dem Deutschland sich ja befand, aus sich heraus auch die Barbarei des Nationalismus und des rassistischen Massenmordes erzeugt.

Die Kritische Theorie verstand sich jedoch nicht nur als eine oberflächliche Aktualisierung der Marxschen Theorie. Vielmehr wurde diese selbst als eine Stufe der Entfaltung des kritischen Denkens und der Rationalität seit der frühen und radikalen bürgerlichen Aufklärung verstanden. In diesem Sinn ist die Kritische Theorie ihrem eigenen Verständnis nach eine historische Gestalt einer umfassenderen Tradition der kritischen Theorie, in deren Zentrum die Vernunft steht. Diese ist der Grundbegriff der sich selbst aus Unmündigkeit und aus Abhängigkeit von blinden materiellen Interessen befreienden Gesellschaft. An die historischen Formen der kritischen Theorie zu erinnern und neue, zeitgemäße Formen emanzipatorischer Vernunft zu befördern ist das Projekt, für das der Name der Kritischen Theorie steht.

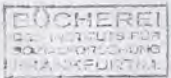
Alex Demirović



MAX HORKHEIMER  
UND THEODOR W. ADORNO

**DIALEKTIK  
DER  
AUFKLÄRUNG**

PHILOSOPHISCHE FRAGMENTE



QUERIDO VERLAG N.V.  
AMSTERDAM  
1947

**Dialektik der Aufklärung:** In den vierziger Jahren erwuchs aus der intensiven Diskussion zwischen Horkheimer und Adorno im amerikanischen Exil die gemeinsame Schrift über die Dialektik der Aufklärung, ein Schlüsselwerk der Kritischen Theorie. In einer Theorie der modernen Massenkultur wird die Aufklärung über sich selbst aufgeklärt. Das Buch erschien 1947 bei Querido in Amsterdam.

ten. Horkheimers erklärte Absicht war es, aufgrund aktueller philosophischer Fragestellungen empirisch durchgeführte „Untersuchungen zu organisieren, zu denen Philosophen, Soziologen, Nationalökonomien, Historiker, Psychologen in dauernder Arbeitsgemeinschaft sich vereinigen“ [Horkheimer 1931, S. 29].

Wie Grünberg nahm zwar auch Horkheimer ausdrücklich für sich in Anspruch, das Institut diktatorisch zu leiten, um seiner Forschung eine kohärente Richtung zu geben. Doch ist unverkennbar, daß es ihm vor allem um den Aufbau einer interdisziplinären Arbeitsgruppe ging; und tatsächlich bildete sich um das Institut herum ein Kreis von vielseitig interessierten und am Marxismus orientierten Intellektuellen wie Leo Löwenthal, Erich Fromm, Theodor W. Adorno, Walter Benjamin und Herbert Marcuse, die bei aller persönlicher Konkurrenz und allem Dissens hinsichtlich der Einschätzung des Nationalsozialismus als Form bürgerlicher Herrschaft oder der kulturellen Entwicklung einen enorm produktiven Arbeitszusammenhang bildeten. Wie Horkheimer es formuliert hatte, wurden Fragen des Zusammenhangs des wirtschaftlichen Lebens, der psychischen Entwicklung der Individuen und der Veränderung der Kultur in allen ihren Bereichen wie Recht, Wissenschaft und Kunst, aber auch Sport,

Lebensstil und Mode diskutiert; die Ergebnisse wurden vielfach in der seit 1932 vom Institut herausgegebenen Zeitschrift für Sozialforschung veröffentlicht. Gegenüber dem auch von Grünberg noch vertretenen geläufigen Marxismus, der in den Lebensäußerungen der Gesellschaft nur einen Reflex der Wirtschaft sah und sich deswegen auf eine Theorie der Wirtschaftsgesetze konzentrierte, nahm Horkheimer also erhebliche methodische und sachliche Erweiterungen vor, in deren Zentrum vor allem die starke Orientierung an der Psychoanalyse stand. Bemerkenswert ist allerdings das für die spätere Forschung folgenreiche Defizit, daß Politik und Staat und somit auch demokratietheoretische Fragen in Horkheimers Forschungsprogramm kaum Berücksichtigung fanden und erst während der Exilzeit von zwei weiteren Wissenschaftlern, Franz Neumann und Otto Kirchheimer, in die Institutsdiskussionen eingebracht wurden. Obwohl das Institut unter Horkheimer empirisch zu arbeiten begann, bestand wie auch schon zur Zeit Grünbergs weiterhin eine kritische Distanz zur Soziologie. Diese schloß auch Karl Mannheim ein, der das Fach an der Wiso-Fakultät lehrte und das Recht erhalten hatte, Räume im Institutsgebäude zu benutzen. Der Vorbehalt gegen Mannheims Wissenssoziologie richtete sich dagegen, daß er den Wahrheitsanspruch von Theorien auf ihre Seinsgrundlage reduzierte. Kritisiert wurde, daß der Soziologie ein besonderes Erkenntnisprivileg zuerkannt wurde und sie letztlich der Begründung für eine autoritär-demokratische Eliteherrschaft diene.

Grünberg hatte bis zum Ausbruch seiner Krankheit nur dreieinhalb Jahre wirken können; Horkheimers Tätigkeit als

Hochschullehrer und Leiter des Instituts in Frankfurt währte gerade etwas länger als zwei Jahre. Durch die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler im Januar 1933 sah sich Horkheimer gezwungen, nach Genf übersiedeln. Sein gemeinsam mit seiner Frau und Pollock bewohntes Haus in Kronberg wurde von der SA besetzt; am 13. März wurde das von Studenten als „Café Marx“ bezeichnete Institut im Zuge der „Gleichschaltung“ von der Kriminalpolizei geschlossen und danach dem NS-Studentenbund und der Gestapo zur Verfügung gestellt, die umfangreiche Bibliothek und die Sammlung von Materialien der Revolution von 1918/19 wurden vom Leiter der Rothschild'schen Bibliothek, dem NSDAP- und SA-Mitglied Joachim Kirchner, im Auftrag der Preußischen Landesregierung gesichtet und „gesäubert“. Die Universität löste offiziell ihre Verbindung zum Institut [vgl. Schmid Noerr 1995]. Nach einem Besuch Horkheimers in New York 1934 wurde entschieden, das Institut an die dortige Columbia University zu verlegen und einige der Mitarbeiter, Pollock, Löwenthal, Marcuse, Adorno, Fromm, Grossmann, Wittfogel und schließlich Neumann und Kirchheimer dorthin zu holen. Während die Geschäftsstelle des Instituts bis zur Rückkehr nach Frankfurt in New York blieb, siedelten Horkheimer und Pollock 1940 nach Kalifornien um, schließlich wurde auch Adorno nach Los Angeles nachgeholt, um gemeinsam mit Horkheimer an der schließlich 1947 veröffentlichten „Dialektik der Aufklärung“ zu arbeiten – ein Text, der nicht zum Abschluß kam, aber doch zentrale Überlegungen einer kritischen Theorie der Gesellschaft entfaltete.

Die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der zwanziger und dreißi-

Schriften  
des Instituts für Sozialforschung  
Herausgegeben von Max Horkheimer

Fünfter Band  
Studien über Autorität und Familie

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN - PARIS 1936

**STUDIEN  
ÜBER  
AUTORITÄT UND FAMILIE**

Fünf Hauptverträge aus dem  
Institut für Sozialforschung

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN - PARIS 1936



**Studien über Autorität und Familie:** Horkheimers Programm einer interdisziplinären, gesellschaftstheoretisch reflektierten Sozialforschung zielte Anfang der dreißiger Jahre auf die Krise der Autorität. Im Exil entstand der erste Forschungsbericht, mit maßgeblichen Beiträgen von Horkheimer, Marcuse und Fromm. Er wurde 1936 bei Alcan in Paris veröffentlicht. Dort erschien auch die Zeitschrift für Sozialforschung.





Stilleben mit „The Authoritarian Personality“ – ein Foto aus Horkheimers privatem Fotoalbum (ohne Datumsangabe). Diese 1950 erschienene Studie beschäftigte sich mit den Vorurteilen autoritärer Charaktere.

ger Jahre – dazu gehörten die Niederschlagung von emanzipatorischen Bewegungen, die Bekämpfung der parlamentarischen Demokratie durch große Teile des Bürgertums, die Weltwirtschaftskrise, die Stalinisierung der Kommunistischen Parteien in Europa und die Integration der Sozialdemokratie sowie die deutlich zunehmende Zustimmung zu autoritären Krisenlösungen in der Bevölkerung – führten auch im Institut zu einer Verschiebung der Fragestellungen. War die Institutsgründung noch mit einer gesellschaftlichen Aufbruchs- und Veränderungsstimmung verbunden, so stellte sich nun für die Theorie der Gesellschaft die Frage, wie dieser gesellschaftliche Umschlag zu erklären sei. Das tausend Seiten umfassende Werk über „Autorität und Familie“, das entsprechend Horkheimers Programm interdisziplinär und ländervergleichend verfährt, läßt erkennen, daß eine wesentliche Ursache in der Ungleichzeitigkeit zwischen der ökonomischen Entwicklung und den langsameren Veränderungen in den familialen Sozialisationsmustern und psychischen Strukturen der Individuen gesehen wurde. Die tiefgreifenden ökonomischen und technologischen Umwälzungen ereigneten sich schnell und verliefen getrennt von den alltäglichen kulturellen Gewohnheiten der Menschen. Weder psychisch noch intellektuell sei es ihnen möglich, sich diesen Prozeß anzueignen, zu verstehen oder gar zu lenken. Vernunft, ein Schlüsselbegriff im Selbstverständnis

des modernen Bürgertums, den es nicht nur gegen die Feudalität revolutionär zur Geltung gebracht hatte, sondern mit dem es auch den Anspruch erhob, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu gestalten, wurde von ihm fallengelassen. Denn weitgehend unterstützte es die nationalsozialistische Bewegung, deren rassistische Ideologie und aggressiven Expansionismus. Aber auch von der Arbeiterbewegung wurde das große philosophische Erbe der Aufklärung nicht länger bewahrt. Irrationalistische und autoritäre Tendenzen unter organisierten Arbeitern konnte eine von Fromm durchgeführte empirische Studie des Instituts schon Ende der zwanziger Jahre konstatieren.

Antisemitismus war, wie der exilierte Frankfurter Kreis erfahren mußte, auch in der US-amerikanischen Bevölkerung weit verbreitet. Eine vom Institut durchgeführte Studie kam zum Ergebnis, daß er auch unter Gewerkschaftsmitgliedern vorhanden sei. Das Potential rassistischer und autoritärer Orientierungen war also nicht nur auf Deutschland mit seiner autoritärstaatlichen Tradition begrenzt, sondern fand sich ebenso in den Ländern mit langer demokratischer Erfahrung. Eine Erklärung bot also weniger die besondere Geschichte eines Landes – wie der sogenannte Sonderweg Deutschlands, eine von Helmuth Plessner 1935 vertretene und von Herbert Marcuse in der Zeitschrift für Sozialforschung kritisierte These –, sondern vor allem die Struktur

## THE AUTHORITARIAN PERSONALITY

by

T. W. ADORNO  
ELSE FRENKEL-BRUNSWIK  
DANIEL J. LEVINSON  
R. NEVITT SANFORD

in collaboration with

BETTY ARON, MARIA HERTZ LEVINSON  
AND WILLIAM MORROW

*Studies in Prejudice*

EDITED BY MAX HORKHEIMER  
AND SAMUEL H. FLOWERMAN



HARPER & BROTHERS · NEW YORK

**The Authoritarian Personality:** In den vierziger Jahren wurden unter der Leitung von Horkheimer mit finanzieller Unterstützung des American Jewish Committee in den USA umfangreiche Studien zum vorurteilvollen Verhalten erarbeitet. Die grundlegende Untersuchung zum autoritätsgebundenen Charakter entstand im Zusammenwirken Adornos mit amerikanischen Psychologen und wurde 1950 bei Harper in New York veröffentlicht.



der modernen kapitalistischen Gesellschaft. Aus diesem Blickwinkel ergab sich dann die Frage, welche besonderen Bedingungen vorhanden sein müssen, die zum Ausbruch des vorhandenen Potentials führen können, und welche Momente des Widerstands in der Bevölkerung festzustellen seien, die gestärkt werden können. Im Sinne dieser doppelten Fragestellung prüften Horkheimer und Adorno zum einen die Tradition des bürgerlichen Denkens und kamen zu dem Ergebnis, daß dessen Begriffe der Aufklärung und Vernunft keineswegs nur aufgeklärt und vernünftig, sondern historisch immer widersprüchlich waren und aus sich heraus auch Unfreiheit erzeugten. Zum zweiten wurde in ausführlichen sozialpsychologischen, historischen und politischen Analysen gezeigt, daß die Wahl von Ideologien nicht rational durch Überlegung und Argument erfolgt, sondern einer psychischen Logik folgt. Selbst wenn sich auf der Oberfläche Personen zur Demokratie bekannten, kann dies in dynamischer Hinsicht mit der Bereitschaft einhergehen, andere Individuen rassistisch oder wegen ihrer sexuellen Orientierung zu diskriminieren. Da solche tieferen autoritären Einstellungen den Individuen selbst nicht bewußt sind, da sie jede reflexive Einsicht in ihre eigenen Einstellungen ablehnen und diese häufig aggressiv auf andere projizieren – also Wahnideen ausbilden wie die, die Juden seien übermächtig und hätten sich verschworen, das deutsche Volk zu zerstören –, können in gesellschaftlichen Krisenzeiten Eliten und Demagogen an Ressentiments anknüpfen und sie leicht aktivieren. Gesellschaftstheoretisch wurde dies damit erklärt, daß sich die Subjektstruktur der Individuen aufgrund der ökonomischen und familiären Entwicklung nachhaltig verändert habe. Die Individuen bildeten nicht mehr länger ein stabiles Ich im Konflikt mit der Autorität des Vaters aus, da dessen Rolle als autonom handelnde Person aufgrund seiner größer gewordenen wirtschaftlichen Abhängigkeit nachhaltig geschwächt worden sei. Die Funktion des Über-Ich, das gemäß der psychoanalytischen Theorie im Individuum die Gesellschaft repräsentiert, werde unmittelbar von der Kulturindustrie und der politischen Demagogie übernommen und greife, weil das Ich als Rationalisierungsinstanz weitgehend ausfalle, direkt auf die Instanz des Triebgeschehens zu, so daß elementare Instinkte mobilisierbar seien.

Im Zentrum aller dieser Überlegungen stand, daß Vernunft als eine von Subjekten getragene Verhaltensweise immer weiter geschwächt werde, weil sie in diesen kaum noch eine Haftung finde. Dieser

Gedanke wurde schließlich auch zu einem der zentralen Motive für Horkheimer, Pollock und Adorno, nach Deutschland zurückzukehren. Denn hier, in der kulturellen, philosophischen Tradition Deutschlands, die seit Hegel und Humboldt von einem Begriff der Bildung des Individuums durch Einsicht und Vernunft geprägt sei, hofften sie, zur Bewahrung und selbstkritischen Erneuerung der Aufklärung beitragen zu können. Durch ihre Lehrtätigkeit an der Universität und ihre Veröffentlichungen wollten sie der Tradition einer an Marx anschließenden kritischen Gesellschaftstheorie die Kontinuität sichern. Es sollten die Bedingungen geschaffen werden, die zur Heranbildung von nonkonformistischen, autonomen Individuen notwendig sind, die bereit sein würden, für Wahrheit und Vernunft auch gegen gesellschaftlichen Druck einzustehen.

### Die Rückkehr aus dem Exil

Der im Herbst 1946 von Stadt, Land und Universität ausgesprochene Wunsch, die Gesellschaft für Sozialforschung möchte das Institut in Frankfurt wieder eröffnen, konnte also bei Horkheimer und Adorno auf Wohlwollen treffen. Horkheimer besuchte Deutschland und die Frankfurter Universität sowohl im Frühjahr 1948 als auch im Frühjahr 1949. Nach vielen Zweifeln und skeptischen Überlegungen hinsichtlich der großen Zahl von immer noch in Amt und Würden befindlichen ehemaligen Nazis an der Universität, der weiteren politischen Entwicklung in Europa mit ihren Spannungen zwischen Ost und West und Abwägungen, ob Horkheimer noch an

der eigenen Theorie weiterarbeiten könnte, wenn er von Aufbau und Organisation des Institutsbetriebs absorbiert wäre, entschloß er sich schließlich doch, das Institut in Frankfurt wieder zu eröffnen und seine Professur für Sozialphilosophie in der Philosophischen Fakultät wiederaufzunehmen. Allerdings änderte sich eine der zentralen Existenzbedingungen des Instituts, denn anders als in den Vorkriegsjahren hatte es nun kein Vermögen mehr. Auch wenn der Grundhaushalt durch die Stadt Frankfurt und das Land Hessen gesichert wurde, so sind die Forschungen des Instituts bis heute von der Drittmittelfinanzierung abhängig. Dies hat häufig zu Engpässen und Einschränkungen der Forschungsziele geführt.

Die eigentliche Rückkehr des engeren Institutskreises fand 1949/50 statt. Um ihn in der Lehre zu vertreten, kam anstelle des verhinderten Horkheimers im Wintersemester 1949/50 zunächst Adorno, im Februar 1950 folgte Horkheimer, einige Monate später Pollock. Mehr noch als die beiden letztgenannten verstand Adorno seine Rückkehr als definitiv. Als er sich 1952/53 für knapp ein Jahr eher widerwillig in den USA aufhielt, um seine Staatsbürgerschaft nicht zu verlieren, schrieb er an Horkheimer, daß das Glück, überlebt zu haben, nicht zum Fetisch werden dürfe. Die alte Regel, daß der Vertriebene nach Hause kehren und sehen solle, was er ausrichten könne, enthalte viel Weisheit. „Noch jeder Kirsch im Schlagbaum“ – eine bis in die siebziger Jahre bestehende Gaststätte an der Bockenheimer Warte dort, wo sich bis vor kurzem ein McDonald's befand – „hat mehr mit unserer Philosophie zu tun als Riesmans gesam-



In geselliger Runde entstand dieses Foto Mitte der vierziger Jahre in den USA. Felix Weil (Mitte), Max Horkheimer mit Frau (links), Friedrich Pollock mit Frau (rechts).



melte Werke. Ich weiß nicht, wie weit ich in einer Sache, in der es buchstäblich um Leben oder Tod geht, für Sie und mich reden darf, obwohl ich es glaube, aber ich möchte lieber die Gefahr laufen, drüben [also in Deutschland] totgeschlagen zu werden, als sonstwo etwas 'aufzubauen' oder selbst ins Privatleben mich zurückzuziehen.“ [Adorno an Horkheimer, 12. März 1953, in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 18, S. 248] Horkheimer, der sehr erfolgreich lehrte, seit Ende 1951 für zwei Jahre Rektor der Universität war und großes öffentliches Ansehen genoß, erwog immer wieder, in die USA zurückzugehen, um in Muße an der Theorie der Gesellschaft weiterarbeiten zu können. Schließlich gab dann Mitte der fünfziger Jahre das von Adorno und Hellmut Becker (dem späteren Leiter des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung) angeführte Argument, ein Weggang von Frankfurt würde die Existenz des Instituts gefährden, die wenigen kritischen Studierenden demoralisieren und alle vorangegangenen Bemühungen desavouieren, den Ausschlag, sich endgültig fürs Bleiben zu entscheiden.

Mit Unterstützung von Stadt, Land,



Bei seiner Rede zur Eröffnung des Neubaus faßt Horkheimer die Zielsetzungen des Instituts zusammen: „Wenn ich von den großen Gesichtspunkten gesprochen habe, die mit der Einzelarbeit sich verbinden müssen, so meine ich, daß in allen Fragestellungen, ja in der soziologischen Haltung überhaupt, immer eine Intention steckt, die die Gesellschaft, wie sie ist, transzendiert. Ohne diese Intention, so wenig man sie im einzelnen darlegen kann, gibt es weder die richtige Fragestellung, noch soziologisches Denken überhaupt. Man verfällt der Überfülle von Material oder bloßer Konstruktion. Eine gewisse kritische Haltung zu dem, was ist, gehört sozusagen zum Beruf des Theoretikers der Gesellschaft, und eben dieses Kritische, das aus dem Positiven, was es gibt, der Hoffnung, fließt, macht den Soziologen unpopulär. Die Studenten dazu zu erziehen, diese Spannung zum Bestehenden, die zum Wesen unserer Wissenschaft gehört, zu ertragen, ihn im echten Sinn sozial zu machen – was einschließt, daß er auch ertragen können muß, alleine zu stehen – ist vielleicht das wichtigste und letzte Ziel der Bildung, wie wir sie auffassen.“

dem US High Commissioner for Germany und der Universität wurde 1950/51 ein neues Institutsgebäude gebaut und, noch in einigermaßen benutzbaren Räumen des weitgehend zerstörten alten Institutsgebäudes, mit dem „Gruppenexperiment“ ein erstes großes wissenschaftliches Projekt über die Mentalität und Ideologie der Deutschen begonnen. Am 14. November 1951 wurde die Wiedereröffnung des Instituts gefeiert. An seine Rede von 1931 erinnernd, reklamierte Horkheimer für das Institut erneut, daß seine Forschung nicht durch fachdisziplinäre oder nationale Scheuklappen begrenzt werden dürfte. Dies sollte auch für die Lehre gelten, sozialwissenschaftliche Bildung sollte die hermeneutische und reflexionsorientierte Tradition der deutschen Universität ergänzen. Die klassischen philosophischen Texte ließen sich angemessen nur im



Horkheimer mit den Bauarbeitern nach dem Richtfest am 5. Juni 1951 auf dem Weg zu einer Feier im Mensakeller, der sich damals im Hauptgebäude der Universität befand.



Feierliche Eröffnung des neuen Gebäudes am 14. November 1951: Direktor des Instituts Max Horkheimer (zweiter von rechts), Boris Rajewsky, scheidender Rektor der Goethe-Universität (dritter von links) und der Frankfurter Oberbürgermeister Walter Kolb (zweiter von links).

Lichte der gesellschaftlichen Probleme der heutigen Zeit verstehen.

Als Hochschullehrer wie als Rektor warb und argumentierte Horkheimer für den Gedanken, die Bildungstradition der deutschen Universität seit Humboldt zu bewahren, weil mit ihr so anspruchsvolle Begriffe wie die des Ganzen und der Vernunft verbunden seien. Allerdings sollten gleichzeitig der konservative und philosophische Bildungsdünkel durchbrochen und die großen philosophischen Begriffe zeitgemäß und unter genauester soziologisch-empirischer Kenntnis der gegen-

wärtigen Gesellschaft fortentwickelt werden. So appellierte er immer wieder an die Studierenden, sich weder in die geschützte Innerlichkeit der Metaphysik und der Religion zurückzuziehen, noch sich pragmatisch und kalt den alltäglichen Anforderungen und Zwängen zu überlassen, sondern Wahrheit und Vernunft als ihren Alltag bestimmende Begriffe zu verstehen und die Widersprüche auszutragen, die für sie aus dem Anspruch auf Vernunft einerseits und den Erfordernissen des Lebensunterhalts unter nicht selbstgewählten, unfreien Bedingungen andererseits





Horkheimer im Talar des Rektors bei seiner Antrittsrede (November 1951) – Die Frankfurter Rundschau titelte damals „In der Krise des Vernunftsbegriffes – Max Horkheimers große Frankfurter Rektoratsrede“ und begann ihren Artikel: „Sich mit einem so gewichtigen philosophischen Vortrag ausführlich auseinanderzusetzen oder auch nur die weit ausholenden Gedankengänge, die da in ungeheurer konzentrierte Sätze gefaßt worden sind, einigermaßen vollständig nachzuzeichnen, das ginge über die Möglichkeiten einer Tageszeitung hinaus.“

waltung zu engagieren, neue Formen der direkten Demokratie auszuprobieren und sich zu allgemeinpolitischen Themen zu äußern. Für diese Ziele setzte er sich auch öffentlich und im Rahmen der Hochschulrektorenkonferenzen ein.

### Das Institut für Sozialforschung und die Soziologie

Nach der Rückkehr wuchs dem Institut alsbald eine völlig neue Aufgabe zu, die schließlich wesentlichen Anteil an der ihm zukommenden Bedeutung haben sollte. Soziologie konnte zu Beginn der fünfziger Jahre an keiner westdeutschen Universität als berufsqualifizierendes Studium absolviert werden. So war das Studium häufig mühsam, da interessierte Studierende Lehrveranstaltungen in verschiedenen Fachgebieten und Fakultäten belegen mußten. Häufig mußten sie Dinge lernen, die mit ihrer Fachorientierung nichts oder wenig zu tun hatten; auch ein Universitätswechsel war stark behindert, da erbrachte Leistungen oft nicht anerkannt wurden. Als Abschluß gab es häufig nur ein staatswissenschaftliches oder volkswirtschaftliches Diplom oder den akademischen Grad des Doktors, der vor allem von denen erworben wurde, die eine Karriere in der Universität selbst verfolgten. In Frankfurt war an der Wiso-Fakultät ein Abschluß in Soziologie nicht möglich, der soziologische Lehrstuhl war nicht besetzt und nur wenige wie Heinz Sauer mann, Ernst Michel oder Ludwig Neundörfer boten Veranstaltungen an, die im weiteren Sinn als soziologisch gelten konnten. Die Seminare Horkheimers und Adornos, die



Ein stärkeres demokratisches Engagement in Staat und Hochschule forderte Horkheimer als Rektor auch von den Studierenden, während seine Kollegen an anderen bundesdeutschen Universitäten die Studierenden noch zum Gebet, zur sexuellen Enthaltsamkeit und zur Besinnung in Gottes Natur ermahnten. Bei einer der damals noch üblichen Immatrikulationsfeiern zu Beginn des Wintersemesters 1952/53 appellierte Horkheimer an die Studenten, mit kompromißlosem Willen an „einer besseren Einrichtung der Welt“ mitzuarbeiten und sich in der studentischen Selbstverwaltung zu engagieren. Im Bild: Horkheimer bei der Verpflichtung einer Studentin per Handschlag.

resultierten. Während zu dieser Zeit andere Rektoren die Studierenden zum Gebet, zur sexuellen Enthaltsamkeit und zur Besinnung in Gottes Natur ermahnten, ermutigte Horkheimer die Studierenden dazu, sich für Film und Theater zu interessieren und sich in der studentischen Selbstver-

an der Philosophischen Fakultät stattfanden, befaßten sich mit sowohl philosophischen wie soziologischen Themen. Daneben konnten interessierte Studierende an von Mitarbeitern des Instituts durchgeführten Praktika zur empirischen Sozialforschung teilnehmen. Aber auch hier gab es



Die beiden Chefs im Kreise ihres interdisziplinären Forscherteams: Horkheimer und Adorno Anfang 1955, umgeben von den jungen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, unter ihnen neben Soziologen auch Psychologen, Germanisten, Betriebswirte und Statistiker (ganz links im Bild: Ludwig von Friedeburg). Immer wieder ging es um die Verknüpfung der Kritischen Theorie mit der empirischen Sozialforschung.



keine Möglichkeit, ein geregeltes soziologisches Studium zu absolvieren und einen entsprechenden Abschluß zu erwerben.

In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gab es zahlreiche Diskussionen darüber, wie dieser für die Entwicklung der Disziplin hinderliche Zustand beendet und die Soziologie als autonome Disziplin an den Universitäten institutionalisiert werden könne. Vonseiten des Instituts war insbesondere Adorno sehr engagiert und legte 1953 eine Prüfungsordnung für einen eigenständigen Diplomabschluß in Soziologie vor, der von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – allerdings unter dem Vorbehalt derjenigen, die am volkswirtschaftlichen Ausbildungsabschluß festhalten wollten – als Modell angenommen wurde. Von der Hessischen Landesregierung erhielt das Institut 1954 die Bewilligung, einen Diplomstudiengang für das Fach Soziologie einzurichten. Durch diese Konstruktion wurde das Fach Soziologie an der Frankfurter Universität von dem an sich privaten Institut für Sozialforschung repräsentiert, so daß das Studium der Soziologie in gewisser Weise mit dem Studium der Kritischen Theorie identisch wurde. Die besondere Rolle des Instituts bei der Etablierung des Faches wie auch der große Erfolg unter den Studierenden trug schließlich auch in erheblichem Maße zum Selbstverständnis des Faches und zu seinem öffentlichen Bild als einer aufklärerisch-kritischen Disziplin bei [vgl. dazu Demirović 1999].

Die neue Aufgabe der Fachausbildung



Horkheimer und Adorno während ihres philosophischen Seminars, das sie über viele Jahre gemeinsam anboten.

hatte unerwartete Konsequenzen für das Institut, insofern es nun nicht mehr nur Forschung durchführte, sondern auch mit Verwaltung, Lehre, Studienorganisation und Prüfung befaßt war. In dem Maße, wie die Soziologie ein Modelfach wurde und die Zahl der Studierenden am Institut für Sozialforschung von 30 Mitte der fünfziger Jahre auf über 500 im Jahr 1965 anstieg, wurde die Forschung des Instituts erheblich beeinträchtigt. Damit es sich wieder verstärkt der Forschung widmen könne, wurde das Institut für Sozialforschung 1966 um das Seminar in der Myli-

usstraße erweitert. Das Seminar wurde von Adorno, Ludwig von Friedeburg und Jürgen Habermas geleitet und übernahm die Lehraufgaben, während die Forschung des Instituts Adorno, von Friedeburg und Rudolf Gunzert unterstand.

Trotz der Einschränkungen, die sich aus dem Lehrbetrieb ergaben, wurde in den sechziger Jahren in einer ganzen Reihe von teilweise umfangreichen Studien das antidemokratische Potential in Westdeutschland untersucht und versucht, das methodische Instrumentarium, das im Institut während des Exils entwickelt worden war, zu verfeinern. Ein zweiter Forschungsstrang wird von bildungssoziologischen Untersuchungen markiert. Wie schon in den umfangreichen Universitäts- und Studentenuntersuchungen der fünfziger Jahre – zu nennen ist insbesondere die bekannte und einflußreiche, von Habermas, von Friedeburg, Christoph Oehler und Friedrich Weltz verfaßte Studie „Student und Politik“ – wurden die Bedingungen von Bildung und insbesondere politischer Bildung untersucht, die erfüllt sein müßten, um zu einer kritischen und rationalen Form von politischer Beteiligung zu kommen.

Bestand im Institut lange Zeit Skepsis, ob die Studierenden in ihrer Mehrheit überhaupt demokratieorientiert seien, so gaben die studentischen Proteste Anlaß zu Optimismus. Denn seit Mitte der sechziger Jahre zeigten sich die Studierenden zunehmend bereit, sich für die Demokratisierung der Hochschulen und der Gesellschaft einzusetzen und sich Versuchen zu einer autoritären Formierung entgegenzustellen. Viele der am Institut Studierenden waren im Sozialistischen Deutschen Stu-



Die Studentenrevolte machte auch vor den Toren des Instituts für Sozialforschung nicht halt: Adorno im Januar 1969 im Gespräch mit Besetzern und Polizei. Das Verhältnis zwischen den Studenten – viele der am Institut Studierenden waren Mitglied im Sozialistischen Deutschen Studentenbund – und ihren Mentoren, wie Horkheimer, Adorno, von Friedeburg und Habermas, war gespannt.



dentembund aktiv und an den Protesten beteiligt. Obwohl sie häufig den Anspruch erhoben, die Kritische Theorie in die Praxis umzusetzen, stießen sie bei ihren Mentoren auf starke, wenn auch unterschiedlich gewichtete Vorbehalte. Denn Adorno, Horkheimer, Habermas und von Friedeburg konnten den häufig irrationalen und zwanghaften Aktionsformen, dem scheinrevolutionären Aktionismus und den Ein-

griffen in die Lehrfreiheit nicht zustimmen und hatten den Eindruck, daß sich hinter den Handlungen häufig antidemokratische Ressentiments verbargen. Gegen die von den Studierenden erhobene Forderung, emanzipatorische Praxis in der Form politischer Praxis historisch endlich wieder möglich zu machen, verteidigte insbesondere Adorno immer wieder die Theorie als die Gestalt zeitgemäßer Praxis, von der allein versöhnte Allgemeinheit und Freiheit ausgehen könne. Unter diesem Gesichtspunkt empfand er insbesondere die studentischen Besetzungen des Seminars des Instituts im Dezember 1968 und des Instituts im Januar 1969 als Angriff auf die emanzipatorische Theorie. Diese Konflikte führten schließlich zu einem erheblichen Dissens zwischen einem großen Teil der Protestierenden und der Kritischen Theorie, teilweise auch zu einem Bruch.

**Kontinuitäten kritischer Sozialforschung**

Für das Institut stellte die Zeit Ende der sechziger Jahre einen tiefen Einschnitt dar. Adorno starb im August 1969, Pollock im Dezember 1970, Horkheimer zog sich endgültig in die Schweiz zurück, von Friedeburg wurde 1970 hessischer Kultusminister, Habermas ging 1971 als Direktor an das Max-Planck-Institut in Starnberg. Neben die personellen traten die institutionellen Veränderungen. Denn mit der Hochschulreform wurde



Adorno 1967 in seiner Frankfurter Wohnung am Flügel: Neben seinen philosophischen Werken machte er sich auch als Komponist und Kritiker für die neue Musik einen Namen. Seine musikalische Begabung stand seinen intellektuelle Fähigkeiten nicht nach.



Ein Comic von Karl-Alfred von Meysenbug.



Adorno diskutiert im Juni 1969 mit Studenten vor dem Eingang des Hörsaals V darüber, ob er seine nach Störungen wochenlang ausgesetzte Vorlesung „Einführung in dialektisches Denken“ wiederaufnehmen kann – allerdings auch an diesem Tag ohne Erfolg.



## Ausgewählte Forschungsarbeiten des Instituts für Sozialforschung

Fromm, Erich: Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches (1929). Stuttgart 1980

Horkheimer, Max; Fromm, Erich; Marcuse, Herbert, u.a.: Studien über Autorität und Familie (1936). Lüneburg 1987

Horkheimer, Max und Flowerman, Samuel H. (Hg.): Studies in Prejudice. New York 1949 f.

Pollock, Friedrich: Gruppenexperiment. Frankfurt am Main 1955

Pollock, Friedrich: Automation. Frankfurt am Main 1956

Mangold, Werner: Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt am Main 1960

Habermas, Jürgen; Friedeburg, Ludwig von; Oehler, Christoph und Weltz, Friedrich: Student und Politik. Neuwied 1961

Friedeburg, Ludwig von: Soziologie des Betriebsklimas. Frankfurt 1963

Teschner, Manfred: Politik und Gesellschaft im Unterricht. Frankfurt 1968

Bergmann, Joachim; Jacobi, Otto und Müller-Jentsch, Walther: Gewerkschaften in der Bundesrepublik. Frankfurt und Köln 1975

Schmiede, Rudi und Schudlich, Edwin: Die Entwicklung der Leistungslohnung in Deutschland. Frankfurt 1976

Brandt, Gerhard; Kündig, Bernard; Papadimitriou, Zissis und Thomae, Jutta: Computer und Arbeitsprozeß. Frankfurt/New York 1979

Eckart, Christel; Jaerisch, Ursula G. und Kramer, Helgard: Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Frankfurt/New York 1979

Brandt, Gerhard; Jacobi, Otto und Müller-Jentsch, Walther: Anpassung an die Krise: Gewerkschaften in den siebziger Jahren. Frankfurt/New York 1982

Benz-Overhage, Karin; Brumlop, Eva; Freiberg, Thomas von und Papadimitriou, Zissis: Neue Technologien und alternative Arbeitsgestaltung. Frankfurt/New York 1982

Deutschmann, Christoph: Der Weg zum Normalarbeitstag. Frankfurt/New York 1985

Kramer, Helgard; Eckart, Christel; Riemann, Ilka und Walser, Karin: Grenzen der Frauenlohnarbeit. Frankfurt/New York 1986

Schudlich, Edwin: Die Abkehr vom Normalarbeitstag. Frankfurt/New York 1987

Deppe, Rainer und Hoß, Dietrich: Arbeitspolitik im Staatssozialismus. Zwei Varianten: DDR und Ungarn. Frankfurt/New York 1989

Rödel, Ulrich; Frankenberger, Günter und Dubiel, Helmut: Die demokratische Frage. Frankfurt 1989

Freyberg, Thomas von: Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik. Frankfurt/New York 1989

Brandt, Gerhard: Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung. Frankfurt 1990

Siegel, Tilla und Freyberg, Thomas von: Industrielle Rationalisierung unter dem Nationalsozialismus. Frankfurt/New York 1991

Friedeburg, Ludwig von: Bildungsreform in Deutschland. Frankfurt 1992

Institut für Sozialforschung (Hg.): Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Frankfurt/New York 1994

Noller, Peter und Ronneberger, Klaus: Die neue Dienstleistungsstadt. Frankfurt/New York 1995

Demirović, Alex und Paul, Gerd: Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts. Frankfurt/New York 1996

Freyberg, Thomas von: Der gespaltene Fortschritt. Zur städtischen Modernisierung am Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt/New York 1996

Jaschke, Hans-Gerd: Öffentliche Sicherheit im Kulturkonflikt. Frankfurt/New York 1997

Bender, Gerd: Lohnarbeit zwischen Autonomie und Zwang. Frankfurt/New York 1997

Konrad Wilfried: Politik als Technologieentwicklung. Frankfurt/New York 1997

Dubiel, Helmut: Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages. München/Wien 1999





1971 die Lehrfunktion des Instituts vom neugeschaffenen Fachbereich Gesellschaftswissenschaften übernommen, an dem die Professuren für Soziologie und Politologie aus der Philosophischen und Wiso-Fakultät sowie der Abteilung für Erziehungswissenschaften zusammengefaßt wurden.

Kontinuitäten in der Forschung herzustellen und zu sichern, ist für ein auf Drittmittelfinanzierung angewiesenes Forschungsinstitut nicht einfach, da sich wissenschaftliche Themenschwerpunkte, Maßstäbe und Theorien ändern. Beinahe zwangsläufig kommt es wenn nicht zu Brüchen, dann doch zu Diskontinuitäten. Wie dies für die sozialpsychologischen Forschungen zu Einstellungen gilt, so auch für den Bereich der industriesoziologischen Forschung im Institut. Erstmals wurden solche Forschungen 1954 mit einer



Gerhard Brandt (1929-1987) war Mitarbeiter des Instituts seit 1955 und promovierte mit einer Studie zum Problem der Integration gesellschaftlicher Macht- und Einflußgruppen in der Bundesrepublik. Nach seiner Habilitation („Gewerkschaftliche Interessenvertretung und sozialer Wandel“) gehörte er von 1972 bis 1983 dem Direktorium des Instituts an, in den Jahren 1972 bis 1974 als geschäftsführender Direktor.

Studie zum Betriebsklima bei der Mannesmann AG aufgenommen. Daran anschließend folgten weitere Untersuchungen zum Betriebsklima wie zur betrieblichen Lohnpolitik. Es war gerade dieser Beitrag des Instituts zur Entwicklung der Industriesoziologie, der einen Teil seiner Reputation in der Soziologie ausmachte. Denn auf diesem neuen Feld der Sozialforschung konnte sich die erste Generation der bundesdeutschen Soziologen bewähren und zu einer Kooperation finden, die aufgrund durchaus verständlicher Konflikte unter den älteren Fachvertretern – auf der einen Seite die ehemaligen Reichssoziologen, auf der anderen die Exilierten – häufig

blockiert war. Für einige Jahre unterbrochen, verband sich mit von Friederburgs Rückkehr ans Institut 1966/67 eine Wiederaufnahme industriesoziologischer Fragestellungen und Themen. Sie bestimmten in den folgenden zwei Jahrzehnten weitgehend – und nicht zuletzt getragen von Gerhard Brandt, der von 1972 bis 1983 zum Direktorium des Instituts gehörte, und vom starken Engagement einer Reihe von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen – die Forschungsarbeit des Instituts.

In weit ausholenden historischen und systematischen Studien wurden die Formen der Entlohnung wie der Regulierung der Arbeitszeit in der deutschen Industrie seit dem Ende des letzten Jahrhunderts untersucht; vergleichend wurden die Muster betrieblicher Herrschaft und Leistungsentlohnung in den staatssozialistischen Ländern analysiert. Neuland betrat das Institut auch mit ersten Untersuchungen zur doppelten Arbeitsbelastung von Frauen, die einer Erwerbsarbeit nachgingen und gleichzeitig, aufgrund traditioneller Muster der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die volle Last der Hausarbeit zu tragen hatten. Die Bedeutung des Einsatzes von Computern in der innerbetrieblichen Arbeitsorganisation, Fragen der Modellierung von innerbetrieblichen Arbeitsabläufen und die Beteiligung der Beschäftigten waren Gegenstand sowohl von Untersuchungen in den achtziger wie neunziger Jahren. Dabei kam es zu teilweise erheblichen Verschiebungen in der Einschätzung der Entwicklung. In den früheren Studien wurde eine allgemeine Entwicklung hin zu einer immer stärkeren Unterwerfung des lebendigen Arbeitsvermögens unter technologisch gestützte Rationalisierungsprozesse beobachtet. Die neueren Forschungsergebnisse weisen hingegen eher darauf hin, daß die Anwendung von komplexen Planungs- und Fertigungstechnologien die Initiative vielfach requalifizierter Beschäftigtengruppen voraussetzt, so daß sich neue Autonomie- und Mitbestimmungsspielräume herausbilden.

Ende der achtziger Jahre wurde neben der industriesoziologischen Forschung unter dem Stichwort „demokratische Kultur“ eine Thematik wieder aufgegriffen, die das Institut bis Ende der sechziger Jahre verfolgt hatte. Den weltgeschichtlichen Ereignissen des Zusammenbruchs des Staatssozialismus, der deutschen Vereinigung, der Entfaltung eines breiten Spektrums von sozialen Bewegungen sollte mit empirischen Arbeiten demokratietheoretischer Natur Rechnung getragen werden. Wurde am Institut in den sechziger Jahren – und gestützt auf empirische Untersuchungen von rechten Parteien, rechter Propaganda und Einstellungen in der Bevölkerung – noch eher befürchtet,

**Buchtip**

**Der nonkonformistische Intellektuelle**

Theorien folgen nicht nur der Wahrheit und der Vernunft; sie müssen auch um die materiellen, intellektuellen und institutionellen Ressourcen ihrer Verbreitung und Durchsetzung kämpfen. Die vorliegende Arbeit untersucht die „Wahrheitspolitik“ der Kritischen Theorie nach der Wiedereröffnung des Instituts für Sozialforschung 1951 in Frankfurt. Adorno und Horkheimer verfolgten damals das Ziel, die Herausbildung eines „nonkonformistischen Intellektuellen“ zu fördern, der in der Epoche des Spätkapitalismus imstande wäre, die Rolle eines „Trägers von Vernunft“ zu übernehmen und Wahrheit als Handlungsverpflichtung zu begreifen. Aus dieser Perspektive untersucht Alex Demirović die theoriepolitischen Aktivitäten der Kritischen Theorie in den fünfziger und sechziger Jahren. Dazu gehören Forschung und Lehre, aber auch die Veröffentlichungspraxis, das Engagement in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Kampf um die Institutionalisierung des Soziologiestudiums und das Verhältnis zur Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie. So entstand ein Schulzusammenhang, der nicht nur wissenschaftlich und kulturell, sondern auch politisch einflußreich wurde, insofern er die Diskussionen im SDS und die Entwicklung der Protestbewegung in den sechziger Jahren prägte.



Alex Demirović, *Der nonkonformistische Intellektuelle, Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule, suhrkamp taschenbuch wissenschaft* 1440, ca. 900 Seiten, ISBN 3-518-29040-1, 1999, 39,80 DM

daß es verbreitet eine allenfalls passive Akzeptanz der Demokratie gebe, so konnte nun vermutet werden, daß es zu einer regelrechten Neugründung der Verfassungsinstitutionen durch eine eigeninitiativ handelnde Zivilgesellschaft gekommen sei, die ihrerseits beanspruche, die Verfassungsnormen zu interpretieren. Dehnte sich also auf der einen Seite der



Raum der demokratischen Öffentlichkeit enorm aus, so ließen sich auch erhebliche Verhärtungen und chauvinistische Argumentationen in der öffentlichen Diskussion beobachten.

Seit Anfang der neunziger Jahre fand diese gegenläufige Tendenz verstärkt Ausdruck in rechtsextremen Übergriffen, Anschlägen und pogromartigen Verfolgungen von Asylbewerbern und Angehörigen

von Minderheitengruppen. Nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Geschichte sah sich das Institut veranlaßt, mit Studien über die Einstellungen in der deutschen Bevölkerung zu reagieren. Es wurden verschiedene Berufsgruppen wie die Müllwerker, die Polizei und die neuen Dienstleister in Werbung und Bankengewerbe untersucht; ebenso das soziale Milieu der Studierenden. Es ließ sich erken-

nen, daß fremdenfeindliche Haltungen zwar keineswegs auf bedrohliche Weise dominant wurden, aber doch eine überraschend große Zustimmung erfuhren [vgl. Demirović/Paul 1996]. Anders als die ältere Kritische Theorie nehmen die Versuche zu ihrer Fortentwicklung die bürgerliche Gesellschaft als einen offenen Prozeß wahr und machen die Spannungsverhältnisse, die in die kapitalistischen Grund-

## Kritik der Gesellschaft – Internationale Konferenz zum 75jährigen Bestehen des Instituts für Sozialforschung

Weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinaus fand die Internationale Konferenz zum 75jährigen Bestehen des Instituts für Sozialforschung Beachtung, die vom 23. bis 25. September 1999 an der Goethe-Universität unter dem Titel „Kritik der Gesellschaft“ veranstaltet wurde. Zum Auftakt der Konferenz gab es eine Podiumsdiskussion zur Aktualität des philosophischen Werkes der Kritischen Theorie.

Die verschiedenen, inzwischen längst international repräsentierten Strömungen der Sozialtheorie, die sich aus der klassischen Kritischen Theorie ergeben haben, sind heute einerseits gebannt von der Dynamik einer globalen kapitalistischen Entwicklung, die sich allen nationalstaatlichen, demokratischen, sozialen und kulturellen Beschränkungen zu entwinden scheint. In dieser Hinsicht entspricht die Welt am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts jenem Gesellschaftsbild, das Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in der „Dialektik der Aufklärung“ entworfen hatten. Andererseits ist bei vielen Erben der Tradition kritischer Gesellschaftstheorie ein entschiedener Auszug aus den Schützengraben marxistischer Totalkritik am Kapitalismus zu beobachten und die Ausbildung von theoretischen und empirischen Interessen an politischen, kulturellen und sozialpsychologischen Widerstandspotentialen und Reformressourcen. Die Frage drängt sich auf, ob die Spaltung zwischen dieser neuen Bescheidenheit in der Gesellschaftskritik und der sich totalisierenden kapitalistischen Realität nur Ausdruck einer temporären Ungleichzeitigkeit ist oder selbst ein Teil des Problems der Dialektik der Aufklärung, das heißt des Verstummens jeglicher politisch folgenreicher Gesellschaftskritik.

Um diese Frage beantworten zu können, sollten während der Konfe-

renz drei Reflexionen angestellt werden. Zunächst wurde die Frage diskutiert, wie „stark“ oder in welchem Maße kontexttranszendierend die normativen Maßstäbe sein dürfen, mit denen eine Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse heute durchzuführen ist. Den Hintergrund der damit angeschnittenen Debatte stellte die vor allem in der angelsächsischen Diskussion vertretene These dar, daß es für die Verwendung von normativen Kriterien, die den Werthorizont einer Gesellschaft transzendieren, keine philosophische Rechtfertigung gibt: weder gäbe es für die Gewinnung derartiger Maßstäbe ein irgendwie gerechtfertigtes Verfahren, noch sei ihr Gebrauch politisch ratsam. Weil ein solcher Einwand auch den normativen Kern der Kritischen Theorie berührt, wurden die Alternativen überprüft und diskutiert, die mit der Verwendung von starken oder schwachen Kriterien angesichts der Aufgaben einer kritischen Gesellschaftstheorie einhergehen.

Die Konferenz begann mit Grußworten der Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth, der Hessischen Wissenschaftsministerin Ruth Wagner, des Präsidenten der Goethe-Universität Werner Meißner und einem Eröffnungsvortrag über die Frankfurter Schule von Ludwig von Friedeburg. Es schloß sich eine Podiumsdiskussion zur Aktualität des philosophischen Werkes der Kritischen Theorie an, an der Alfred Schmidt, Frankfurt, Herbert Schnädelbach und Albrecht Wellmer, Berlin, teilnahmen. Am folgenden Vormittag hielten Onora O’Neill, Cambridge, Michael Walzer, Princeton, und Axel Honneth, Frankfurt, kontrovers angelegte Vorträge zu den Philosophischen Perspektiven der Gesellschaftskritik, mit anschließender Diskussion.

Am Nachmittag galt es, Krisen-

schaff mit dem in ihnen angelegten Kritikpotential zu konfrontieren, zum Beispiel demokratischen Institutionen, sozialen Bedingungen, dissidenten Wertorientierungen. Unter der Überschrift „Krise und Kritik“ sprachen zuerst zum Thema „Globaler Kapitalismus und republikanisches Gemeinwesen“ Chantal Mouffe, London, und Helmut Dubiel, Gießen/Frankfurt, kommentiert von Peter Wagner, Warwick. Dann folgten zum Thema „Globaler Kapitalismus und sozialstaatliche Demokratie“ Vorträge von Iris Young, Pittsburgh, und Stephan Leibfried, Bremen, mit einem Kommentar von Adalbert Evers, Gießen/Frankfurt. Anschließend äußerten sich zur Kulturindustrie in der Weltgesellschaft Gertrud Koch, Essen, und John B. Thompson, Cambridge, kommentiert von Sigrid Baringhorst, Norwich.

Noch unter der Überschrift „Krise und Kritik“ begann der letzte Konferenztag mit Vorträgen zum Sozialcharakter im gegenwärtigen Zeitalter von Zygmund Baumann, Leeds, und Richard Sennett, New York. Nach diesen Erörterungen war es dann abschließend in einem dritten Schritt möglich, den Veränderungen von Tenor und Duktus gesellschaftskritischer Analyse und intellektuellen Engagements nachzugehen, wie sie sich unübersehbar in den letzten Jahrzehnten gezeigt haben. Bis hin auf die Ebene wissenschaftlicher und intellektueller Biographien haben die Wandlungen der Krisentendenzen, aber auch der Spannungsfelder von gesellschaftlichen und intellektuellen Orientierungen Gesellschaftskritik geprägt. Zu den Bedingungen intellektueller Praxis und den Spielräumen eingreifender Gesellschaftskritik sprachen Otto Kallscheuer, Sardinien, Jürgen Seifert, Hannover, sowie Ute Gerhard und Wilhelm Schumm, Frankfurt.



Adornos Handschrift 1968: Manuskriptseite der „Ästhetischen Theorie“ mit Auszügen über das Natur- und Kunstschöne. [© Suhrkamp Verlag Frankfurt 1978]

strukturen der modernen Gesellschaften, aber auch in die demokratischen Verfahren und Institutionen eingelagert sind, hinsichtlich ihres emanzipatorischen Potentials zum Gegenstand der Prüfung.

Um die langfristige Forschungsarbeit des Instituts für die nächsten Jahre zu sichern, wurden 1997 die Satzung des Instituts verändert und ein Kollegium geschaffen, das für ein neues und stark erweitertes Forschungsprogramm verantwortlich zeichnet. Ergänzend zu industriesoziologischen und demokratietheoretischen sind erneut sozialpolitische, feministische und psychoanalytische Fragestellungen aufgenommen worden. Zu diesem Kollegium gehören Adalbert Evers, Ludwig von Friedeburg, Axel Honneth und Wilhelm Schumm, ausgeschieden sind Helmut Dubiel (1999) und Ute Gerhard (2000).

In der Geschichte des Instituts für Sozialforschung lassen sich mehrfach inhaltliche Verschiebungen und theoretische Akzentverlagerungen feststellen. Immer gingen ihnen ausführliche interne Diskussionen voraus, manchmal waren jene umstritten. Insgesamt jedoch ist bemerkenswert, wie nachhaltig das Institut für Sozialforschung ein Ort war, an dem sich intellektuelle Bemühungen um eine kritische Auffassung des Sozialen, um eine anspruchsvolle objektive Rationalität sowie um wissenschaftliche Anstöße zur emanzipatorischen Fortentwicklung der immer noch in vielfache materielle Zwänge verstrickten Gesellschaft konzentrierten.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 3/1999

Literatur

Demirović, Alex (1999): Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule, Frankfurt am Main. Demirović, Alex/Paul, Gerd (1996): Trend nach rechts, in: Forschung Frankfurt, H. 2. Friedeburg, Ludwig von (1997): Die Universität in Frankfurt am Main – Wirkungsstätte auch für Außenseiter, in: Forschung Frankfurt, H. 4. Grünberg, Carl (1924): Festrede gehalten zur Einweihung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a.M. am 22. Juni 1924, Frankfurter Universitätsreden 1924, Frankfurt am Main. Horkheimer, Max (1931): Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung, in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 3, Frankfurt am Main 1988. Migdal, Ulrike (1981): Die Frühgeschichte des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, Frankfurt – New York. Schmid Noerr, Gunzelin (1995): Frankfurter Geschichten 1933. Aus den Akten eines Gleichschalters, in: Institut für Sozialforschung, Mitteilungen, H. 5, März 1995. Wiggershaus, Rolf (1986): Die Frankfurter Schule. Geschichte – Theoretische Entwicklung – Politische Bedeutung, München.

Handwritten manuscript page with dense text and marginalia. The main text discusses aesthetic theory, Hegel's philosophy, and the relationship between nature and art. Marginalia includes notes and corrections in various colors.



Dr. Alex Demirović (48) ist seit 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung. Er habilitierte sich mit einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Untersuchung zur Entwicklung der gesellschaftskritischen Intelligenz in der Bundesrepublik am Beispiel der Kritischen Theorie. Seit 1993 ist er Privatdozent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität; darüber hinaus nahm er Gastprofessuren und Professurvertretungen wahr. Die Beschäftigung mit staats- und demokratietheoretischen Problemen fand ihren Niederschlag in Monographien zur Staatstheorie von Nicos Poulantzas (1987), dem Demokratieverständnis der neuen sozialen Bewegungen und der Grünen (1989) und einem Aufsatzband zu „Demokratie und Herrschaft“ (1997). Bei Suhrkamp erscheint im September ein Band zur Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule („Der nonkonformistische Intellektuelle“). Über eine Studie zum studentischen Demokratieverständnis schrieb Demirović gemeinsam mit Gerd Paul einen Beitrag in FORSCHUNG FRANKFURT 2/1996 („Trend nach rechts?“).



# Von den großen Zeiten der Soziologie, „die verkündete, wo es lang geht“

Ein Gespräch mit dem geschäftsführenden Direktor des Instituts für Sozialforschung  
Ludwig von Friedeburg

*Für die einen ist die Frankfurter Schule ein Mythos, ein Synonym für den unaufhaltsamen Aufbruch der 68er, für andere ein linkes Reizwort, das die Goethe-Universität leider immer noch stigmatisiert. Was verbinden Sie mit dem Begriff Frankfurter Schule?*

„Frankfurter Schule“ wird in den fünfziger Jahren zu einer Bezeichnung für die Arbeit und Lehrtätigkeit des Instituts für Sozialforschung, das nur in Frankfurt am Main entstehen und nach dem Exil hierher zurückkehren konnte. Die Gründergeneration verwandte diese Bezeichnung nicht, die seither international für die von ihr vertretene Kritische Theorie der Gesellschaft steht.

*Können Sie sich an Ihre ersten Eindrücke erinnern, als Sie 1951 noch als Student am Institut für Sozialforschung ein Praktikum für das Psychologie-Diplom absolvierten?*

Als ich im Januar 1951 das dreimonatige Praktikum in der gebombten Ruine des alten Institutsgebäudes antrat, in dessen

Kellergeschoß einige Räume notdürftig hergerichtet worden waren, fand ich mich inmitten einer bunten Schar von Studierenden der verschiedensten Fächer, Germanisten, Psychologen, Historiker, Philosophen, Juristen, Ökonomen. Noch war das Stiftungsgeschäft nicht abgeschlossen, das dem Institut für Sozialforschung eine neue Grundlage geben sollte, sein neues Gebäude wurde erst errichtet. Aber die erste empirische Forschung nach der Rückkehr hatte bereits begonnen. Es ging um das Verhältnis von „Deutscher Ideologie“ und demokratischer Kultur in der Nachkriegsgesellschaft. Wir analysierten Gruppendiskussionen. Mit diesem Erhebungsverfahren sollten Meinungen und Einstellungen charakteristischer Gruppen der westdeutschen Bevölkerung zu politischen Fragen erhoben werden, um festzustellen, welche Ideologien die öffentliche Meinung bestimmten, wie sich Gruppenmeinungen bilden und durchsetzen. Erkenntnisleitend war dabei für uns eine Gesellschaftstheorie der Entwicklungstendenzen des Spätkapitalismus und seiner konformistischen und autoritären Persönlichkeitsprägung.

Die mitarbeitenden Studierenden, alleamt Praktikanten – so wie ich, waren gemeinsam bemüht, die abgeschriebenen Gruppendiskussionen auszuwerten und zu interpretieren. Dafür gab es bisher kein Vorbild. In den regelmäßigen Beratungen mit Adorno und gelegentlich mit amerikanischen Sozialforschern, die uns besuchten, wie Paul Lazarsfeld und Herta Herzog, erhielt ich erstmals einen Eindruck von einer Verknüpfung der Sozialforschung mit gesellschaftstheoretischer Reflexion.

*Die zentralen Aufsätze und Schriften, die im amerikanischen Exil entstanden, waren in Deutschland Anfang der fünfziger Jahre nur schwer zu bekommen. Auch die berühmte „Dialektik der Aufklärung“ kursierte nur in eingeweihten Kreisen. Gehörten Sie dazu? Gab es zu dieser Zeit eigentlich schon eine öffentliche Wahrnehmung der Kritischen Theorie in der Bundesrepublik?*

Die öffentliche Wahrnehmung der Kritischen Theorie war in der Tat gering. Die Diskussion beschäftigte sich mehr mit den Ermittlungsmethoden als mit dem





theoretischen Ansatz der empirischen Sozialforschung – so beispielsweise in Besprechungen des von Pollock bearbeiteten Berichts über die Gruppendiskussionsstudie oder in der außerordentlich lebhaften Diskussion in Amerika über die dort im Exil von Horkheimer herausgegebenen Vorurteilsstudien, insbesondere den Forschungsbericht über die Authoritarian Personality, an dem Adorno maßgeblich mitgearbeitet hatte.

Die „Dialektik der Aufklärung“ habe ich mir damals im Buchladen gekauft, aber die Zeitschrift für Sozialforschung mit den zentralen Aufsätzen war schwer zu bekommen. Doch kam es uns im Institut mehr auf die Impulse und Erkenntnisse an, die aus der täglichen unmittelbaren Zusammenarbeit mit Adorno zu gewinnen waren, als auf das Studium der älteren Schriften.

*1954 wechselten Sie als junger Wissenschaftler, der seine Erfahrungen mit empirischen Methoden gesammelt hatte, vom Allensbacher Meinungsforschungsinstitut zum Frankfurter Institut für Sozialforschung. Wie haben Sie den Unterschied zwischen diesen bei-*

*den sozialwissenschaftlichen Instituten wahrgenommen?*

In beiden Instituten wurde Pionierarbeit geleistet. Denn die empirische Sozialforschung hatte in Deutschland während der Diktatur den Anschluß an die internationale Entwicklung verloren. Wirklichkeit mit den Mitteln der Sozialforschung zu entdecken, motivierte in den fünfziger Jahren alle, die sich an ihr beteiligten.

In Allensbach ging es dabei um eine einzige Erhebungsmethode, die Umfrageforschung, für welchen Gegenstand auch immer. Dieses Verfahren war an den Universitäten damals nicht zu erlernen, seine Praxis schon gar nicht. Aber welche Bedeutung hatten die repräsentativ erhobenen Meinungen und Verhaltensweisen? Gewiß erhebliche für die Markt- und Wahlforschung. Doch nur bedingte für die gesellschaftstheoretische Erkenntnis. Der Anspruch der Soziologie in Frankfurt war, kritische gesamtgesellschaftliche Reflexion mit von ihr angeleiteter empirischer Forschung zu verbinden. Dazu gehörte es auch, darüber nachzudenken, ob die jeweilige Ermittlungsmethode ihrem Gegenstand angemessen war. Die Auswahl der

Instrumente mußte an der Fragestellung der jeweiligen Untersuchung ausgerichtet sein.

*Das Institut war aufgrund seiner Forschung in den USA über den autoritären Charakter und die Untersuchung zur Faschismus-Analyse eher für seine sozialpsychologischen, psychoanalytisch orientierten und ideologiekritischen Studien bekannt. Wie kam es zu der neuen Schwerpunktsetzung im Bereich der Industriesoziologie?*

Am Anfang der fünfziger Jahre waren die Zuwendungen von Stadt und Land, die Horkheimer für die Wiederaufnahme der Arbeit des Instituts in Frankfurt zugesagt worden waren, sehr gering. Nur die Drittmittel der Untersuchungsprojekte ermöglichten es, empirische Sozialforschung mit den entsprechenden Mitarbeitern zu bestreiten. Nach dem Auslaufen der Gruppendiskussionserhebung zum politischen Bewußtsein in Westdeutschland sowie einiger kleinerer Studien zur Wirksamkeit ausländischer Rundfunksender und zum Frankreichbild der Westdeutschen wurden die finanziellen Verhältnisse des Instituts sehr eng. Zugleich entwickelte sich der



Mitbestimmungskonflikt in der Montanindustrie, also das Verhältnis von Kapital und Arbeit, zu einem zentralen Problem des gesellschaftlichen Wiederaufbaus. In den folgenden Jahren, als die Mitbestimmungsgesetze umgesetzt wurden, waren die Reaktionen der Arbeitenden von großem Interesse. Das zog damals eine Reihe politisch engagierter junger Wissenschaftler ins Ruhrgebiet, um dort an den industriesoziologischen Untersuchungen teilzunehmen. Schon seit 1951 waren – dort gestützt auf das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften und einige prominente Arbeitsdirektoren – Pirker und Lutz, später auch Siegfried Braun mit ihrer Untersuchung über „Arbeiter Management Mitbestimmung“ tätig. Finanziell unterstützt von der Ford Foundation untersuchten Popitz und Bahrtdt von der Dortmunder Sozialforschungsstelle aus die Arbeitsverhältnisse und gesellschaftlichen Vorstellungen von Hüttenarbeitern im Ruhrgebiet. Zuletzt kamen 1954 die Frankfurter aus dem Institut für Sozialforschung.

*Das Institut bekam einen Auftrag von Mannesmann, es soll erregte Diskussionen gegeben haben, vom ersten ernstlichen Sündenfall des Instituts, von Korruptierbarkeit war die Rede. Haben Sie das auch so erlebt?*

Nein. Als ich im August 1954 wieder in das Institut kam, waren seine zahlreichen Mitarbeiter vollauf mit der Auswertung der in den Mannesmann-Werken erhobenen Daten beschäftigt, deren Leitung ich dann übernahm. Die Ergebnisse über die Reaktionen, Einstellungen und Urteile der Arbeitenden, so verschieden die einzelnen Studien angelegt waren, stimmten in den Grundzügen derart überein, daß sie nicht gegeneinander ausgespielt werden konnten. Die Mitarbeiter wollten das schon gar nicht. Sie lernten sich auf diese Weise kennen und kamen überein, in Kontakt zu bleiben. Das Institut für Sozialforschung wurde zu ihrem Treffpunkt. Es bildete sich der „Industriesoziologenclub“, dem sich weitere junge Soziologen, zum Beispiel Habermas und Dahrendorf, anschlossen und aus dem dann die erste Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde, nämlich die für Industriesoziologie. Das entsprach ihrem Stellenwert in den fünfziger Jahren und auch der wachsenden Bedeutung ihrer Mitglieder in der akademischen Organisation der sich entwickelnden Soziologie.

*Die fünfziger Jahre galten nicht unbedingt als Blütezeit für die Fortentwicklung der Kritischen Theorie; Adorno und Horkheimer schienen noch von der*



Adorno mit Mitarbeitern im Februar 1951: Täglich versammelte Adorno die Mitarbeiter der Gruppenstudie zu einer Arbeitsbesprechung in seinem Dienstzimmer in der Universität. Von links: Margarete Adorno (Chemikerin), Hermann Schweppenhäuser (Student der Philosophie), dahinter Diedrich Osmer (Jurist), Adorno, Volker von Hagen (Student der Germanistik), Günther Flüs (Volkswirt), Karl Sardemann (Historiker), Jacques Décamps (Student der politischen Wissenschaften) und Ludwig von Friedeburg.

*großen Vergangenheit im Exil zu zehren, neue gemeinsame theoretische Impulse lassen sich nicht erkennen. Andererseits bekam die Empirie – insbesondere in der Industriesoziologie – einen neuen Stellenwert. Führt dies zu Spannungen und Auseinandersetzungen im Institut?*

Nein, dafür sorgte vor allem das Engagement Adornos. Die große Vergangenheit, die ja vornehmlich in der Arbeit im Exil bestand und in der Zeitschrift für Sozialforschung dokumentiert wurde, war hier noch weithin unbekannt. Es kam nicht zur erhofften Wiederaufnahme der intensiven Diskussion theoretischer Fragen zwischen Horkheimer und Adorno und auch nicht zu einer Fortsetzung der Zeitschrift für Sozialforschung. Horkheimer wurde durch seine langjährigen Tätigkeiten als Dekan und Rektor und später als Gastprofessor in Chicago zu sehr in Anspruch genommen. Adorno hingegen entfaltete in dieser Zeit sein Werk durch seine vielfältigen Publikationen, seine intensive Teilnahme an der empirischen Forschung des Instituts und seine eindringliche Lehr- und Vortragstätigkeit. Anfang der sechziger Jahre, als die Soziologie international ziemlich langweilig geworden war, machte der Positivismusstreit mit Popper auf die Position der Kritischen Theorie aufmerksam, die von Adorno und Habermas vertreten wurde.

*Mit der Hinwendung zur Industriesoziologie wurde nicht nur die Abkehr*

*vom klassischen marxistischen Ansatz vollzogen, das war ja eigentlich schon mit den kulturkritischen Schriften von Horkheimer und Adorno geschehen. Mit der Industriesoziologie wurde auch ein wesentliches Element des interdisziplinären Grundgedankens der Kritischen Theorie aufgegeben – die Psychoanalyse. Es gab keinen Psychoanalytiker mehr im Wissenschaftsteam. Wie beurteilen Sie das?*

Das ist falsch gesehen. Die Abkehr vom klassischen marxistischen Ansatz, wie ihn Grünberg, der erste Direktor des Instituts noch vertrat, wurde schon von Horkheimer bei der Übernahme der Institutsleitung 1930 vollzogen. Kultur und Politik erhielten im sogenannten westlichen Marxismus einen größeren gesellschaftstheoretischen Stellenwert im Verhältnis zur Ökonomie, und der subjektive Faktor in Gestalt der Psychoanalyse wurde hinzugenommen, um den Zusammenhalt der Gesellschaft zu verstehen.

Psychoanalytische Grundgedanken wurden weiterhin in die Institutsarbeit vor allem von Adorno eingebracht, nicht nur mit seinen theoretischen Arbeiten, sondern ebenfalls unmittelbar in der Forschung, insbesondere in den Untersuchungen über das autoritäre politische Potential und den Antisemitismus in der Bundesrepublik. 1956 veranstaltete das Institut im Namen der Frankfurter Universität zusammen mit Alexander Mitscherlich und der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg zum hundertsten Geburtstag von Freud eine



große Vorlesungsreihe in beiden Städten, an denen bedeutende Psychoanalytiker aus Europa und Amerika teilnahmen. Als Philosoph sprach Herbert Marcuse über die Idee des Fortschritts im Lichte der Psychoanalyse. 1959 wurde auf Initiative von Horkheimer und Adorno in Frankfurt das Sigmund-Freud-Institut als Landesinstitut für Psychoanalyse gegründet und Alexander Mitscherlich zum ersten Direktor mit einer Professur an der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt für Psychoanalyse und Sozialpsychologie.

*Die Theorie Horkheimers und Adornos wird immer wieder als pessimistisch, düster und kulturkritisch beschrieben. Einmal dahingestellt, ob dies zutrifft – wie war die Arbeitsatmosphäre im Institut und welches Lebensgefühl prägt die Mitarbeiter um Adorno und Horkheimer?*

Nach der Konsolidierung von Forschung und Lehre in der Mitte der fünfziger Jahre war die Arbeitsatmosphäre im Institut anregend und angenehm. Betriebsrituale, wie die anfänglich für alle Mitarbeiter gemeinsam festgesetzte Zeit des Sommerurlaubs, traten zurück, die Teamarbeit in der Forschung, an der die Studierenden großen Anteil hatten, bestimmte das Bild. Ein wachsendes Interesse der Öffentlichkeit an den Ergebnissen der empirischen Sozialforschung und den Erkenntnissen der Soziologie motivierte alle Beteiligten während der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung.

*Grünberg, erster Leiter des Instituts, hatte schon bei der Eröffnung des Instituts bewußt auf die hierarchische Struktur, „sozusagen auf die Diktatur des Direktors“, hingewiesen, um die marxistische Orientierung zu zementieren. Horkheimer, seinem charismatischen Nachfolger, wurde von Zeitzeugen auch häufig ein diktatorischer Führungsstil bescheinigt, er hatte das letzte Wort. Wie haben Sie das erlebt?*

Horkheimer zog sich in dieser Zeit mehr und mehr aus der Institutsarbeit zurück. 1958 übernahm Adorno auch formal die Leitung des Instituts. Ihm war ein diktatorischer Führungsstil ganz fremd, und er nahm unmittelbar am Teamwork in der Sozialforschung teil. Horkheimer bestimmte weiterhin bei der Auswahl der Studien und später der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse mit. Aber in der Anlage und Auswertung hatte die empirische Abteilung des Instituts in enger Kooperation mit Adorno weithin freie Hand.

*Ein Beispiel für Horkheimers Führungsstil ist sicher auch sein offener*

*Konflikt mit Habermas, der schließlich Frankfurt verließ und bei Abendroth in Marburg seine Habilitation („Strukturwandel der Öffentlichkeit“) fertigte. In einem Brief an Adorno schrieb Horkheimer über Habermas: „Wahrscheinlich hat er als Schriftsteller eine gute, ja glänzende Karriere vor sich, dem Institut würde er großen Schaden bringen. Lassen Sie uns zur Aufhebung der bestehenden Lage schreiten und ihn in Güte dazu bewegen, seine Philosophie irgendwo anders aufzuheben und zu verwirklichen.“ Es ging damals um eine Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten („Student und Politik“). Sie waren selbst maßgeblich daran beteiligt. Was waren die Streitpunkte? Hat dies das Klima im Institut verändert?*

Horkheimers Mißtrauen gegen Habermas' theoretische Position, das Adorno nicht teilte, war uns damals nicht be-



Die Frankfurter Schule: Horkheimer mit Marcuse, Adorno und Habermas.

kannt. Sein Veto gegen eine Veröffentlichung des ersten Forschungsberichtes begründete Horkheimer auch nicht mit Einwänden gegen Habermas' einleitende Reflexionen über den Begriff der politischen Beteiligung, sondern mit der kleinen Zahl von 171 Studierenden, die als repräsentative Stichprobe im Sommersemester 1957 an der Universität Frankfurt befragt worden waren. Er bestand auf einer überprüfenden Ergänzungsstudie, in der noch einmal im Einvernehmen mit Habermas 550 Studierende befragt wurden, deren Antworten die Ergebnisse der Hauptstudie bestätigten. Trotz Horkheimers weiterer Ablehnung konnte das Buch 1961 veröffentlicht werden, da Adorno standhaft blieb, wengleich

nicht in der Buchreihe des Instituts. Schmerzlicher als diese Auseinandersetzung war für das Institut, daß Habermas es verließ, weil er sich gegen den Widerstand von Horkheimer in Frankfurt nicht habilitieren konnte. Er kehrte erst später, als Nachfolger Horkheimers, an diese Universität zurück, aber nicht an das Institut für Sozialforschung.

*Aufarbeitung der Geschichte – Horkheimer wußte, daß er es mit vielen Kollegen an der Universität zu tun hatte, die eine braune Vergangenheit hatten und sich immer noch nicht klar vom Faschismus distanziert hatten. Wurde darüber im Institut geschwiegen, oder gab es schon in den fünfziger Jahren Anläufe, die Rolle der Wissenschaftler im Dritten Reich zu beleuchten – insbesondere der Hochschullehrer, die wieder in Amt und Würden waren?*

Solche Anläufe gab es in den fünfziger Jahren kaum. Entsprechende Hinweise und Urteile wurden in privaten Gesprächen ausgetauscht, aber es mangelte an den Universitäten wie in den anderen Institutionen an einer systematischen, auch auf Personen bezogenen Aufarbeitung der Vergangenheit. Sie ist erst viel später geleistet worden.

*1962 haben Sie einen Ruf an die Freie Universität Berlin angenommen, damit verlor das Institut zwei profilierte Wissenschaftler – wie Wiggershaus es in seinem Buch über die Frankfurter Schule bezeichnet – „sowohl den vielversprechenden Gesellschaftstheoretiker als auch den professionellen Empiriker“. Welche Auswirkungen hatte das auf die Arbeit des Instituts?*

Erstberufungen älterer Mitarbeiter an eine andere Universität gehören zur Normalität eines Universitätsinstituts. Die Arbeitsbelastung für Adorno und die bleibenden Mitarbeiter stieg in jener Zeit aber vor allem deshalb an, weil das Interesse an der Soziologie und insbesondere an der in Frankfurt immer mehr zunahm und somit die Zahl der Studierenden und mit ihnen die Lehr- und Prüfungsverpflichtungen. Die Forschung im Institut geriet dadurch in die Enge.

*Gab es in Berlin eine Rezeption der Kritischen Theorie? Bezogen sich die Berliner Studenten, die sich bereits 1965 – zum 20. Jahrestag der deutschen Kapitulation – mit ihren Vätern auseinandersetzten und begannen, die Bonner Republik zu kritisieren, auf Adorno und Horkheimer?*





„Wir fordern ein letztes Mal unsere Studenten auf, das Haus Myliusstraße 30 unverzüglich zu räumen“. Diese Aufforderung richteten am 17. Dezember 1968 Adorno, von Friedeburg, Habermas und Mitscherlich an die Streikenden. Immer wieder diskutierten die Professoren – hier von Friedeburg und Habermas – mit den Studenten und kamen auch ihren Forderungen nach anderen Arbeitsbedingungen entgegen; so sollten z. B. Arbeitsgruppen von Studenten, in denen selbstgewählte Themen diskutiert werden, einen dauerhaften Platz im Seminar- und Lehrbetrieb bekommen.

An der Freien Universität, der zweiten großen Hochschule in der Bundesrepublik mit einer professionellen Soziologieausbildung an einer philosophischen Fakultät, gab es eine lebhaftere Rezeption der Kritischen Theorie bei Lehrenden wie Studierenden im engen Kontakt mit Frankfurt. Das galt vor allem auch für die Mitglieder des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, die sich in ihrer gesellschaftstheoretischen Reflexion auf Horkheimer, Marcuse, Adorno und Habermas bezogen. Zu einer Anfang der sechziger Jahre vom SDS vorgelegten Denkschrift, die eingreifende Reformen und die Demokratisierung der Hochschulen anmahnte, hatte Habermas ein Vorwort beigesteuert.

*Der Rektor der Freien Universität verhinderte damals die Podiumsdiskussion zum Jahrestag der Kapitulation, die von Ihnen geleitet werden sollte; die Studenten sahen sich in ihren politischen Artikulationsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt. Würden Sie dieses Ereignis als Beginn von Sit-ins, Protestaktionen und letztendlich der Studentenrevolte bezeichnen?*

Der Rektor der Freien Universität verweigerte der Podiumsdiskussion, deren Leitung ich übernommen hatte, deshalb einen Raum in der Universität, weil zu ihr vom AstA auch der Journalist Erich Kuby geladen war, der sich früher einmal kritisch zur Namensgebung der Universität geäußert hatte. Die Diskussion fand dann mit Erich Kuby im Studentenhaus der Technischen Universität statt. Doch sahen Stu-

dentenvvertretung und politische Studentenorganisationen ihr Recht auf selbstverantwortliche politische Bildungsarbeit bedroht. Mit der Frage, wann und ob der Rektor von seinem Hausrecht Gebrauch machen dürfe, wenn dadurch das Recht anderer Organe der Universität, so auch das der Studentenschaft, berührt würde, fingen die Auseinandersetzungen im Sommersemester 1965 an. Die Studierenden übernahmen dabei die Protestmittel der schon länger aktiven amerikanischen Studentenbewegung wie Go-ins, Sit-ins und Teach-ins. Es war in Deutschland der

Beginn der Studentenbewegung, die damals in vielen Ländern revoltierte.

*Haben Sie diese Aufbruchstimmung als positiv empfunden?*

Ja, es war hoch an der Zeit, autoritären Abhängigkeitsverhältnissen innerhalb und außerhalb der Universität entgegenzutreten. In ihrer antiautoritären Phase war die Studentenbewegung eine wirkungsvolle außerparlamentarische Opposition, zumal in der Zeit der Großen Koalition in Bonn.

*Was hat Sie 1966 bewogen, nach Frankfurt zurückzukehren?*

Darüber haben wir lange nachgedacht. Meine Frau und ich wären gerne in Berlin geblieben. Aber die Verbindung mit dem Institut für Sozialforschung, an dem auch meine Frau studiert hatte, und die Freundschaft mit Adorno gaben den Ausschlag. In den Verhandlungen mit dem Kuratorium der Universität und dem Hessischen Kultusministerium gelang es, durch diese Berufung endlich die längst erforderlichen Mittel für ein eigenes Gebäude und eine entsprechende Personalausstattung für die Soziologenausbildung in der Philosophischen Fakultät zu erhalten, so konnte das Institut seine Forschungsaufgaben wieder erfüllen.

*Das Verhältnis der Väter der Kritischen Theorie gegenüber den Studentenprotesten der sechziger Jahre war durchaus ambivalent. Einerseits räumte Adorno ein, daß die Tatsache nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen sei, „daß diese Studenten von uns ... beeinflusst sind“.*

Während der Frankfurter Buchmesse am 23. September 1968 hatte der Luchterhand Verlag zu einer Podiumsdiskussion zum Thema „Autoritäten und Revolution“ eingeladen. Auf dem Podium SDS-Mitglieder Karl Dietrich Wolff und Hans-Jürgen Krahl (von rechts), Theodor W. Adorno und Ludwig von Friedeburg.





*andererseits ließ er aber die Polizei kommen, als Studenten das Institut besetzen wollten. Sie waren damals dabei, was sagen Sie als Zeitzeuge aus der historischen Distanz dazu?*

Die Studenten hatten im Winter 1968/69 wochenlang das Soziologische Seminar der Philosophischen Fakultät in der Myliusstraße besetzt. Sie verließen es erst, als der Rektor als Hausherr der Universität die Räumung durch die Polizei angefordert hatte. In den anhaltenden Diskussionen zwischen Adorno, Habermas und mir, den Direktoren des Seminars, die früh schon andere Organisationsstrukturen für die Universität vorgeschlagen hatten, und den Sprechern der studentischen

Aktionsgruppen waren in jener Zeit erhebliche Differenzen darüber deutlich geworden, wie das Verhältnis von Theorie und Praxis aufzufassen sei. Ein bornierter Aktionismus konnte sich jedenfalls nicht auf die Kritische Theorie berufen. Also entschieden Adorno und ich uns als Direktoren der Stiftung Institut für Sozialforschung zur Räumung durch die Polizei, als die eingedrungenen Studenten sich trotz mehrfacher Aufforderung weigerten, das Institut wieder zu verlassen.

*Wie ging die Studentenbewegung ihrerseits mit der Kritischen Theorie um? Übte sie nicht auch Kritik daran, daß von den marxistisch orientierten Ansätzen aus der Gründerzeit des Instituts*

*und der Exilzeit nur noch übriggeblieben war, daß die Betonung der ökonomischen Perspektive der marxistischen Methode in den Nachkriegsjahren sehr in den Hintergrund getreten war?*

Eine solche Kritik spielte in der Studentenbewegung keine große Rolle. Gegenstand der Auseinandersetzungen war vielmehr die Stabilität der gegenwärtigen Gesellschaft, die durch phantasievolle Aktionen zu überfälligen Reformen gedrängt, aber nicht durch voluntaristischen Aktionismus revolutionär umgestürzt werden konnte.

*Was erwarteten Professoren wie Adorno und Habermas von den studentischen Protesten, die auch ihre Unterstützung fanden? Setzten sie Hoffnung in die nachwachsende Generation und wurden diese Vorstellungen der Väter enttäuscht?*

Horkheimer und Adorno waren auch deshalb nach Frankfurt zurückgekehrt, weil sie auf längere Sicht in Deutschland bessere Chancen als in Amerika sahen, nonkonformistische Intellektuelle heranzubilden. In den restaurativen fünfziger Jahren ließen die Ergebnisse der Studentenuntersuchungen, auch die eigene über „Student und Politik“, keine großen Hoffnungen in diesem Sinne entstehen. Dann aber wurde Soziologie, nicht zuletzt durch den Frankfurter Einfluß, zu einem kritischen Bildungsfach weit über die Soziologenausbildung hinaus. Der in der hiesigen Studentenbewegung maßgebliche SDS bezog sich zunächst direkt auf die Analyse der Kritischen Theorie. Es zeigte sich, daß Widerstand gegen obrigkeitstaatliche Verkrustungen möglich und es an der Zeit war, mehr Demokratie zu wagen. Die Bildungsreform steht dafür als Beispiel. Daher bin ich dann für eine Zeit nach Wiesbaden gegangen.

*Was bedeutete der Tod Adornos 1969 für das Institut? War dies eine schmerzliche Zäsur?*

Ja, es war eine schmerzliche Zäsur. Adorno war seit Mitte der fünfziger Jahre das, was Horkheimer seit den dreißiger Jahren gewesen war: seine bestimmende Kraft. Von hier aus entfaltete er seine einzigartige Wirkung, die in den sechziger Jahren weit über den Einfluß auf Wissenschaft

Von der Polizei eskortiert, müssen die Hausbesetzer das Institut für Sozialforschung am 31. Januar 1969 verlassen. Zuvor kam es zu heftigen Wortgefechten zwischen den SDS-Studenten, insbesondere Hans-Jürgen Krahl, und den Institutsprofessoren Adorno und von Friedeburg. In einem Flugblatt warfen die Studenten den Vätern der Kritischen Theorie vor, „Büttel des autoritären Staates“ zu sein.







Arbeitsessen im Frankfurter Hotel Intercontinental im November 1969: Ludwig von Friedeburg, gerade zum Hessischen Kultusminister ernannt, trifft sich mit Max Horkheimer, dem Emeritus der Universität und Ehrenbürger der Stadt Frankfurt, zum Gespräch über die Hochschulreform.

Heftige Diskussion um das Hochschulrahmengesetz (1971) in der Frankfurter Goethe-Universität: Der damalige Hessische Kultusminister Ludwig von Friedeburg (links), sein Bonner Kollege, der Bundesbildungsminister Klaus von Dohnanyi (Mitte) und Erhard Kantzenbach, Präsident der Goethe-Universität, stellten sich der Auseinandersetzung mit den Studenten um die Struktur der neuen Gruppenuniversität.



und Kunsterkenntnis hinaus zu einem Moment der politischen Kultur in Europa wurde. Wie sollte er ersetzt werden?

Zugleich endete dann Anfang der siebziger Jahre, nicht nur in der Bundesrepublik, eine große Zeit der Soziologie. In den fünfziger Jahren hatte mit dem Wie-

deraufleben der Notwendigkeit republikanisch-demokratischer Bildung die Rückkehr vertriebener Gelehrter eine herausragende Rolle in der Soziologie und in den politischen Wissenschaften gespielt, anders als in den meisten anderen Wissenschaften. Sie, wie Horkheimer und Ador-

no, bestimmten ungeachtet der Überzahl wiederbeamteter Mitläufer die Richtung, in der die Soziologie sich zu einem der Aufklärung verpflichteten Fach entwickelte. Sie wurde in den sechziger Jahren gestützt von anhaltender Vollbeschäftigung und provoziert durch ungenügende





Feier zum Abschluß langjähriger Bauarbeiten im September 1992 (von rechts: Edwin Schudlich, damalige Wissenschaftsministerin Evelies Mayer, Lilo Mohl und Ludwig von Friedeburg).

Seit den achtziger Jahren gewann die politische Soziologie für die Forschung des Instituts wieder an Bedeutung, die sich Aspekten der demokratischen Kultur in West- und Osteuropa zuwandte, so nach der Wende auch dem wiedererstarkten Rechtsextremismus und dem demokratischen Selbstverständnis der Studierenden. Zugleich wurden Untersuchungen über die Modernisierung in der Stadt Frankfurt begonnen, in denen es um das Wechselverhältnis von gesellschaftlicher Rationalisierung und subjektiver Aneignung des sozialen Wandels ging.

In den neunziger Jahren wurde deutlich, daß die Forschung neuer Anregungen und Kräfte bedurfte. Ein Kollegium von Wissenschaftlern trat an die Stelle des Direktoriums, um Impulse für die weitere Arbeit im Sinn des Horkheimerschen Ansatzes zu interdisziplinärer Zusammenarbeit der Fachwissenschaften zu gewinnen, die sich an den Problemen einer Kritischen Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft orientieren.

Demokratisierung zu einer vielbeachteten Wissenschaft, die verkündete, wo es lang geht. Ölkrise und erste Anzeichen der sich wieder anbahnenden Massenarbeitslosigkeit weckten dann Zweifel und Enttäuschung gegenüber dem verbreiteten Fortschritts- und Planungsoptimismus.

Das Institut wandte sich unter der Leitung von Gerhard Brandt der Gewerkschaftsforschung zu, die ich nach meiner Rückkehr aus Berlin gemeinsam mit Adorno vorbereitet hatte. Es ging zunächst, auch im Zusammenhang der Auseinandersetzung um die Notstandsgesetze, um die Alternative zwischen kooperativer und konfliktorischer Gewerkschaftspolitik, dann um die Tarifpolitik und die Leistungsentlohnung. Es folgten Untersuchungen zu den wirtschaftlichen und so-



Geburtsfeier im Institut: Ludwig von Friedeburg wird im Mai 1999 75 Jahre. (von links: Ellen, Christoph und Ludwig von Friedeburg und Professor Burkart Lutz als Laudator, dahinter (von rechts): Werner Meißner (Präsident der Goethe-Universität), Reinhart Bartholomäi, Vorsitzender der Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität, Ernst Gerhardt, Stadtkämmerer a.D., Professor Iring Fetscher.

Friedeburg in seinem Arbeitszimmer im Institut für Sozialforschung, dort haben vor ihm auch schon Horkheimer und Adorno gewirkt.



zialen Determinanten der Arbeitszeitpolitik, arbeitssoziologische Recherchen zu den Auswirkungen des Computereinsatzes in der Produktion sowie Studien zur industriellen Rationalisierung in der Weimarer Republik, unter dem Nationalsozialismus und im Staatssozialismus der DDR und Ungarns. Weiterhin bildete sich in den siebziger Jahren die Frauenforschung als eigener Schwerpunkt heraus.

*Können diese Forschungsfragen auch noch das Programm für die folgenden Jahrzehnte bilden?*

Das erneuerte Forschungsprogramm des Instituts gliedert sich nun in drei Schwerpunkte: Demokratische Kultur, Sozialstaat und Demokratie, Kapitalistische Modernisierung und die Zukunft der Arbeit.

*Mit Ludwig von Friedeburg sprach Ulrike Jaspers.*

[vgl. auch Autorenkasten zu Ludwig von Friedeburg, S. 67]



# Vernünftige Moral und kritische Gesellschaftstheorie

## Zur Philosophie von Jürgen Habermas

von Thomas M. Schmidt

Philosophie in Frankfurt ist untrennbar mit der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule verbunden. Kein zweiter Philosoph hat ihre gegenwärtige Gestalt so geprägt wie Jürgen Habermas, der im letzten Jahr seinen siebenzigsten Geburtstag feierte. Philosophische Forschung und Lehre an der Goethe-Universität war zwar nie auf Kritische Theorie beschränkt; auch deren Fortentwicklung ruht nicht auf den Schultern von Habermas allein – dennoch ist jene für die Philosophie in Frankfurt so prägende Richtung untrennbar mit seinem Namen verknüpft.

Habermas' Werk ist politische Theorie und Moralphilosophie zugleich. In diesem Sinn knüpft er an die ältere Kritische Theorie an und entwickelt sie weiter. Sich die Grundintentionen der älteren Kritischen Theorie zu vergegenwärtigen, kann daher helfen, den Ausgangspunkt und die besondere Leistung des philosophischen Ansatzes von Jürgen Habermas zu verdeutlichen. Die Grundidee der Kritischen Theorie bestand seit jeher in einer Einheit von Vernunftkritik und Kritik der Gesellschaft. Kritik der Vernunft ist hier im Sinne Kants zu verstehen: die philosophische Grundaufgabe, die Grenzen der Vernunft zu bestimmen und zu vermessen, ist ein kritisches Geschäft, das nur die Vernunft selbst vornehmen kann. Vernunft ist selbstreflexiv, vernünftige Praxis immer



auch Selbstkritik. Damit wird zugleich ein Verständnis abgewehrt, welches Vernunft auf rein technisches Denken oder nützliche Klugheitsüberlegungen reduziert. So ist bereits der Keim gelegt, von der philosophischen Analyse des Vernunftbegriffs zur Kritik solcher gesellschaftlicher Verhältnisse überzugehen, in denen eine rein instrumentelle Rationalität alle Lebensbereiche beherrscht.

Woher aber nimmt die kritische Vernunft ihre Maßstäbe, wenn die Gesell-

schaft ganz und gar unvernünftig geworden zu sein scheint, wenn sie vollkommen ausgeliefert ist an die irrationale Logik blinder Selbstbehauptung und hemmungsloser Machtsteigerung? Hier setzt das Werk von Habermas an. Seine Arbeit ist getragen und getrieben von der Suche nach den normativen Grundlagen einer kritischen Theorie der Gesellschaft und einer vernünftigen Moral, die sich auch unter den Bedingungen der modernen Welt als tragfähig erweist. Von Anfang





an, schon in seiner frühen Frankfurter Zeit als Forschungsassistent am Institut für Sozialforschung (1956-1959), konnte Habermas im Rahmen der Frankfurter Schule neue Akzente setzen. So teilte er zwar die Kritik von Adorno und Horkheimer an der einseitig technisch-ökonomischen Rationalisierung der modernen Kultur, sah diese jedoch in einem anderen Blickwinkel. Habermas besaß diese modifizierte Perspektive, weil er ursprünglich durch ein anderes philosophisches Milieu geprägt war.

Der junge Habermas war stark beeinflusst durch die Philosophische Anthropologie, die er während seines Studiums in Bonn kennengelernt hatte. Philosophische Anthropologie betrachtet Vernunft als ein Vermögen, das im alltäglichen Leben des Menschen verankert ist. Das Gattungswesen Mensch bewältigt sein Leben mit Hilfe vernünftiger Kompetenzen. Die herausragende Kompetenz, durch die sich der Mensch als vernunftbegabtes Lebewesen

über die bloße Natur erhebt, ist die Sprache. Dies ist bis heute das Leitmotiv der Philosophie von Jürgen Habermas geblieben: die Vernunft des Menschen gründet im Vermögen der Sprache.

Dieses Motiv verweist zugleich auf die zweite wichtige philosophische Richtung, die für den frühen Habermas maßgebend gewesen ist: das Denken Martin Heideggers. Mit Heidegger und der philosophischen Hermeneutik teilt Habermas die kritische Haltung gegenüber einem Wissenschaftsideal, welches auch die Geisteswissenschaften und die Philosophie auf die Objektivitätsstandards der Naturwissenschaften verpflichten will. Er wendet sich aber vom esoterischen Verständnis Heideggers ab, wonach Sprache wesentlich Ereignis sei. Habermas faßt Sprache stattdessen als intersubjektive, öffentlich zugängliche Praxis, als Kommunikation. Diesen anderen Begriff von Sprache hat Habermas vor allem durch die Rezeption des amerikanischen Prag-

matismus, namentlich von Charles S. Peirce und George Herbert Mead, gewonnen.

Dieser Begriff von Sprache hat politische Konsequenzen. Anders als Heidegger betrachtet Habermas das soziale Leben als nicht bloß oberflächliche Form menschlichen Daseins. Öffentliche Auseinandersetzungen sind kein „Gerede“, Parlamente keine Quasselbuden. Die demokratische Öffentlichkeit ist keine künstliche Welt, in der sich authentische Individuen an herrschende Konventionen anpassen müssen. Öffentliche Diskurse sind vielmehr die Orte, an denen in demokratischen Gesellschaften moralisches Lernen und normative Selbstvergewisserung möglich ist.

### **Mehrfache Frontstellung prägt Theoriebildung**

Kritische Sozialtheorie hat daher, gerade wenn sie empirisch ausgerichtet ist, im Dienste der Demokratisierung der Gesellschaft zu stehen. Diese Haltung zeigen bereits frühe Arbeiten wie „Student und Politik“, „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, „Theorie und Praxis“. Diese Studien sind zugleich Ausdruck der Kritik eines positivistischen Verständnisses von Soziologie. Das Ideal wissenschaftlicher Objektivität als ungebundenes, interessenloses Erkennen führt in den Sozialwissenschaften dazu, die moderne Demokratie ausschließlich als einen Apparat zur gesellschaftlichen Handlungssteuerung zu betrachten. Dabei geraten die normativen Prinzipien und Grundlagen eines demokratischen Gemeinwesens aus dem Blick.

So ergibt sich eine mehrfache Frontstellung, die von Anfang an prägend für die Theorieentwicklung von Habermas gewesen ist: Auf der einen Seite grenzt er sich ab von einer radikalen Gesellschaftskritik und pessimistischen Geschichtsphilosophie, in der sich der Horizont der modernen Welt verfinstert und bedrohlich zusammenzieht; zugleich kritisiert er eine Form von Sozialwissenschaft, der jedes Potential zur Gesellschaftskritik fehlt, da sie einem neutralisierenden Ideal wissenschaftlicher Objektivität anhängt.

### **Theorie kommunikativen Handelns als neuer Typ kritischer Gesellschaftstheorie**

In den Veröffentlichungen während seiner ersten Frankfurter Professur (1964-1971) entwickelt Habermas die Auffassung, daß das aufklärerische Interesse an Mündigkeit genauso eine elementare Eigenschaft der Vernunft darstellt wie die erfolgreiche und lebenskluge Orientie-





Der Philosoph ließ es sich nie nehmen, sich auch in tagesaktuelle Themen einzumischen: Jürgen Habermas leitete im Mai 1965 eine Diskussion beim Bonner Anti-Notstands-Kongreß, der vom SDS der Bonner Universität veranstaltet wurde. Die Diskussion des Arbeitskreises „Die Pressefreiheit im Notstandsfall“, an der u.a. Karl Dieter Bracher, Thomas Ellwein und Jürgen Seifert teilnahmen, beendete Habermas mit der Schlußbemerkung: „Ich bin dankbar, daß die Studentenverbände die Initiative ergriffen haben, uns Professoren aufzufordern, daß wir uns zusammensetzen und versuchen, rechtzeitig die Argumente vorzutragen, die gegen erkennbare politische Gefahren vorgetragen werden müssen.“ [aus Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Frankfurter Schule und Studentenbewegung, Band 1, Hamburg 1998, S. 220]

rung in der Welt. Das vernünftige Interesse des Menschen an Mündigkeit zeigt sich an einer grundlegenden Eigenschaft der Sprache, die ja Werkzeug und Ausdruck des menschlichen Vernunftvermögens ist: Die Sprache besitzt eine innere Tendenz, die auf Verständigung abzielt. Wer spricht, will verstanden werden, sich also verständigen. Jeder sprachlichen Äußerung wohnt die Tendenz inne, prinzipiell von allen verstanden zu werden. Wenn wir uns verständlich machen können, gelingt es uns nicht nur auszudrücken, was wir meinen, sondern zugleich ein Einverständnis darüber zu erzielen, was wir als wahr und richtig anerkennen.

Sprachliche Äußerungen werden nicht nur verstanden, sie bewirken auch etwas. Indem wir etwas sagen, tun wir etwas und veranlassen andere zum Handeln. Sprechakte besitzen also eine handlungskoordinierte Funktion. Sprechen ist nun eine Form von Handeln, die auf Verständigung angelegt ist. Das bedeutet, das Menschen durchaus in der Lage sind, ihre Handlungen kommunikativ, einvernehmlich, und nicht nur strategisch planen und koordinieren können. Auch moderne Gesellschaften werden nicht nur durch



Habermas und die Studentenrevolte 68: Immer wieder suchte der Philosoph den Dialog mit den Studenten. Ein Beispiel: Unter dem Titel „Die Scheinrevolution und ihre Kinder“ setzte sich Jürgen Habermas im Juni 1968 in der Mensa der Goethe-Universität vor über 2.000 Teilnehmern kritisch mit vom SDS dominierten Aktionen auseinander. Dazu schreibt Kraushaar in seiner Dokumentation [Band 1, S. 342]: „Nach einer höflichen Verbeugung gegenüber der gesellschaftsverändernden Relevanz des Jugendprotestes deutet er an, daß auf der Grundlage falscher Interpretationsmuster zu falschen Handlungsweisen gelangt werden könnte, die bereits die Anfänge diskreditieren. These 1: 'Das unmittelbare Ziel des Studenten- und Schülerprotestes ist die Politisierung der Öffentlichkeit.'“



Macht und Geld, sondern auch durch verständigungsorientiertes Handeln zusammengehalten.

So ist der Boden bereitet für eine neue Grundlegung kritischer Gesellschaftstheorie, welche die menschliche Gesellschaft vorrangig und wesentlich als einen Zusammenhang kommunikativ handelnder Personen versteht. In der Fassung, die Habermas ihr gibt, nimmt die kritische Theorie der Gesellschaft ihren Ausgang von einem Begriff kommunikativer Rationalität, einer Vernunft, die in unserem alltäglichen Sprechen und Handeln verankert und verkörpert ist.

Die Untersuchung solcher Verkörperungen von Vernunft im alltäglichen Handeln stand im Mittelpunkt seiner Tätigkeit als Direktor am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg (1971-1980). Ganz im Geist des Theorieprogramms der älteren Kritischen Theorie zielte er hier auf die Verknüpfung philosophischer Reflexion mit empirischer Sozialforschung. Untersuchungen zur Sozialisation und moralischen Entwicklung von Individuen verbanden die allgemein philosophische Theorie kommunikativen Handelns mit empirisch ausgerichteter Sozialforschung. Dieses Programm griff auf wichtige Traditionen der Sozialisationstheorie zurück: die kognitivistische Entwicklungspsychologie (Piaget, Kohlberg), eine vom symbolischen Interaktionismus bestimmte soziologische Handlungstheorie (Mead) und die auf Freud zurückgehende analytische Ich-Psychologie. Im Anschluß an diese Theorien konnte Habermas ein Modell der stufenförmigen Entfaltung von Ich-Autonomie in Interaktion entwickeln. Diese Entwicklungspsychologie zeigt, daß Interaktion der Tendenz nach auf Wechselseitigkeit und Autonomiegewinn angelegt ist, so wie jede sprachliche Äußerung auf diskursive Verständigung.

Habermas blieb auch in seiner Starnberger Zeit mit der Goethe-Universität verbunden, so von 1975 bis 1982 als Honorarprofessor für Philosophie. 1983 kehrte er endgültig nach Frankfurt auf einen philosophischen Lehrstuhl zurück, den er bis zu seiner Emeritierung 1994 innehatte. In diese Zeit fällt die Systematisierung der Hauptthemen seiner Philosophie: die umfassende Darlegung der Theorie kommunikativen Handelns als eines neuen Typs kritischer Gesellschaftstheorie; die Entwicklung der Diskursethik und die einflußreichen Vorlesungen zum „philosophischen Diskurs der Moderne“, welche die Philosophie des 20. Jahrhunderts als „nachmetaphysisches Denken“ bestimmen.



Erregte Diskussionen auch in den Seminaren Ende der sechziger Jahre: „Probleme einer materialistischen Erkenntnistheorie“ lautete das Thema von Habermas' Seminar im Philosophischen Seminar.

Zwischen diesen Themen besteht ein enger innerer Zusammenhang. In der „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981) zeigt Habermas, auf welche Weise die kritische Theorie der Gesellschaft ihren Ausgang von einem Begriff kommunikativer Rationalität nehmen kann. Soziales Handeln ist Handeln unter Normen. Normen sind Ideale, die aber sozial wirksam sind. Erfolgreiches, effektives soziales Handeln setzt die stillschweigende Zustimmung zu gerechtfertigten Normen voraus; die Zustimmung wird dann entzogen, die Geltung der Normen dann hinterfragt, wenn Handlungsrouninen unterbrochen werden. Diskurse zielen auf die ausdrückliche Herstellung eines vorher nur unterstellten Konsenses über die Gültigkeit von Normen.

Jürgen Habermas und Iring Fetscher, April 1975 bei einer Veranstaltung im Hörsaal VI der Goethe-Universität: Gemeinsam mit Rudi Dutschke nahmen sie an einer Solidaritätsveranstaltung mit den in Jugoslawien unterdrückten Gesellschaftstheoretikern teil.



### Diskursprinzip als neue Moral

Diese Idee des Diskurses hat Habermas weiter entfaltet zu einem ausgearbeiteten Ansatz einer neuen Moraltheorie, der Diskursethik. Sie ist in besonderer Weise gedacht als eine Theorie von Moral, wie sie unter Bedingungen moderner Lebensverhältnisse noch möglich erscheint. Habermas geht von der Annahme aus, daß in modernen, weltanschaulich pluralen Gesellschaften „Religion und das darin wurzelnde Ethos als öffentliche Geltungsgrundlage einer von allen geteilten Moral“ ausgedient hat. Die Geltung moralischer Normen kann nicht mehr aus der Überzeugungskraft umfassender Weltanschauungen gewonnen werden. Die Begründung von Recht und Moral kann allein in den Verfahrensregeln argumentativer Rede verankert werden.

Die Auffassung, daß das Wesen der Vernunft nur noch in Verfahrensregeln, nicht in substantiellen Überzeugungen verankert werden kann, verbindet die Diskursethik mit Habermas' Charakterisierung der zeitgenössischen Philosophie als nachmetaphysisches Denken. Die herkömmliche philosophische Behandlung des Grundthemas „Vernunft“ ist für Habermas fragwürdig geworden. Angesichts der im 20. Jahrhundert dramatisch expandierenden Wissenschaften und einer immer komplexer und dynamischer werdenden Gesellschaft erscheint es wenig aussichtsreich, die Vielheit menschlicher Erfahrung noch in der Summe eines einheitlichen Wissenssystems zusammenfassen zu wollen. Die philosophische Frage nach der Vernunft stellt sich daher heute als Frage nach den formalen Bedingungen der Rationalität.





Adorno-Preis für Jürgen Habermas: 1980 wird der Frankfurter Philosoph mit diesem Preis der Stadt Frankfurt in der Paulskirche vom damaligen Oberbürgermeister Walter Wallmann ausgezeichnet. Der Händedruck zwischen Habermas und Wallmann hatte schon eine besondere Bedeutung: Habermas wurde damit auch von der konservativen Seite, die ihn jahrelang mit zu den geistigen Brandstiftern des deutschen Herbstes zählte, als herausragende und wichtige Persönlichkeit der Bundesrepublik anerkannt. Im Text der Urkunde heißt es: Habermas habe „durch seine Beiträge zum Positivismusstreit und zur Auseinandersetzung mit der soziologischen Systemtheorie die Entwicklung der Humanwissenschaften und der Philosophie während der vergangenen zwei Jahrzehnte in entscheidender Weise geprägt“.

„Rational“ können Äußerungen oder Personen sein. Die Rationalität einer Äußerung besteht in der Kritisierbarkeit und Begründbarkeit dieser Äußerung. Wir sind geneigt, vor allem solche Äußerungen rational zu nennen, die wir als Ausdruck von Wissen verstehen können. Vernünftig erscheint, wer etwas weiß und sich in seinem Handeln an diesem Wissen orientiert. Ob eine Person wirklich etwas weiß, läßt sich daran erkennen, ob sie Behauptungen über Sachverhalte in der Welt aufstellen und gegebenenfalls gegenüber Einwänden als wahr rechtfertigen kann. Auf der Grundlage eines solchen Wissens über bestimmte Sachverhalte können wir als rationale Personen gezielte Eingriffe in die Welt vornehmen, sei es in Form industrieller Produktion oder eines wissenschaftlichen Experiments.

Dieses kognitiv-instrumentelle Verständnis von Rationalität ist das dominierende Verständnis von Vernunft in der modernen Welt. Die Theorie kommunikativer Rationalität erweitert jedoch die Vorstellung von Vernunft über die rein kognitive und instrumentelle Dimension hinaus. Rational sind alle Äußerungen, für die zustimmungsfähige Gründe angegeben werden können. Damit wird vernünftiges Reden und Handeln nicht auf bloß nützliches oder erfolgreiches Tun eingeschränkt. Handlungen sind nicht nur dann gut begründet, wenn sie mit Ansprüchen auf Wahrheit oder Erfolg verknüpft sind. Rational wird auch diejenige Person genannt, die einer Norm folgen und dies mit Gründen rechtfertigen kann.

Auf diese Weise setzt Habermas die Kritik von Adorno und Horkheimer an der einseitigen, technisch-instrumentellen Rationalisierung der modernen Welt fort. Zugleich bietet sich eine Möglichkeit, das Grunddilemma der Vernunftkritik von Adorno und Horkheimer zu überwinden. Der Begriff der kommunikativen Rationalität erlaubt nämlich, Vernunft nicht als ausschließlich instrumentelles Vermögen zu begreifen. Zugleich kann die Bedrohung der alltäglichen kommunikativen Lebenswelt durch technische Rationalität und Gesetze des Marktes gedeutet werden als Übergriffe funktionaler Systeme auf solche Lebensbereiche, die ursprünglich eine Domäne zwanglosen kommunikativen Handelns bildeten. Solche Übergriffe funktionalistischer Systemlogik kann die Theorie des kommunikativen Handelns zurückweisen, ohne diese Handlungssysteme pauschal verteuflern zu müssen. Sie kann diese vielmehr anerkennen als unverzichtbare Bedingungen für die Erhaltung komplexer moderner Gesellschaften.



Jürgen Habermas im Gespräch mit dem damaligen hessischen Ministerpräsidenten Hans Eichel 1994 bei einem Empfang in dessen Dienstvilla. Zuvor hatte Eichel dem Philosophen die Emeritierungsurkunde überreicht und ihn als einen der wichtigsten Vertreter der zeitgenössischen Philosophie in Europa gewürdigt.

Dies zeigt sich etwa in Habermas' Analyse des Systems des modernen Rechts, die er in „Faktizität und Geltung“ (1992) vorgelegt hat. Die dort entfaltete Diskurstheorie des demokratischen Rechtsstaates stellt zugleich eine Vermittlung von



Habermas im Dialog mit Politikern: Hier bei einem Kulturforum der Sozialdemokraten auf der Galerie des Willy-Brandt-Hauses im Juni 1998 zusammen mit dem SPD-Kanzlerkandidaten Gerhard Schröder, den Habermas im Wahlkampf unterstützt hat, sich aber als Kanzler von ihm enttäuscht zeigt und für ihn inzwischen harsche Worte der Kritik findet, so in einem Beitrag in der „Zeit“ über das Berliner Holocaust-Mahnmal.



emanzipatorischer Gesellschaftskritik und Theorie des liberalen Rechtsstaats dar.

### Initiator von Debatten um das normative Selbstverständnis unserer Gesellschaft

Im Umfeld dieser rechtsphilosophischen Monographie sind in den letzten Jahren politische Schriften erschienen, in denen Habermas auf aktuelle Probleme wie Multikulturalismus und staatsbürgerliche Integration im Zeitalter der Globalisierung eingeht. Hier zeigt sich abermals, daß seine Stärke nicht nur darin besteht, als Philosoph und Soziologe die Strukturen diskursiver Verfahren der Wahrheitsfindung und Normensetzung zu analysieren. Vielmehr gelingt es ihm immer wieder, in solche Prozesse selbst wirksam einzugreifen. Wie kaum ein anderer kritischer Intellektueller in der Bundesrepublik Deutschland hat sich Habermas stets in laufende Debatten um das normative Selbstverständnis dieser Gesellschaft eingebracht; oft hat er solche notwendigen Diskussionen durch seine scharfsinnigen Beiträge erst ausgelöst.

Erinnert sei nur an die unermüdlichen Warnungen vor jeder Tendenz zur Verdrängung oder Relativierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, wie etwa im sogenannten Historikerstreit oder in der Debatte um das Holocaust-Mahnmal in Berlin oder an seine Stellungnahmen zum Kosovo-Krieg. Einige Kritiker haben zwar hin und wieder behauptet, daß Habermas in seinem Kampf gegen restaurative und neokonservative Tendenzen über das Ziel hinaus geschossen sei, etwa in seiner Kritik an der französischen Postmoderne. Dennoch ist Habermas nach wie vor und unbestritten der meistrezipierte und -zitierte deutschsprachige Philosoph und Gesellschaftstheoretiker unserer Tage, der herausragende Repräsentant einer engagierten, gesellschaftskritischen und Fachgrenzen überwindenden Art von Theoriebildung, wie sie gemeinhin mit dem Philosophiestandort Frankfurt in Verbindung gebracht wird.



Aktualisierte Fassung des Originalbeitrags aus FORSCHUNG FRANKFURT 3/1999

### Ausgewählte Literatur Jürgen Habermas

Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten (mit Ludwig von Friedeburg u.a.), Neuwied/Berlin 1961.  
Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1962.  
Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, Neuwied/Berlin 1963.  
Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, Frankfurt/M. 1968.

## Jürgen Habermas Theorie des kommunikativen Handelns

Band 1  
Handlungsrationallität und gesellschaftliche Rationalisierung  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft

## Jürgen Habermas Faktizität und Geltung

Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft

Die „Theorie des kommunikativen Handelns“, das Hauptwerk von Jürgen Habermas, zielt auf eine vertiefte und modernisierte Begründung kritischer Gesellschaftstheorie. Basis ist der Begriff der kommunikativen Rationalität. Indem Habermas die Grundströmungen der modernen Soziologie, Handlungstheorie und philosophischen Rationalitätstheorie aufeinander bezieht, erarbeitet er eine umfassende Konzeption praktischer Vernunft. Kommunikation ist eine Form menschlichen Handelns, die auf Verständigung zielt. Diese Verständigung ist kein abgehobenes Ideal, sondern wird im alltäglichen Sprechen immer schon als kritischer Maßstab anerkannt. Die „Theorie des kommunikativen Handelns“ erneuert so die normativen Fundamente der Kritischen Theorie.

## Jürgen Habermas Theorie des kommunikativen Handelns

Band 2  
Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft

In „Faktizität und Geltung“ erweitert Habermas seinen moralphilosophischen Ansatz. Die Diskurstheorie beschränkt sich nicht auf ethische Fragen der individuellen Lebensführung und der Begründung moralischer Urteile. Sie trägt der Tatsache Rechnung, daß moderne Gesellschaften, die durch einen unhintergehbaren Pluralismus von Werten und Moralvorstellungen geprägt sind, ihre Konflikte mit Hilfe des Rechts zu lösen versuchen. Eine normative Theorie der modernen Gesellschaft muß daher die Fragen nach den Grundlagen des Rechts stellen. Habermas vertritt die Auffassung, daß nur das demokratische Prinzip der Volkssouveränität dem modernen Rechtsstaat eine letzte Legitimationsbasis verleihen kann. Die Diskurstheorie des Rechts zeigt, warum sich Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, Volkssouveränität und Menschenrechte gegenseitig bedingen.

Erkenntnis und Interesse, Frankfurt/M. 1968.  
Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt/M. 1970.  
Philosophisch-politische Profile, Frankfurt/M. 1971.  
Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? (mit Niklas Luhmann), Frankfurt/M. 1971.  
Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt/M. 1973.  
Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt/M. 1976.  
Kleine Politische Schriften (I-IV), Frankfurt/M. 1981.  
Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1: Handlungsrationallität und gesellschaftliche Rationalisierung; Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt/M. 1981.  
Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/M. 1983.  
Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M. 1984.  
Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985.  
Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V, Frankfurt/M. 1985.  
Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI, Frankfurt/M. 1987.  
Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, Frankfurt/M. 1988.

Erkenntnis und Interesse, Frankfurt/M. 1968.  
Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt/M. 1970.  
Philosophisch-politische Profile, Frankfurt/M. 1971.  
Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? (mit Niklas Luhmann), Frankfurt/M. 1971.  
Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt/M. 1973.  
Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt/M. 1976.  
Kleine Politische Schriften (I-IV), Frankfurt/M. 1981.  
Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1: Handlungsrationallität und gesellschaftliche Rationalisierung; Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt/M. 1981.  
Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt/M. 1983.  
Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M. 1984.  
Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985.  
Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V, Frankfurt/M. 1985.  
Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI, Frankfurt/M. 1987.  
Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze, Frankfurt/M. 1988.





Dr. Thomas M. Schmidt (38) studierte Philosophie und Katholische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen sowie Philosophie und Soziologie an der Goethe-Universität. Seine Diplomarbeit im Fach Theologie beschäftigte sich mit der fundamentaltheologischen Rezeption der kommunikativen Handlungs-

theorie von Jürgen Habermas. Die seit dem anhaltende Auseinandersetzung mit dem Werk von Habermas fand ihren Niederschlag neben Lexikon-Artikeln und Rezensionen vor allem in dem Aufsatz „Immanente Transzendenz und der Sinn des Unbedingten. Zur Bestimmung des Verhältnisses von Religion und Philosophie bei Jürgen Habermas“. Von 1991 bis 1995 war Schmidt wissenschaftlicher Mitarbeiter für Religionsphilosophie am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität. Mit einer Arbeit über das Verhältnis von Religionsphilosophie und Gesellschaftstheorie beim jungen Hegel wurde er 1995 am Fachbereich Philosophie promoviert. Die Arbeit wurde 1997 unter dem Titel „Anerkennung und absolute Religion“ veröffentlicht. Seit April 1995 ist er wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Goethe-Universität. Schwerpunkte von Forschung und Lehre sind neben der Philosophie Hegels und der Philosophie des Mittelalters vor allem die Politische Philosophie und Religionsphilosophie der Moderne. Schmidt ist Mitglied des Direktoriums des neugegründeten interdisziplinären „Instituts für religionsphilosophische Forschung“ an der Goethe-Universität. Zur Zeit arbeitet er an einer Habilitation über Fragen der Rationalität religiöser Überzeugungen in pluralistischen Gesellschaften.

Die nachholende Revolution. Kleine Politische Schriften VII, Frankfurt/M. 1989.

Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977-1990, Leipzig 1990.

Texte und Kontexte, Frankfurt/M. 1991.

Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/M. 1991. Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates, Frankfurt/M. 1992.

Die Normalität einer Berliner Republik, Frankfurt/M. 1995.

Die Einbeziehung des Anderen. Frankfurt/M. 1996. Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck, Philosophische Essays, Frankfurt/M. 1997. Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze, Frankfurt/M. 1999.

### Sekundärliteratur

Walter Reese-Schäfer, Jürgen Habermas, Frankfurt/M. 1991.

Detlef Horster, Jürgen Habermas zur Einführung, Hamburg 1999.

Überblick über das Werk, seine Entwicklung und Rezeption: Helga Gripp, Und es gibt sie doch – Zur kommunikationstheoretischen Begründung von Vernunft bei Jürgen Habermas, Paderborn 1984.

Thomas McCarthy, Kritik der Verständigungsverhältnisse. Zur Theorie von Jürgen Habermas, Frankfurt/M. 1989.

Stephen K. White (Hrsg.), The Cambridge Companion to Habermas, Cambridge 1995.

Martim Ferrer, Handlung und Kritik. Die Philosophie von Habermas, Konstanz 1998.

Seyla Benhabib, Kritik, Norm und Utopie. die normativen Grundlagen der Kritischen Theorie, Frankfurt/M. 1992.

Axel Honneth, Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie, Frankfurt/M. 1989.



## Bildnachweis

*Titelbild:* Archiv der Goethe-Universität

*Inhalt:* Hinweise beim jeweiligen Beitrag

*Editorial:* Seite 1 Foto: Uwe Dettmar.

Frankfurt

*Campus-Universität:* Fotos Seite 8, 9, 10 unten, 11, 13 unten: Dettmar; Skizze S. 10: Deutsches Architektur-Museum; Autorenfoto Seite 10: Jochen Günther; Skizze Seite 11: Architekturbüro Reinhard Tölke; Foto Seite 13 oben: Claudia Becker, Frankfurt; Fotos Seite 14 und 15: Christian Büchi, Mainz.

*Wissenschaftsstadt Frankfurt:* Foto und Abbildungen, soweit nicht anders angegeben: Historisches Museum, Frankfurt; Seite 18 unten Reproduktion: Dettmar; Seite 20 Reproduktion: Dettmar; Seite 23 Foto: Archiv der Hoechst AG, Frankfurt; Seite 24 oben Reproduktion: Dettmar; Seite 24 unten Foto: Dettmar; Seite 27 Urkunde und Siegel: Archiv der Goethe-Universität.

*Bürgerengagement für Wissenschaft:* Fotos, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Goethe-Universität; Autorenfoto Seite 31: Stefan Döberl; Fotos Seite 31 links aus: Max-Flesch-Thebesius, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt, 1964.

*Blüte – Niedergang – Aufbau:* Fotos, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Goethe-Universität; Foto Seite 34 unten und Seite 39: Historisches Museum Frankfurt; Foto Seite 38: Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt; Fotos Seite 40: Walter Ried, Frankfurt; Grafik Seite 41: Conny Kumle, Seeheim-Jugenheim; Autorenfoto Seite 42: privat; Cover Seite 45: Notker Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main – Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Band 1, 1914 bis 1950, Frankfurt, 1989; Foto Seite 47: Ullstein Bilderdienst, Berlin; Foto Seite 48: Keystone Pressdienst, Hamburg

*Studenten in der Zeit des Faschismus:* Fotos und Flugblätter: Archiv der Goethe-Universität.

*Im Namen „Goethe“:* Fotos: Archiv der Goethe-Universität, Reproduktionen: Dettmar.

*Wiedereröffnung nach 1945:* Fotos Seite 60 und 62: Institut für Stadtgeschichte; Fotos Seite 69: Archiv der Goethe-Universität; Autorenfoto Seite 63: Frankfurter Allgemeine Zeitung/Helmut Fricke.

*Pioniere und Grenzgänger:* Fotos, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Goethe-Universität; Foto Seite 64 links und 67 oben: Historisches Museum Frankfurt; Foto Seite 65 oben rechts und Seite 66 rechts: Paul-Ehrlich-Institut, Langen; Autorenfoto Seite 67 unten: Dettmar; Seite 68 unten und 69 oben rechts: Max-Horkheimer-Archiv, Frankfurt; Seite 70 Zeichnung aus: Paul Arnsberg, Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution, Band III, Darmstadt, 1983; Seite 70 links: Frobenius Institut, Frankfurt; Seite 71 oben: Privatbesitz von Friedeburg.

*Der Physikalische Verein:* Fotos, soweit nicht anders angegeben: Physikalischer Verein, Frankfurt; Seite 75, 76, 79 oben und 81: Archiv der Goethe-Universität; Seite 77 und 80 oben: Historisches Museum Frankfurt; Seite 79 Mitte und unten: Asea Brown Boveri; Seite 81 Mitte und unten: Institut für Stadtge-

schichte; Seite 83 oben: Stadtvermessungsamt Frankfurt; Autorenfoto Seite 83: Büchi.

*Chemie-Geschichte:* Fotos, soweit nicht anders angegeben: Walter Ried, Frankfurt; Foto Seite 85 oben links: Paul-Ehrlich-Institut; Foto Seite 85 rechts unten: Martin Steinacker, Berlin; Foto Seite 86 oben: Dettmar; Foto Seite 86 unten links: Ullstein Bilderdienst; Foto Seite 91 oben: Pressestelle der Goethe-Universität; Autorenfoto Seite 91: Büchi.

*Mathematik-Geschichte:* Illustration Seite 92/93 und Grafik Seite 95: Elmar Lixenfeld, Frankfurt; Fotos, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Goethe-Universität; Schaubilder Seite 94 unten und 101 oben: Kumle; Foto Seite 97 oben und 98 aus: Hel Braun, Eine Frau und die Mathematik, Heidelberg, 1990; Autorenfoto Seite 24 unten: Simone Humml, Frankfurt; Foto Seite 99 oben aus: Mathematical Intelligencer; Foto Seite 101: Franz.

*Rechtsgeschichte:* Foto Seite 103 links aus: Rainer Koch (Hg.), Die Frankfurter Nationalversammlung 1948/49, Frankfurt, 1989; Foto Seite 103 rechts aus: Lothar Gall (Hg.), Frankfurt am Main 1200 – Tradition und Perspektiven, Siegmaringen, 1994; Fotos, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Goethe-Universität; Foto Seite 104 Mitte: Katja Tausig; Foto Seite 104 unten aus: Diestelkamp/Stolleis, Juristen an der Universität Frankfurt, Baden Baden, 1989; Foto Seite 105 oben links und 107 oben: Ullstein Bilderdienst; Grafik 105 unten aus: Wilhelm Sickel, Sammelband (Jur. Sem. VIE 390), 1899; Autorenfoto Seite 106: privat; Foto Seite 106 unten aus: Lewald, Hans, Griechische Papyri, Frankfurt, 1920.

*Frankfurter Strafrechtslehrer:* Foto Seite 108 links und 110 rechts: Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt; Fotos Seite 108 unten: Archiv der Goethe-Universität; Fresko Seite 109: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz/Giotto; Foto Seite 110 unten links aus: Diestelkamp/Stolleis, Juristen an der Universität Frankfurt, Baden Baden, 1989; Autorenfoto Seite 111: Büchi.

*Buber und die jüdische Theologie:* Foto Seite 112 und Handschrift Seite 112 und 113, Seite 116 unten und 117 unten: Martin-Buber-Archiv, Jerusalem; Foto Seite 114, 116 oben, 117 oben: Archiv Bibliographia Judaica, Frankfurt; Cover Seite 114: Martin Buber (Hg.), Die Gesellschaft – Die Arbeiter-Bewegung, Von Eduard Bernstein, Frankfurt, 1910; Foto Seite 115: Archiv der Goethe-Universität; Autorenfoto Seite 119: privat.

*Wertheimer und die Gestaltpsychologie:* Foto und Zeichnungen, wenn nicht anders angegeben: Viktor Sarris, Frankfurt; Zeichnungen Seite 121 Mitte und unten: Deutsches Filmmuseum Frankfurt; Collage Seite 122 oben: Max Born; Grafiken Seite 122 unten: Kumle; Zeichnung Seite 123 links: Max Wertheimer; Autorenfoto Seite 123: Büchi.

*Afrikaforscher Frobenius:* Abbildungen, wenn nicht anders angegeben: Frobenius-Institut, Frankfurt; Autorenfoto Seite 136: Ute Schendel, Frankfurt.

*Neumark und die Nationalökonomie:* Foto Seite 138 links: Ullstein Bilderdienst; Fotos 138 rechts, 140 oben und 143 oben links: Archiv der Goethe-Universität; Foto 139: Max Göllner, Frankfurt; Foto Seite 140 aus: Histoire de l'Université de Genève, Annexes. Histo-

riques des facultés et des instituts, Genève, 1959; Fotos Seite 141 oben und links aus: Fritz Neumark, Zuflucht am Bosphorus, Frankfurt, 1980; Foto Seite 141 unten: dpa, Frankfurt; Fotos Seite 142 und 143 Mitte: Norbert Andel, Frankfurt; Cover 143 unten links: Fritz Neumark, Wirtschafts- und Finanzprobleme des Interventionsstaates, Tübingen, 1961; Autorenfoto Seite 143: Büchi

*Ehrenbürger Adolph Lowe:* Foto Seite 144: Die Zeit/Manfred Wienhöfer; Autorenfoto Seite 145: Die Zeit; Foto Seite 147: Archiv der sozialen Demokratie, Bonn;

*Edinger und die Hirnforschung:* Illustration Seite 148: Lixenfeld; Abbildungen und Vorlagen Seite 149 bis 157: Archiv des Edinger Instituts, Frankfurt; Foto Seite 152: Dettmar; Foto Seite 154: Historisches Museum, Frankfurt; Autorenfoto Seite 156: Dettmar.

*Tilly Edinger und die Paläoneurologie:* Fotos, wenn nicht anders angegeben: Edinger Institut; Seite 161: Netherlands Institute for Brain Research, Amsterdam; Seite 162: Firma Erdal-Rex, Mainz; Autorenfoto Seite 164: Becker.

*Goldstein und die Neuropsychologie:* Quellenangaben bei den einzelnen Abbildungen; Autorenfoto Seite 90: Schläger

*Goethe-Bild bei Neurowissenschaftlern:* Seite 178: siehe Bildtext; Seite 179 bis 181 oben: Edinger Institut; Seite 181 unten: G. Dawe; Seite 182 aus Edwin Clarke, An Illustrated History of Brain Function, Los Angeles, 1972.

*Institut für Sozialforschung:* Seite 184 und 185 Bild 1: Historisches Museum, Frankfurt, Bild 2: Archiv des Instituts für Sozialforschung; Bild 3 und Bild 4: Horkheimer-Pollock-Archiv im Archivzentrum der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt, Bild 5 und 7 Archiv Institut für Sozialforschung, Bild 6 Horkheimer-Pollock-Archiv; Seite 186 Fotos oben: Horkheimer-Pollock-Archiv; Foto Mitte: Leo-Löwenthal-Archiv im Archivzentrum der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt; Foto unten: Ilse Mayer-Gehrken; Seite 187, 190 bis 193: Fotos Horkheimer-Pollock-Archiv; Fotos Seite 194: Barbara Klemm, Frankfurt; Foto Seite 31 oben: aus Scheible, Hartmut, Theodor W. Adorno, Hamburg, 1989; Comic: aus Wolfgang Kraushaar, Wolfgang (Hg.), Frankfurter Schule und Studentenbewegung, Band 1, Hamburg, 1998, Foto unten: Harald Meisert, Frankfurt; Foto Seite 196: Dettmar; Foto Seite 197: Institut für Sozialforschung; Autorenfoto Seite 199: Büchi.

*Institut für Sozialforschung:* Fotos Seite 201 und 207 unten: Dettmar; Foto Seite 202: Horkheimer-Pollock-Archiv; Karrikatur Seite 203 aus: Helmuth Gumnior et. al., Horkheimer, Hamburg, 1988; Foto Seite 204 oben: Inge Werth, Frankfurt; Foto unten und Fotos Seite 206: Barbara Klemm; Foto Seite 205: Max Scheler, Hamburg; Fotos Seite 207 oben und Mitte: Archiv Institut für Sozialforschung.

*Habermas und die kritische Theorie:* Fotos Seite 208 und 209: dpa, Frankfurt; Foto Seite 210 oben: Manfred A. Tripp, Tönisvorst; Foto unten: Abisag-Tüllmann-Archiv/Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin; Foto Seite 211 oben: Max Scheler, Hamburg, Foto unten: Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung; Fotos Seite 212: dpa; Autorenfoto Seite 214: Büchi.



# Forschung Frankfurt

## Abonnement

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der J. W. Goethe-Universität, stellt viermal im Jahr Forschungsaktivitäten der Frankfurter Universität vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebietes.

FORSCHUNG FRANKFURT macht Arbeiten aus allen an der J. W. Goethe-Universität vertretenen Disziplinen über die engeren Fachkreise hinaus bekannt.

Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von DM 20,- pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.

Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von DM 15,- als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweises lege ich bei).

Name  Vorname

Straße, Nr.  PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige): Hauspost-Anschrift

Datum  Unterschrift

**Widerrufsrecht:** Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich beim Präsidenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift:

Datum  Unterschrift

Bitte richten Sie Ihre Bestellung

An den Präsidenten der Johann Wolfgang-  
Goethe-Universität,  
„FORSCHUNG FRANKFURT“,  
Postfach 111932, 60054 Frankfurt

Wissenschaftsmagazin  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität

## Impressum

### Herausgeber

Der Präsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt am Main

### Redaktion

Ulrike Jaspers, Referentin für Wissenschaftsberichterstattung und Markus Gögele, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Raum 1053, Telefon (069) 798-23266, Telefax (069) 798-28530, E-Mail: jaspers@ltg.uni-fraankfurt.de

### Vertrieb

Ingrid Steier, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Raum 1052, Telefon (069) 798-22472

### Anzeigenverwaltung und Druck

Anzeigenagentur Alpha, Informationsgesellschaft mbH, Finkenstraße 10, Postfach 14 80, 68623 Lampertheim, Telefon (06206) 939-0, Telefax (06206) 939-232

### Herstellung, Layout, Reprographie

Rudolf J. Manke, Computerservice, Sperlingweg 3, 68623 Lampertheim, Telefon (06206) 910313, Telefax (06206) 910315, E-Mail: r\_manke@rjm.de

### Gestaltung

Ulrike Jaspers, Conny Cumle, Elmar Lixenfeld und Rudolf J. Manke

### Bezugsbedingungen

FORSCHUNG FRANKFURT kann gegen eine jährliche Gebühr von 20,- DM, abonniert werden. Das Einzelheft kostet 5,- DM bei Versand zzgl. Porto. Einzelverkauf u.a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb.

Die Beilage „FORSCHUNG FRANKFURT extra“ erscheint zur Buchmesse im Oktober und wird kostenlos mit der vierten Ausgabe des Wissenschaftsmagazins geliefert.

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für FORSCHUNG FRANKFURT im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von FORSCHUNG FRANKFURT (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von FORSCHUNG FRANKFURT werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

18. Jahrgang

ISSN 0175-0992

k

HB 26: K 530

StUB Ffm



86 933 373

(Q 86.933.37)